



Aus vier Jahrhunderten.

Aus vier Jahrhunderten.

Mittheilungen

aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden

von

Dr. Karl von Weber,

Ministerialrath, Director des Haupt-Staatsarchivs.

Neue Folge.

In zwei Bänden. — Zweiter Band.

Verlag von Bernhard Tauchnitz

Leipzig, 1861.

Inhaltsverzeichniß.

Die Vermählung des K. Mathias Corvinus von Ungarn. 1476.

Der tapfere König von Ungarn, Mathias Corvinus, bewarb sich im J. 1474 um die Hand der schönen Beatrix, Tochter des Königs Ferdinand von Neapel. Die Einleitungen wurden durch den Bischof zu Ferrara und päbstlichen Legaten Laurentius getroffen, und die weiteren Verhandlungen sodann, wie ein uns vorliegendes Schreiben besagt, durch „Fürsten, Herrn, Ritter und Knechte auf beiden Theilen mit Fleiß hin und herwieder" fortgesetzt. Unter dem 3. October 1474 konnte der greise Doge von Venedig, Nicolaus Marcello, in einem, im Haupt-Staatsarchiv in Abschrift befindlichen, Schreiben dem König von Ungarn seinen Glückwunsch zu der verabredeten Verbindung darbringen. Die erste Kunde über die Annahme seiner Bewerbung gelangte an König Mathias am Sanct Martinstag (11. November) 1474: er ließ die Nachricht öffentlich verkündigen und in Breslau, wo er sich gerade befand, „Freudenfeuer machen, lauten und allerlei Saitenspiel gebrauchen." Bald darauf trafen in Breslau des Königs von Neapel „Oratores" (Gesandte) ein, darunter ein „Mächtiger des deutschen Ordens, Vicerer genannt"; ihnen folgte eine Gesandtschaft der Republik Venedig, mit der Mathias schon seit dem J. 1463 in Verbindung stand.* In der nächsten Zeit hinderte der Krieg mit den Türken die Vollziehung der Verbindung, sobald es aber thunlich, sendete Mathias eine zahlreiche Gesandtschaft nach dem entfernten Neapel, um die Braut abzuholen: wir finden darunter den

* Horvath, Geschichte der Ungarn. Th. I. S. 349.

Herzog Heinrich von Glatz, die Herzöge von Schlesien zu Ratibor und Oppeln, den Bischof Rudolf von Breslau, die Grafen Hans und Peter von Pösing, Hinko von Neuhaus, Hans von Sternberg, 2 von Eulenburg, Ritter Heinrich Scheller u. A., dazu „Spielleute und Narren und 16 Türken." Der Zug war über 800 reisige Pferde stark. Die „Herren" waren mit goldenen, die Ritter mit „rothen Harnischen Stücken, Damast und Atlas" vom König gekleidet; für jedes Pferd hatte er 50 ungarische Gulden „zur Zehrung" mitgegeben. In Neapel wurde die Gesandtschaft vom König „höflich empfahen, ihr nach Gebührlichkeit Ehre angethan," allein mehrere, „die des Lufts und wälscher Kost nicht gewohnt, wurden mit merklicher Krankheit beladen," Hans von Sternberg und Heinrich Scheller starben und Hans von Neuhaus ist „kaum mit dem Leben davon kommen."

Bei König Mathias befand sich damals eine Gesandtschaft der Brüder Ernst, Churfürst, und Albert, Herzog von Sachsen, bestehend aus dem Obermarschall Hugold von Schleinitz und Dr. Johann von Weißenbach, Dechant zu Meißen. Ihr Auftrag ging dahin verschiedene streitige Verhältnisse zu lösen,* daneben wurden sie aber auch angewiesen, in Ungarn Schafe anzukaufen, wozu ihnen Churfürst Ernst 200 Gulden übersendete.

Den Mittheilungen dieser Gesandten verdanken wir unsere Nachrichten. Sie berichten u. a. am 8. Februar 1475:

„Der König und die Seinen sagen uns alle Tage, er wolle die Sachen fördern und uns nicht aufhalten und werden wir doch gleichwohl verzogen und besorgen, daß wir vor Montag nicht von hinnen kommen. Am Sonntag hat der König in der Kirche Messe gehört, da sind die Sendboten von Neapel und der Venediger zum König in die Kirche gekommen. Unter der Messe nach dem patrem, als man pflegt zu predigen, ist der Venediger mit Wissen des Königs und der Bischof

* v. Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte S. 91 u. f.

vor dem Hochaltar dem König gegenüber, auf einen serbischen Teppich getreten und hat da mit seiner wälschen Gebärde eine Lobrede auf des Königs Heirath in Latein gethan, als wir Ew. G. in Latein verzeichnet schicken. Darauf hat ihm der König die Hand gegeben und wir verstehn nicht, daß er sonst mehr beim König zu beschicken habe.* Darnach ist der neapolitanische Botschafter, auch der Venediger, mit dem König gen Hof geritten. Diesmal hat der König die neapolitanische Botschaft gehört, die gar kurze Werbung gethan hat, bei dem Allen sind wir bei dem König gewesen. Gestern Dienstags, hat der König die Botschafter und uns zu Gaste und darnach einen Tanz gehabt, da hat der Venediger auch getanzt und sich gar höflich am Tanz gedäucht. Demselbigen Venediger ist ein Hofeweisen zu Ofen von einer Frau wegen geschehn,** dessen er wohl würdig ist, und hat darnach mit einer andern Frau eine solche Büberei getrieben, daß gräulich davon zu reden und zu lang zu schreiben ist, also der König mir Hugold (v. Schleinitz) das Alles gesagt hat. Es hat die Fastnacht Niemand denn der Phenyschko und Christoph Forstichen gerannt. Heute sollen der Krotko, ein Pollak und der weiße Haugwitz in ihrem ganzen Harnisch auf „vorlegertten" (gepanzerten) Hengsten in wälschen Sätteln mit Reisespießen rennen: werden Stechschilde über dem Harnisch haben. Morgen wird ein Gesellenstechen werden und sollen um zwei Danke stechen, den ersten unter hundert, den andern unter 60 Gulden und sollen denen gegeben werden, die das beste thun: es werden kaum zehn Stecher sein. Es hat ein Wälscher den König bitten lassen, daß er ihm wolle einen Renner zuschicken, das hat der König bewilligt und der Wälsche hat sich am Montag aus des Königs Harnisch Kammer zum Rennen best angezogen beritten, dem hat es auf Wälsch damit zugestan-

* Wie Horvath a. a. O. Th. I. S. 371 n. 2 berichtet, entstanden im J. 1475 zwischen Mathias und Venedig Differenzen, welche von der Republik mit Gold ausgeglichen werden mußten.

** d. h. er ist des Hofs verwiesen worden.

den,* darüber haben wir die fröhlichste Fastnacht gehabt, und wir versehn nicht, daß er sich förder nach Rennen oder Stechen sehnen werde."

Der König von Neapel übergab der Gesandtschaft, die längere Zeit in Neapel verweilte, die Prinzessin Beatrix, nachdem er „sie bereitet und zugerichtet": der Zug, der noch durch das „Hofgesinde" der Prinzessin vermehrt ward, trat im J. 1476 die Reise nach Ungarn an. Als die Kunde hiervon König Mathias zukam, erließ er zahlreiche Einladungen an Fürsten, Herrn und Ritter, zur Theilnahme an den Festen, durch welche er seine Vermählung zu verherrlichen beabsichtigte und zu deren Vorbereitung er, wie die sächsischen Gesandten erzählen, „kein Geld noch Gut gespart, sondern williglich und reichlich dargegeben." Beim Herannahen des Reisezuges der fürstlichen Braut, der „in den wälschen und kaiserlichen Landen große Ehre geschah," sendete der König ihr Niclas, Herzog von Limbach, Gespan zu Preßburg, nach Pettau entgegen, „auf das allerhübscheste zugerichtet, darzu des Königs Mutter, nebst 20 wohlgekleideten Jungfrauen, ihren Dienerinnen und andern Frauen und Jungfrauen aus Ungarn."

Ueber die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst, denen die sächsischen Gesandten beiwohnten, sendeten diese einen ausführlichen Bericht ein, den wir in seiner naiven Originalität, nur mit neuerer Orthographie, hier folgen lassen, da er in seinen Einzelheiten ein lebendiges Bild aus der damaligen Zeit liefert.

Unsere Vorlage lautet also:

„Auf den Freitag vor unserer Frauentag conceptionis (6. Decbr.) 1476 hat der durchlauchtige König zu Ungarn und Böhmen rc. Befehl gegeben dem Wolitzember, einen ungarischen Herrn und des Legaten und Bischofs zu Erlau Bruder und die Botschafter der Churfürsten zu Pfalz, Sachsen und Herzogs Otto von Bayern bitten lassen mit höflichen

* Es ist ihm übel gegangen.

Worten, Seiner Königlichen Gn. zu Ehren und Wohlgefallen, von ihrer gnädigen Herren wegen, auf den Sonntag darnach mit seiner K. G., andern Fürsten und Herrn mit gen Stuhlweißenburg zu reiten, allda S. K. G. im Willen seine Gemahlin zu empfangen und krönen zu lassen; das haben die Botschafter auf Befehl ihrer gnädigen Herrn mit großen Freuden und gutem Willen gethan.

Den Dienstag darnach (10. December) hat S. K. G. der Churfürsten und Fürsten Botschaften beschickt durch einen mährischen Herrn Watzlav von Zschernechow, daß S. K. G. im Willen sei, seiner versprochenen Gemahlin entgegen zu reiten, also ist S. K. G. ausgeritten von Stuhlweißenburg, mit dem König von Bosnien, vielen Fürsten und Fürsten Botschaften und Andern, für seine eigene Person mit 10 köstlich und wohlgeschmückten Hengsten, die Zäume und Sättel hinten und vorn, die Steigleder mit Perlen und Gold gestickt, darauf 10 wohl gezierte Knaben, in Damast, mit Perlen, an Aermeln in Silber gestickt.

Ueber eine halbe Meile sind 3 Zelte, eines von braunem Sammet und zwei fast köstlich ausgeschlagen, dabei ein großes Feuer gemacht, und ist der König mitsammt dem König von Bosnien und Andern abgestiegen und hat geordnet der Churfürsten und Fürsten Botschaften allernächst vor S. K. G. bei dem Schwert zur rechten Hand. Des Großgrafen Sohn trug das Schwert, auf der andern Seite gingen die Erzbischöfe von Ungarn, die Venediger und Andere.

Dreizehn ganze blaue Tücher wurden gebreitet von demselben Ort bis auf die Straße, da die versprochene Gemahlin des Königs mit den Ihren kam. Also kam Wammi Niclas von der Königin und brachte dem König einen Kranz mit einem Ring, darin ein Demant;* der König empfing es höflich. Von Stund darnach (bald darauf) kam die Königin

* Mailath, Geschichte der Magyaren III. 71, erzählt, der Herzog von Limbach habe dem König einen Schleier, auf welchem der Brautring aufgereiht gewesen, übergeben.

mit des Königs Mutter köstlich auf einem goldenen Wagen, darüber ein rothgoldenes Stück, unterzogen mit grünem Sammet, die Polster darin alle von goldenen Stücken, acht weiße Hengste davor, der Hengste Geräth Alles geschnitten von rothem Sammet, zwei Wagenknechte in Sammet, beschnittene und vergoldete Knöpfe daran, darnach sieben vergoldete Wagen, fast köstlich von Rossen und Anderm zugerichtet, desgleichen ich nie gesehn habe.

Auf die Tücher ist abgestiegen die Königin mit des Grafen von Croatien Frau und des Königs Mutter: die Königin hat der Pankratz Weyda und Wammi Niclas zum halben Weg der Tücher geführt, der König ist mit sammt den Andern die andere Hälfte entgegen gegangen: die Königin hat sich fast tief geneigt, der König aber sie gar hübsch aufgezogen bei der Hand und sie auf das freundlichste empfangen, daß es vielen Leuten wohl gefallen hat.

Der König führte sie selbst in das köstliche Zelt, der König von Bosnien, die Fürsten und der Fürsten Botschaften gingen, so wie vorgeordnet war, nur die Venediger fingen ein Anderes an, und drängten sich an den Ort, dahin sie nicht geschickt waren. Darnach hob der Legat und Bischof von Erlau an, zu empfangen die Königin auf Befehl des Königs mit hübscher wälscher Sprache, unter andern Worten meldete er des Königs Besorgniß bei der fernen und abentheuerlichen Reise der Königin und der Ihren. Darauf hat die Königin selbst zur Stunde tugendlich dem König gedankt auf das höflichste mit hochvernünftigen Worten.

Darnach blies man zu Pferde, da setzte man die Königin auf einen weißen Zelter, desgleichen that der König auch und saß auf seinem Hengst, köstlich geschmückt mit Perlen, edlen Gestein und Gold. Da wurden die Tücher von den Wälschen und andern zerschnitten und zerrissen, die da aufgebreitet waren, darüber schlug und raufte man sich.

Zu halbem Wege zwischen dem Empfang und der Stadt kam der Hochgeborne Fürst, Herzog Christoph von Bayern

und Wilhelm von Munchingen Ritter, beide wohl zugerichtet und zunächst vor dem König und der Königin trieben sie den Ritterschimpf zu rennen, fest angezogen und thaten fast ein gutes Rennen, blieben keiner sitzen. Die Wälschen hatten große Verwunderung an dem Brechen des Spießes Herzog Christophs.

Da haben die Venediger auf dem Wege bei dem König und der Königin am Nächsten zu reiten fleißig vorgenommen, was doch außer der Ordnung des Königs gewesen, dabei man erkennt, wie es Sr. Gnaden und den Andern gefallen hat.

Die ganze Priesterschaft in der Procession mit dem Heiligthum, ist dem König und der Königin entgegen, für die Kirche St. Stephans, welches die erste Kirche in Ungarn ist, da man pflegt König und Königin darin zu krönen des Reichs. Der König und die Königin sind abgestiegen und neben einander unter einen Himmel in die Kirche gegangen in den Chor. Zur linken Hand stand der König, zur rechten die Königin, einander gegenüber, da sang man den Lobgesang, Te deum laudamus. Darnach thät der König die Königin führen in ihr Zimmer, alsdann ist der König in seine Herberge gezogen und hat vor der Stiege den Fürsten und der Fürsten Botschaften und Andern eine gute Nacht gesagt.

Auf Mittwoch (11. December) darnach, um 9 Uhr, kamen der König von Bosnien, die Fürsten und Fürstenbotschaften, die ungarischen Bischöfe und andere Herrn zu dem König, zu dienen und gingen alsdann in großer Versammlung in die Kirche, da stand der König wie zuvor und nach ihm des Königs von Neapel Sohn und auch desselben Königs Botschaft, der Erzbischof von Neapel und der Herzog von Calabrien. Die Venediger haben sich selbst zunächst daran gestellt, sie wurden aber von dem Marschall unter die andern Botschaften gewiesen. Also ging der König und die Königin mit einer Procession um. Als man wieder in den Stand treten sollte, wie vorgeordnet war, wollten dies die

Venediger nicht, traten in den Stuhl, aus dem sie zuvor von des Königs Leuten gewiesen worden waren, sie blieben aber nicht darin.

Zur Rechten stand die Königin, über dem dritten Stuhl darnach stand Herzog Christoph von Bayern, nach ihm der Churfürsten und Fürsten Botschaften, Graf Bernhard von Eberstein, Hr. Heinrich von Miltitz, der von Bern, Veit von Schamberg und andere Abgesandte, darnach der Legat Bischof zu Breslau, der Erzbischof von Colozscha:* die andern Bischöfe standen an einer Querbank, dem Altar gegenüber, viele andere ungarische Herrn waren alle reichlich und wohlgeziert gekleidet. Außerhalb des Stuhls der Königin, saß die Hofmeisterin auf der Erde mit andern Frauen und Jungfrauen, die mit Ihro Gnaden von Neapel gekommen sind.

Also kam der Legat, Bischof zu Erlau, vor ihm und nach ihm gingen Bischöfe und Pröbste mit der Inful, köstlich geziert, allenthalben wie sich das zum Gottesdienste löblich gebührt und fingen an das Amt mit löblichem Gesang mit französischen Gesetzen. Nach dem Evangelium trug der Probst von Stuhlweißenburg das Buch von dem Altar, da empfing es der Erzbischof von Colozscha es zu tragen dem König und der Königin es zu küssen, vor ihm her gingen Herzog Friedrich von der Liegnitz, Herzog Hinko, Herzog Hans von Rapperg, Herzog Niclas von Noppel (Oppeln), der Graf von Croatien und ein ungarischer Herr: hat jeder ein Windlicht getragen vor dem Buche.

Zum Opfer des Königs ist vorgetreten dem König, Herzog Christoph von Bayern, Graf Bernhard von Eberstein, Herr

* Unsere Quelle nennt wechselnd bald einen Erzbischof, bald einen Bischof von Colozscha: Ersteres ist das Richtige, da der König von Ungarn Geysa II. († 1161) statt des von K. Stephan I. (dem Heiligen) begründeten Bisthums zu Colozscha, ein Erzbisthum stiftete. Büsching, Erdbeschreibung Th. II. S. 447 ed. 8.

Heinrich von Miltitz,* der von Bern, Veit von Schamberg, nach Ordnung des Königs. Die Königin ist darnach in guter Ordnung auch zum Opfer gegangen. Also gingen nach dem Amt der König und die Königin jeder in sein Zimmer nach guter Ordnung. Die Kirche von St. Stephan mit ihrem löblichen Heiligthum ward angenommen von denen von Ofen zur Bewachung und Bewahrung mit gewappneter Hand; nach ihrem alten Herkommen haben die also Wacht gehalten über Nacht bis auf den andern Tag, zu des Königs Meßgang zur Krönung, und ließen wenig Leute aus und ein.

Auf Donnerstag (12. Decbr.) darnach zu der Krönung der Königin, haben sich Könige, Fürsten, geistliche und weltliche Botschaften der Fürsten und Städte und Andere, köstlich angelegt, sind zu des Königs Herberge geritten und gegangen zum Dienst und zu Ehren des Königs. Also hat der König ihnen seine Hand geboten und einen guten Morgen gegeben und sich erhoben zur Kirche zu gehn nach Ordnung wie zuvor. Die Venediger, anstatt nach der Ordnung zu gehn und zu stehn, thaten aber was ihnen nicht gestattet ward, das war ihnen verdrießlich. Also ist die Kirche aufgesperrt worden und der König in den Stuhl getreten, unter ihm des Königs von Neapel Sohn und Andere, wie zuvor geschrieben ist.

Da kam die Königin und ward mit großer Köstlichkeit mit des Königs von Ungarn Mutter und vielen andern Frauen und Jungfrauen, oben in dem Chor bei dem Hochaltar auf einen Stuhl, 12 Staffeln hoch, mit goldenen Tüchern umhangen, geführt, in einem roth goldenen Rock, darüber einen Zindelrock mit aufgeschnittenen Aermeln auf wälsche Gewohnheit mit offnem Haar, darauf zwei Reihen Perlen, fast rund, weiß, groß und köstlich.

Gegenüber dem König stand der König von Bosnien niedriger und hatte an einen köstlichen Rock mit edlen Ge-

* Miltitz, einer der vertrauten Räthe Ernsts und Albrechts, ward auch später wieder an K. Mathias gesendet: v. Langenn a. a. O. S. 125.

stein und mit Perlen gestickt, darauf ein Koller, 17 Mark Goldes schwer, darin eingesetzt 500 Diamanten und andere Edelsteine, dazu einen Saphir auf 1000 Gulden geschätzt; nach dem K. v. Bosnien standen Herzog Christoph von Bayern, der Churfürsten und Fürsten Botschaften und Andere, wie zuvor.

Darnach kam der Erzbischof von Colozscha mit anderen Bischöfen und Pröbsten in großer Zierlichkeit, die zum Gottesdienst gehört, da hub an der Bischof von Veszprim das Amt zu singen, dem dienten andere Bischöfe und Pröbste und ward daselbst das Amt mit köstlichen gesetzten Stücken gesungen, und, wie sich das gebührt, löblich vollbracht, bis auf die Zeit, daß man die Königin krönen sollte, vor dem Sanctus. Auf dem Stuhle neben dem Hochaltar, unter einem vorgezogenen Tuche entkleidete man die Königin bis auf das Hemde und that ihr an ein königliches Kleid; ein roth goldenes Stück war der Rock und ein goldener Mantel darüber, wie einer Königin zugehört, die eine Krone empfangen soll. Der goldene Rock war auf dem rechten Arm und den Schultern zerschnitten, daß der Chrisam * und Balsam auf den bloßen Leib mochte rinnen.

Darnach hat der König dem König von Bosnien einen goldenen Apfel geschickt, vor Seiner Gnaden zu tragen, wie sich zur königlichen Krönung gebührt, darnach sind beide Könige auf den Stuhl, 12 Staffeln hoch gegangen, darauf gestanden die Königin und des Königs Mutter. Als die Gemahlin des Königs königlich gekleidet, hat sie der Legat und Bischof von Erlau, dazu ein anderer Bischof, vor den Altar geführt, da ist sie niedergekniet vor einem Stuhl, schön bedeckt. Also machte man Raum und führte hin der Churfürsten und Fürsten Botschaften, um zunächst bei der Krönung zu stehn. Da fragte der Großgraf von Ungarn, ob es S. K. Gn. Wille wäre, die Königin zu krönen. Die Antwort ist

---

* Chrisam, d. h. feierlich geweihtes Salböl.

gewesen, Ja! Also fingen der Bischof von Veszprim und andere Bischöfe und Priesterschaft an viel guten Gesang und segneten sie, und lasen vor nach alter Gewohnheit den Eid der Krone von Ungarn, den mußte sie nachsprechen und fragten sie, ob sie das alles gewilligt wäre zu thun? Ihro Gnaden antwortete tugendlich und sprach Ja! Noch einmal fragte der Großgraf den König, ob man ihr die Krone aufsetzen sollte, ist von S. K. Gn. geantwortet worden wie zuvor. Also stand sie auf von den Knien und man nahm von ihr den königlichen Mantel und der Bischof von Veszprim, der König von Bosnien, der Großgraf und Gubernator und andere mächtige ungarische Herrn setzten ihr auf eine köstliche Krone, reich von Gold, darin eingesetzt 25 große Diamanten und Rubine, ein Saphir, so schön und groß, als ich je gesehn habe. Darnach hob an eine große Freudenmusik von köstlichen Sängern, Trompetern und Pfeifern, daß Einer des Andern Wort nicht wohl hören mochte. Als das geendet, ging die Königin mit königlicher Majestät wieder auf ihren Stuhl, wo sie vor der Krönung gestanden, da ging der König ihr entgegen, begegnete der Königin auf der niederen Staffel, da war ein köstlicher Stuhl bereitet vor dem Hochaltar, darauf setzte er sich in seiner königlichen Majestät und schlug Ritter, wie hernach folgt; zum ersten Herzog Hinko, Herzog Friedrich von Liegnitz, Herzog Christoph, des Königs von Neapel Sohn, Herrn Dobwisch von Zschernechow, Herrn Watzlav von Zschernechow, Veit von Schaumberg und 16 andere.

Nachdem ging der König wieder in seinen Stuhl, also ward das Amt ehrlich vollbracht. Dann ging der König in der Ordnung, wie er eingegangen war, in seine Herberge, desgleichen ging die Königin in ihr Zimmer. Dann hat man zu Tische gerichtet in der k. Herberge in einem schönen Zimmer mit köstlichen Tüchern umhangen, darin stand ein viereckiger Tisch in der Mitte der rechten Seite auf einer Erhöhung von 3 Staffeln, daran saß der König und die Königin: auf beiden Seiten waren lange Tafeln. Zur

Rechten und am Nächsten, der Königssohn von Neapel und darnach am andern Ende zu Oberst, saßen der Erzbischof von Neapel und desselben Königs Botschaft und darnach die Venediger in der Mitte.

Auf der linken Seite neben der Königin am Nächsten, saß Herzog Christoph von Bayern und des Herzogs von Sachsen Botschaft und an dem andern Ende die der Pfalzgrafen und in der Mitte saß Herzog Ludwigs und Herzogs Otto von Bayern Botschaft.

Die da gedient haben bei Tische mit Essen, Trinken, Vorschneiden, Aufhebung und Vorlegen, sind alle gewesen Grafen und Freiherrn.

Zu dem Mahle waren zugerichtet, 25 köstliche Essen, hat man etliche viel unterlassen zu essen, der Kürze des Tags halber.

Herzog Friedrich von Liegnitz hat gleich nach dem Essen gerannt mit einem seiner Diener.

Peter von Haugwitz hat gerannt im ganzen Harnisch mit einem Böhmen unter verdeckten Hengsten und sind beide gefallen.

Auf den Freitag darnach (13. Decbr.) sind der König und die Königin ausgezogen in der Ordnung wie zuvor, mit dem Zusatz, daß noch zwei goldene Wagen, die köstlichsten von allen, die der sie gemacht schätzt auf 4000 Gulden, auch mehr geharnischte Leute als zuvor, gewesen. Zur Nacht ist der König zwischen Stuhlweißenburg und Ofen mit den Seinen unterwegs geblieben.

Auf den Sonntag nach unserer Frauentag conceptionis (15. Decbr.) ist der König zu Ofen eingezogen, wie hiernach folgt. Nah bei der Stadt sind gekommen Herzog Christophs Diener und der Fürsten Räthe, da rannten 2, genannt Jhan von Ysan und Hans vom Stein und zwei haben gestochen: die gehören Alle Herzog Christoph zu.

Mehr Reisige sind vor dem König und der Königin und nach geritten, mehr denn zu Stuhlweißenburg, wohl

gerüstet mit Hengsten und Harnisch, wohl geschmückt in aller Ordnung, nur die Venediger haben sich mit des Königs von Neapel Sohn und Botschaft fast dem König und der Königin am Nächsten gedrängt, es hat dies S. K. Gn. durch den Legaten und Bischof zu Erlau den Venedigern vor allen Fürsten und Fürsten Botschaften verwiesen, was auch geschehn ist.

Es ritten zuerst 9 junge wohl geschmückte Gesellen, in des Königs Hofgewand gekleidet, jeglicher auf verdecktem Hengst mit silbernen Scheiden und großem Gehänge daran, die man nennt Schwertsenkel.

Zunächst dann neun Knaben auf neun Hengsten, wie sie vorerwähnt sind, und der König auf dem zehnten mit einem goldenen Zeug und Zaum, sein Gewand war von Edelsteinen und Perlen wohl gestickt. Ein Hengst am Nächsten vor dem König, trug ein ganzes Geliger * von Perlen und Edelsteinen gestickt, auf der Stirn eine goldene Krone mit vielen köstlichen Steinen darin.

Die Königin ritt neben dem König auf einem schönen Zelter, köstlich bedeckt: ihre Kleidung war von einem goldenen Stück, darüber ein gelber Atlasrock, auf dem Haupt die Krone, die ihr unser heiliger Vater, der Pabst, zu ihrer ersten Krönung geschenkt hat zu Neapel.

Zunächst vor Ofen in einem Zuge gingen die Juden und ritten dem König und der Königin entgegen, die Juden mit 24 Pferden in eine Farbe gekleidet, braun, jeder auf seinem Hut 3 Straußenfedern: ihr Oberster hatte eine Schwertscheide daran ein Schwertsenkel, von 22 Mark Silber und sein Sohn auch ein silbernes Schwert: die Juden zu Fuß achte ich über 150. Die Alten gingen in der Mitte unter einem Himmel. Also haben sie den König und die Königin

* Geliger (Geleger) d. h. das, worauf etwas zu liegen kommt, Stück des Pferdeschmuckes, s. Ziemann, Mittelhochdeutsches Wörterbuch S. 100. 112.

empfangen, hatten alle Etphat(?) auf, mit einem rothen Banner, darauf gemalt ein goldener Druidenfuß mit 5 Spitzen, darunter 2 goldene Sterne, zu Oberst ein Judenhut und haben so ihre Hoffahrt da sehn lassen.

Also kam die Geistlichkeit mit dem löblichen Heiligthum vor das Thor, zu empfangen den König und die Königin und gingen dann vor ihnen zu Unserer lieben Frauen in die Pfarrkirche und sangen da den Lobgesang und laudamus. Der König und die Königin verdienten da ihren Ablaß und zogen darnach mit einander auf das Schloß unter einem goldenen Tuch, vordem bot der König den Fürsten und der Fürsten Botschaften und Andern eine gute Nacht und führte seine Gemahlin in ihr Zimmer: Gott gebe ihm Glück und Seligkeit!

Am Montag zur Nacht (16. Decbr.) ist gekommen der k. Marschall und sein Schatzmeister und haben geladen der Churfürsten und der andern Fürsten auch der Städte Botschaften, auf den Dienstag mit S. Königl. Gn. zu essen: zur rechten Zeit hat sie Hr. Watzlav von Zschernechow gen Hof geführt und gestellt, wie Ihr zuvor gehört habt.

Das Amt ward gesungen von dem Bischof von Raab, desselben Dienstags, mit köstlicher Zierung, wie zuvor oft gemeldet, eine Bank hat man für den König hingesetzt, also hat der König darauf gesessen, Jedermann, wie er geordnet war, bei dem König zu stehn.

Die Venediger haben dem König zu erkennen gegeben, wie sie ausgeschickt seien, von ihrem Herrn, Sr. Königl. Gn. versprochenen Gemahlin Dienst und Ehre zu erzeigen, auch, daß die Königin desto sicherer wäre: unter andern Worten haben sie den Schluß dahin gemacht, wie gern sie es gethan hätten und in wie großer Gnade die Königin sie gehalten habe: darauf hat der König mit kurzen Worten ihnen danken lassen durch den Bischof von Erlau.

Da ist an der Venediger Stelle auf die Bank getreten, des von Ferrara Botschafter und hat mit kurzen Worten

eine glimpfliche Rede gehalten, nicht desgleichen als die Venediger.

Darnach ist der König gegangen in den Palast zu Tische mit Seiner K. Gn., Fürsten, Churfürsten und andern Fürsten.

Zum Ersten war ein Tisch zugerichtet, an dem der König und die Königin saßen, hinten an der Wand ein goldenes Stück, so lang als die Tafel war und dazu auf beiden Seiten über dem Tische 3 sammtne Tücher, braun, köstlich mit Perlen und Gold gestickt, drei Wappen in der Mitte, der Königreiche von Ungarn, Sicilien und Neapel.

In der Mitte saßen der König und die Königin; des Königs Kleidung war ein gelber Atlas, darunter ein guter Zobelunterzug, die Königin in einer rothgoldenen Schaube mit gutem Zobel unterzogen, darunter einen goldenen Rock. Auf der rechten Seite bei dem König, saßen des Königs von Neapel Sohn, der Herzog von Calabrien und der Erzbischof von Neapel, etliche andere Botschaften, auch des K. von Neapel Botschaft, unten an der Tafel saßen die Venediger.

Auf der andern Seite bei der Königin saß der Herzog Christoph von Bayern, des Pfalzgrafen, der von Sachsen, Herzog Ludwigs und Herzog Otto's von Bayern, Botschaften.

Darnach waren geordnet 7 Fürsten Tische, Bischöfe und Aemter der Krone von Ungarn und jeglicher Tisch mit seiner Credenz und Zurichtung ordentlich geziert, doch auf keiner Credenz über 50 verdeckte vergoldete Köpfe* und anderes Silber, das zu dem Tische gehört.

Der erste Tisch nächst dem König ist gewesen des Großgrafen,

der zweite, der des Gubernators,

der dritte, des Pancratz Weyda,

---

* Kopf, eine kugel- oder halbkugelförmiges auf einem Fuße stehendes Trinkgeschirr, s. Ziemann a. a. O. S. 191.

der vierte, des Wammi Niclas,
der fünfte, des Bischofs von Siebenbürgen,
der sechste, des Bischofs von Groß=Waradein,
der siebente, des Erzbischofs von Colozscha.

Vor des Königs Tisch war ein 4eckiger Credenztisch, bei 10 Ellen lang, neun Staffeln hoch: auf der einen waren zwei ganze Einhorn, sie haben, wie man sagt, beide 1700 Mark Silber, darin zwei schöne Stampen von ächtem Einhorn, jedes an 3 Ellen lang und sehr dick, an jedem Einhorn an dem Hals eine köstliche Verzierung an die Brust gemacht vom Wappen des Königreichs Ungarn; auf den Staffeln des Credenztisches standen 560 verdeckte und übergoldete, schöne und köstliche Köpfe bereit, an dem Credenztisch ein großes silbernes Faß, darin man viererlei Wein hatte, man achtet es auf zwei Eimer groß und darauf es gestanden, ist auch silbern gewesen, ein silberner Brunnen und Becken, sehr zierlich gemacht, hat 600 M. Silber und war mehr denn Mannshoch, ferner fünf große Brotfässer, jedes 1 Eimer groß und sehr dick.

Auf dem Tische vor dem König und der Königin stand eine köstliche Credenz ganz golden, geformt wie ein Rößlein, dazu alle Schüsseln, alle Becken, alle Köpfe von eitel Gold, daraus der König und die Königin bedient wurden.

Dem König und der Königin sind zum Essen vorhergegangen, Herzog Hinko, Herzog Friedrich von der Liegnitz, darnach des Königs von Bosnien Sohn und Herzog Hans von Rapperg; die Essen trugen zwei ungarische Landherrn.

Auf die Tafel des Königs hat man bedient an 5 Enden den Herrn die vorgenannt sind, und Jeglichem je credenzt; die Essen haben denselben Herrn getragen auch Landherrn von Ungarn: vor jeglicher Schüssel sind gegangen 4 Landherrn, desgleichen sind die so bedient haben, Grafen, Herrn und Ritter.

An dem Tische, bei dem Herrn Pancratz Weyda und Wammi Niclas haben gesessen der Königin Frauen und

Jungfrauen, die mit ihr von Neapel gekommen sind, und an den andern Tischen die andern Gäste.

Als man aufgehoben hat das Essen und von Tisch gegangen, hat man auf demselben Saal angehoben zu tanzen und der Churfürsten und Fürsten, Pfalz, Sachsen, Herzog Ludwigs und Herzog Otto's Botschaften nach einander den ersten Tanz gegeben.

Danach hat Herzog Christoph von Bayern einen Tanz gehabt, danach hat der König mit der Königin getanzt. Nachdem hat des K. von Neapel Sohn mit seiner Schwester einen höflichen wälschen Tanz mit vielen Andern aufgeführt, hat gewährt bei einer Stunde. Dann ward dem Großgrafen ein Tanz, nach ihm tanzten die mächtigsten ungarischen Herrn: zuletzt hatte der Wammi Nicolas einen Tanz, damit endete sich diesen Tag der Tanz. Dann führte man den König und die Königin vom Saale bis an die Brücke in ihr Schloß und jeder Theil ging in sein Zimmer: mit der Königin sind gegangen der Churfürsten und Fürsten Botschaften nach Begehr des Königs, bis an des Königs Mutter Zimmer: allda gab sie den Botschaften mit demüthiger Erzeigung eine gute Nacht.

Auf den Donnerstag (19. Decbr.) früh ist gekommen Hr. Watzlav von Zschernechow und hat geladen der Churfürsten und Fürsten Botschaften mit dem König zu essen, das also geschehn ist, mit Sr. K. Gn. aus seiner Schüssel zu essen. Nach dem Essen gab ihnen der König Urlaub, also ritten sie nach ihrer Herberge.

Auf den Abend zogen aus Herzog Christoph von Bayern und Herzog Hinko, und die zwei Herzöge thaten ein gutes Rennen, fest geharnischt und fielen beide, Herzog Christoph rannte Herzog Hinko durch die Tartsche und das Kerbeisen.

Danach rannten Hans vom Stein und der Kropesch, fielen auch beide.

Auf den Freitag danach (20. Decbr.) saßen auf vier von Hawitz, zu stechen vor dem König und der Königin:

man sah etliche gute Rennen von jungen Leuten, die das Stechen noch nicht viel getrieben.

Den Sonnabend danach ließ der König die Fürsten und der Fürsten Botschaften laden, daß sie am Morgen früh den Sonntag zu S. Gn. gen Hof kämen, mit ihm und der Königin zur Kirche zu reiten, weil der König sich wolle vermählen lassen in Aller Gegenwart, auf denselben Tag, auch mit S. K. Gn. zu essen.

Am Sonntag zeitlich kam Hr. Watzlav von Zscherne=chow zu der Churfürsten und Fürsten Botschaften und brachte sie in des Königs Gemach, darin waren geistliche und welt=liche Fürsten, vieler Fürsten Botschaften, Grafen, Herrn, Ritter und Knechte.

Die Venediger gingen auch zum Dienst: da saßen Fürsten, geistliche und weltliche, und auch die Botschafter, ein jeder, wie ihn der Marschall sitzen heißen; während der Mar=schall in des Königs Kammer gegangen, setzten sich die Venediger aus ihrer alten Grobheit von selbst über alle Fürsten und Fürsten Botschaften.

Danach ging der König aus seinem Gemach in die Stube, zuerst zu der Churfürsten und Fürsten Botschaften und mit gnädiger Erzeigung dann zu den andern Fürsten und Botschaften. Darauf ritten der König und die Königin mit den vorgenannten Fürsten und Herrn: des Königs Mutter mit andern Frauen fuhr auf köstlichen vergoldeten Wägen und zogen also in Ordnung in die Pfarrkirche zu Unserer Frauen.

Daselbst stiegen der König und die Königin ab und gingen in der Ordnung wie zuvor in die Kirche vor den Hochaltar: da waren zwei köstliche Stühle mit goldenen Stücken und Polster, darüber von rothen goldenen Stücken, sehr groß, ein Himmel, den haben Herzog Christoph von Bayern, Herzog Victorin, Herzog Friedrich von der Liegnitz, Herzog Hans von Rapperg gehalten; der König hat auch durch seinen Befehl der Churfürsten und Fürsten Botschaf=

ten bei sich geordnet am Nächsten auf der rechten Seite zu stehn.

Bischof Gabriel gab dem König und der Königin das Weihwasser unter dem Himmel.

Danach nahm der König die Königin bei der Hand und sie gingen mit einander hinauf zu dem Hochaltar und wurden nach christlicher Ordnung vom Bischof Gabriel zusammengetraut und gingen wieder herab, jegliches zu seinem Stuhl, da kam des Königs Mutter und wünschte dem König und der Königin Glück, worauf diese freundlich Dank sagten, auch des K. von Neapel Sohn kam mit säuberlicher Erbietung.

Das Amt ward angehoben vom Bischof Gabriel: nach dem Evangelium trug der Erzbischof von Colozscha das Buch dem König und der Königin hin zum Küssen; vor dem Segen nahm der König die Königin bei der Hand und Beide gingen vor den Altar und knieten nieder. Also segnete sie der vorgenannte Bischof nach alter Gewohnheit, das Evangelium ward über Beide gelesen, dann gingen der König und die Königin in ihre Stühle, also endete sich das Amt.

Also ging der König, die Königin und Jedermänniglich, in der Ordnung wieder nach Hof zu ziehn, in des Königs Gemach. Die Königin ging mit des Königs Mutter, Frauen und Jungfrauen und die Andern wie sie vorgenannt sind.

Danach führte des Königs Mutter die Königin in des Königs Kammer mit Frauen und Jungfrauen, danach ward eine Bank gesetzt vor den König, mit einem Teppich überzogen, darauf saß der von Bern und Doctor Löffelholz, als Räthe Herzog Ludwigs, die wurden da von dem König gehört, wie ihnen zu thun befohlen war.

Danach gingen der König und die Königin zu Tische auf den Palast und sonst männiglich, da ward des Königs Tafel besetzt in der Weise, wie vorher gesagt worden, desgleichen die andern Tische und Credenzen, so wie vorher geschrieben ist.

Zu dem Mahle hat man zwölf köstliche Essen gegeben, mit mancherlei Zierung zugerichtet und das Essen getragen und vorgesetzt wie zuvor. Da das Essen ein Ende, hat der König und Königin Wasser genommen. Sie standen auf und traten vor den Tisch. Also kamen der Churfürsten, nämlich des Pfalzgrafen, Herzogs Ernst zu Sachsen, Herzogs Ludwig, Herzogs Otto von Bayern Botschaften und thaten da ihre Ehrerbietung von der genannten Fürsten wegen, jeglicher mit ziemlichen und freundlichen Erbieten in Worten, wie sich gebührt. Die Königin hat jetzt Hrn. Jörgen von Stein befohlen Dank zu sagen, sie nahm es auch zu großem Gefallen auf, unter andern höflichen Worten. Danach hat der Bischof von (Groß)Waradein 14 Stecher mit Krücken (oder Krügen?) seltsam zugerichtet, hervorgebracht die der Loberschi geschickt: vom König und der Königin und Jedermann ward am Meisten gelacht.* Danach haben zwei Renner, ein Hawitz und Vorkist, ein ungarischer Ritter, wohl gerannt, sind beide gefallen.

Am Montag vor dem heiligen Christabend (23. Decbr.) hat gerannt der Wammi Niclas und Franzens vom Hagen Bruder, sind beide gefallen: Da hielt der König und die Königin in einem vergoldeten Schlitten auf der Bahn und fuhren dann mit Andern in der Stadt hin und wieder.

Am Sonntag nach dem heiligen Christtag (29. Decbr.) ist gekommen Herr Watzlav von Zschernechow und hat geladen der Fürsten Botschaften auf Sonntag Morgen mit dem König zu essen und andere Herrn und Botschaften desgleichen. Dieselbe Nacht ist gestorben Herr Pancratz Weyda aus Siebenbürgen, der des Königs nächster Freund war, also hat man dieselbe Nacht den Botschaften abgesagt auf den Sonntag mit dem König zu essen.

---

* Der Scherz, der aufgeführt worden ist, bleibt uns unklar: wahrscheinlich war es ein Tournier, bei dem die Kämpfer sich der Krücken statt Lanzen bedienten.

Die Leiche hat gestanden dieselbe Nacht und den Sonntag über. Auf den Montag früh hat man sie weg geführt gen Weißenburg da ist sie begraben, Gott Gnade der Seele! Der König und des Königs Mutter und viele Leute waren über seinen Tod betrübt und ließ der König verbieten Rennen und Stechen, das man den Tag sonst sollte gepflogen haben.

Am Sonntag zu Abend ließ der König bitten zu dem Opfer die Fürsten und der Fürsten Botschaften; danach auf Montag Morgen hielt der König ein köstliches Opfer: es ward getragen aus der Herberg, darin der Pancratz Weyda gewesen war, eine Bahre, überzogen mit schwarzem Sammet, vor der gingen viele Priester und vor der Bahre wurden getragen viele brennende Kerzen und 44 die nicht angezündet waren mit ungarischen Gulden reich besteckt, daß in Summa auf 1000 Gulden gewesen.

Zu dem ersten Opfer ist gegangen zuvörderst der König und hat getragen eine Kerze, mit Gulden reichlich besteckt, und danach des Königs von Neapel Sohn, danach Herzog Christoph von Bayern, desgleichen des Pfalzgrafen, Herzogs Ernst von Sachsen 2c., Herzogs Ludwig und Herzogs Otto von Bayern Botschaften, die haben alle geopfert Kerzen mit Gulden besteckt.

Danach sind gegangen in solcher Weise, der Legat, der Herzog von Calabrien, der Venediger und des Herzogs von Ferrara Botschaften und danach der Tuschigenisch(?) und der Schatzmeister.

Zum andern Opfergang ist es gleich also gehalten worden, ausgenommen, daß der Erzbischof von Neapel, Herzog Victorin, Herzog Friedrich von Liegnitz zu dem letzten Opfer auch gegangen sind.

In der Kirche haben gestanden des Pancratz Weyda Diener, alle in Schwarz gekleidet und hatte ein Jeder in seiner Hand eine brennende Kerze, daneben auf einem Tische standen zwei silberne Schüsseln voll ungarischer Pfennige, da ist Kieß Thomas vor den Dienern in der Kirche herum ge-

gangen und hat auf jeden Altar, da man Messe las, eine Handvoll Pfennige gelegt und 2 große Kerzen. Also ist er zweimal in der Kirche herumgegangen, so ist an Pfennigen geopfert für 200 Gulden, also daß die Summe des Opfers 1200 und etliche Gulden betragen hat.

Vor der Bahre zunächst hat man getragen ein Banner an einem Spieße, man hat es nach dem letzten Opfer im Chor zerrissen und die Trümmer zu der Bahre geworfen.

Die Stühle im Chor, darin der König und die Herrn standen, waren alle überzogen mit schwarzen neuen ganzen Tüchern, desgleichen vor dem Hochaltar, da der Priester stand: also nahm das Amt und das Opfer ein Ende.

Am 8. Tag nach dem heiligen Christtag (1. Januar 1477) ist der König von Ungarn mit den Fürsten und der Venediger, auch andern Botschaften vom Hofe ausgefahren und geritten mit einer großen Menge ungarischer Herren, Ritter und Knechte gen Unserer Frauen in die Kirche und hat da das Amt gehört.

Danach ist S. Gn. eingezogen in die Burg und hat diesmal auf dem Palast gegessen mit sammt der Königin, den Fürsten und Fürsten Botschaften und Andern. Die Tafel ward besetzt wie zuvor geschehn und sonst war die alte Ordnung gehalten, ausgenommen, daß des Königs von Neapel Sohn nicht da war, sondern der Legat, Bischof von Erlau an seiner Stelle saß.

An die Tische kamen die von Siebenbürgen und thaten mit andern Städten gar köstliche Geschenke der Königin mit silbernen und übergoldeten Köpfen, Gießfässern und Becken, 39 Stück, und 6 schöne Hengste.

Der Vogelweider schenkte dem König drei Bärenfelle, die größer und schöner waren, als ich je gesehn und kamen aus Reussen (Rußland).

Nach dem Essen ist man gegangen aus dem Palast in die große Stube und hat da getanzt.

Des Pfalzgrafen, Herzogs Ernst zu Sachsen, Herzogs Ludwig und Herzogs Otto von Bayern Räthe thaten die ersten Tänze, danach Herzog Christoph und zuletzt tanzten der König und die Königin zusammen, danach gab der König auf die Nacht Jedermann Urlaub."

Soweit die Berichtserstatter.

Gedenken wollen wir noch, daß Churfürst Ernst den sächsischen Gesandten 200 Gulden zur Bestreitung des Aufwandes bei der Hochzeit und zugleich ein Schmuckstück, „ein Heftel" übersendete, welches sie der Königin als Hochzeitsgeschenk „von unser wegen," übergeben sollten.

Johann Keppler. 1628.

Johann Keppler, der berühmte Astronom (geb. 1571 † 1630) theilte das Schicksal vieler großen Männer, die ihr der Wissenschaft gewidmetes Leben in Noth und Bedrängniß verbrachten. Einen Beweis dafür liefert uns ein eigenhändiges Schreiben desselben an den Churfürsten von Sachsen Johann Georg I., welches der chursächsische Rath und Agent am kaiserlichen Hofe, Friedrich Lebzelter, aus Prag d. d. $\frac{1}{11}$ März 1628 einsendete und mit folgenden Worten begleitete: „Es hat der vortreffliche weltberühmte kayßerliche Mathematicus Johann Keplerus mir vor etlichen Tagen hiebei verwahrte an Ew. Churf. Durchl. lautende unterthänigste Supplication, neben dem darzu gehörigen, von ihm unlängst außgegangenem Buch zugestellt und mich ersucht, Ew. Churf. Durchl. solches zu übersenden und dabey für ihn unterthänigst zu bitten, damit er darauf gewiehrige gnedigste Resolution erlangen möge. Wann er dann nicht allein seiner vortrefflichen Kunst und Geschicklichkeit halben, über alle maßen berühmt, sondern auch, wie er bei menniglich das Zeugnüs, ein gar erbarer, aufrichtiger und der rechten Evangelischen Religion eyferig zugethaner Mann, Als habe ich seinem Begehren nach, solches hiermit verrichten und Ew. Churf. Durchl. gehorsambst bitten wollen, Ihme soviel seyn kann, mit gewiehriger gnedigster Resolution versehn zu lassen."

Kepplers Schreiben selbst lautet dahin:

„Durchlauchtigster, Hochgeporner Churfürst, Gnädigster Herr. Ew. Churf. Durchl. seind mein underthänigste arme Dienste bevor.

Gnädigster Herr. Die Römische kay. Mt. mein aller-

gnädigster Herr, haben mir vor 3 Jahren allergnst anbefehlen lassen, zwey damahlen von Mir proponirte astronomische Werkhe in offentlichen Druck zu bringen, und zu Außrichtung der Druckher notdurften Mir bey 6000 fl. meines alt Rudolffischen Ausstandes auß den Amptern par zu reichen verordnet. Weil aber Ich allain den dritten Thail der angeschafften Summen bekhommen und sollicher ohne das mein ainiges Hauptgut gewest, also hab Ich auch nur das aine Werkh, nämlich tabulas Rudolphi, daran ich selber in die 26 Jahr gearbeitet, verfertigen khönnen. Und dessen etliche wenige exemplaria zu verschienen neuen Jahr mit Mir nacher dem kay. Hoff gebracht: darvon eins Ew. Churf. Durchl., als einen Mächtigen Hochberühmten Befürderer gutter Kunsten, Ich hiermit in Underthänigster Demuth präsentire, gehorsamist bittend, E. Churf. Durchl. geruhen dieß ringfuegig Präsent und erzaigung meiner underthänigsten affection zu Churf. Gnaden an und auffzunemen, auch Dero Gelehrte darüber zu vernemen, und dieselbige zu Durchlesung desselben und anmerkhung derer Erraten gnst anzuhalten, damit solche verpeßerung, zu Befürderung der Kunst, dem Werkh nachmahlen beygefügt werden möge.

Anlangend das anderte Werkh, Observationum Tychonis Brahe, daran ich anderst nichts gearbeitet, den das das Ich desselben diese Zeitt über ein getreuer Huetter gewest, Bericht Ew. Churf. Durchl. Ich ferners, das weil selbiges auch solte gedruckht und hierdurch auf die Nachkhommen erhalten werden: Und aber der Röm. Kay. Mt. General über Dero Kriegsarmada, H. Hörtzog zu Fridland zu Gemüth geführet, das die Statt Nürnberg 1625 durch sein untergebenes Volckh, so damahlen sich Iren Underthanen genehert, verhindert worden, das Sy Irer Kay. Mt. mit Darleihung der allergnst an Sy begehrten 3966⅔ fl. zu meiner Hand, nit wilfahren khönden,* sondern gegen Irer

* Darüber klagt Keppler auch in einem Briefe an Petr. Crugerus aus Linz den 1. Mai 1625 s. Epistolae ad Joa. Kepplerum etc. 1718 ep

Kay. Mjt. entschuldigen müßen, dadurch auch besagte Werckh diese Zeit über ungedruckht vorligen pliben: als hatt sein Fürstl. Gnad Sich erbotten, Mir zu nochmahliger Außfertigung dieses Werckhs eine geraume Zeit in Dero neulich angetrettenem Fürstentumb und Statt Sagan gnädig zu vergunnen, auch auff Durckhernotturfften etwas ergäbiges zu spendiren: Wölche fürstliche Gnad Ich mit allain darumb nit ausschlagen solle, dieweil anderwärtz und sonderlich die Landschafften Hessen und Wetterau, dahin ich mich vermittelst Irer K. M. Erlaubniß eine Zeitlang zu begeben und derer selbiger Orten führenden Druckhereyen auch beider Herrn Landgraven, H. Georgen und H. Philips zugesagten fürstlichen Schutzes und Hülffe, Mich behelffen fürhabens gewest, jetziger Zeitt mit Kriegsvolk belegt; sondern auch darumb, weil Ich durch die angebottene gelegenhait zu Sagan in Irer Kay. Mt. Erblanden verpleiben und die besagte observationes in denselben zu Irer Kay. Mt. mehreren Rhum, ans Licht bringen kan: Zu wölchem Respect Ich nit allain wegen meiner in so vil Jahr continuirten Kay. Diensten, sondern auch wegen Irer Kay. Mt. Mir allerneuligst Deputirten und erneuten Kay. miltreichster compensa und Gnad auffs sterklichst verpunden bin.

Demnach aber die jetzige schwäre Laüffe, auch an besagtem Ort allerhand Ungelegenhaiten per consequentiam verursachen, und Ich sampt meinen Angehörigen in dieser Mir noch zur Zeitt ohne das gantz unbekanter refier über nacht auffgetrieben und meinen Fuß noch weitter zu setzen genötigt werden möchte, also gelangt ferners an Ew. Churf. Durchl. mein underthänigstes Bitten, die geruhen Mir bey dieser meiner noch immer fort continuirender Wanderschafft und darbey habenden Sorgfaltigkhaitt, sovil Trosts zu vergunnen

---

CCXCVII p. 478. Eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke Kepplers, welche auch seinen Briefwechsel mit enthalten soll, erscheint seit 1848 unter dem Titel: Joannis Kepleri astronomi opera omnia ed. Ch. Frisch. Francf. ad M. et Erlangae.

und Dero belieben zulassen, das ich als dan und wann es nit anderst sein wolte, mein sicheres refugium und unverwehrte Unterkunfft mit Weib und Kindern in Dero benachbarten Landen haben und darmit zumahl auch dasjenige was Ich anjetzo durch offentlichen Druckh an Tag bringe, bey Dero löbl. Universiteten Witteberg oder Leipzig, dermahlen einest auch mündtlich zu Beförderung der Kunst dociren möge. Ew. Churf. Durchl. Mich hierüber zu gnädigster Gewerung underthänigst empfehlend. Praag den $\frac{19}{29}$ Februarii a. 1628.

Ew. Churf. Durchl.
underthänigster und gehorsamster
Der Röm. Kay Mt. auch Landt
in Oesterreich ob d. Ems Mathematicus

Johan Keppler."

Leider ließ der Churfürst das Anerbieten Kepplers, sich auf eine sächsische Universität zu wenden, unbeachtet, wie wir denn überhaupt keine Antwort finden.

Mehr Berücksichtigung hatte sich Kepplers berühmter, von ihm in seinem Schreiben erwähnter, Fachgenosse, Tycho de Brahe zu erfreuen. Wir finden ein Rescript des Administrators Friedrich Wilhelm Herzog zu Sachsen, der die Vormundschaft über den unmündigen Churfürsten Christian II. führte, vom 15. November 1598 nachstehenden Inhalts: „Nachdem in Unserer nächsten Anwesenheit zu Dresden, ein Dänischer von Adel, Tycho Brahe genannt, uns und unsern geliebten jungen Vettern und Pflegebefohlnen zwei Bücher von der Astronomie unterthänigst verehret, als haben wir ihme dagegen mit einer guldenen Kette und ihr anhangenden Contrefei beschenken laßen, welches beides besags Urban Schmeißers übergebenen Zettel 130 fl. 19 gl. kostet."

Aus dem Leben eines Cavaliers im 17. Jahrhundert.

Ein uraltes, weitverbreitetes Rittergeschlecht ist das derer von Nostitz: auf zahlreichen, in der Familie zum Theil seit Jahrhunderten vererbten Stammgütern waren sie zumeist in den Lausitzen gesessen: ihre dortigen Besitzungen allein würden, wären sie in einer Hand vereinigt, manches souveraine Fürstenthum an Größe übertreffen:* die den Grundbesitz dem Geschlecht sichernden Familienverträge sind aber mit den Pergamenten, welche sie enthielten, zerfallen, die Stammgüter in andere Hände übergegangen. Weniger, als andere Adelsfamilien Sachsens, haben sich die Nostitz dem eigentlichen activen Hofdienst zugewendet: im Staatsdienst aber brachten es mehrere zu den höchsten Ehrenposten, hat doch unsere Generation drei ausgezeichnete Glieder dieses Stammes als sächsische Staatsminister gekannt: vorzugsweise entsprach jedoch dem ritterlichen Sinne des Geschlechts das Waffenhandwerk und wir finden daher die Nostitz sowohl in Sachsens als Preußens Heeren zahlreich vertreten: zu den vielen wackern Kriegern, die dem Stamm Ehre brachten, haben wir denn auch den bekannten Karl von Nostitz zu zählen, dessen Leben, romantische Fahrten und Thaten in den Kämpfen gegen Napoleon das Buch „Karl von Nostitz Leben und Briefwechsel" so anmuthig erzählt.**

Hitzköpfe aber waren sie, das mögen wir nicht in Ab-

---

* s. v. Uechtritz: Diplomatische Nachrichten adlicher Familien Th. I. S. 123 u. f. Die Literatur über die v. Nostitz s. bei Weinart: Literatur der sächs. Geschichte und Staatskunde Th. II. S. 596 u. f.

** s. a. hier N. F. Th. I. S. 356 Note 10.

rede stellen, die alten Herren von Nostitz, gleich bereit drein zu schlagen mit dem Schwert, zumal wenn ihr leicht gereiztes Ehrgefühl sich für gekränkt erachtete, ohne Rücksicht darauf, wie groß die Zahl der Gegner war, ob Mann gegen Mann stand oder Einer gegen Drei! Beim Durchblättern der zahlreichen Acten, insbesondere über „die Raufhändel" in den Lausitzen, sind uns mehrfache Belege dafür aufgestoßen. Wie aber zu Zeiten in den Familien einzelne Individuen auftauchen, welche die verschiedenen Eigenschaften der Mehrzahl ihrer Vorfahren reproduciren, gleichsam einen Extract des Geschlechtscharacters der Vorzeit darstellen, so scheint um die Mitte des 17. Jahrhunderts in dem Freiherrn Johann Christoph von Nostitz all das heiße, rasche, lebenslustige, ritterliche Blut des ganzen Geschlechts sich vereinigt zu haben. Wir glauben ihm um so mehr einige Blätter widmen zu können, als die Nachrichten, welche wir über sein Leben, seine Handlungen und sein blutiges Ende gefunden, zugleich den Character seiner Zeit bezeichnen und eigenthümliche Schlaglichter auf die damaligen Zustände werfen: wir gestatten uns zugleich, wie schon früher öfters, die Freiheit, in den Rahmen des Hauptbildes einige andere Schildereien aus jener Zeit mit einzureihen.

In seiner Jugend schlug Johann Christoph zu seiner Ausbildung den Weg ein, den reiche junge Adlige schon damals zu verfolgen pflegten: er besuchte zunächst die Universität, um die Rechte zu studieren: wollen wir aber aus seinen spätern Handlungen rückwärts schließen auf die Art seiner Studien, so müssen wir entweder annehmen, daß die Professoren, bei denen er hörte, manche Capitel des Civil- und Criminalrechts, z. B. das über die Selbsthülfe, überschlagen haben, oder daß der Studiosus bisweilen den Besuch der Reitbahn und des Fechtsaales dem der Collegien vorgezogen habe. Nach beendigtem academischen Cursus trat unser Held große Reisen an. Naturschönheiten in Gebirgen zu bewundern, die Schweiz, Tyrol, mit dem rothen Bädecker in der Hand zu durchwan-

dern, war im 17. Jahrhundert noch nicht Sitte,* ja es würde auch eine Reise, wie wir sie jetzt mit allen Bequemlichkeiten und Comforts in wenigen Sommerwochen vollenden, damals kaum zu den Möglichkeiten gehört haben. Als Beleg, wie wenig man noch zu Ende des 17. Jahrhunderts daran denken konnte, eine Gebirgsreise zum Vergnügen zu unternehmen, mit welchen Beschwerden und Gefahren sie für den verbunden war, der durch die Nothwendigkeit gezwungen ward, die Grenzgebirge nach Italien zu überschreiten, fügen wir einen Auszug aus einem Briefe bei, den der Bruder des Geh. Raths Christoph Dietrich Bose d. J. dem Letztern aus „Feldkirch zwischen Bregentz und Coire" den 6. August 1696 schrieb; er meldet darin:

„Hier sind wir nunmehr zwischen Himmel und Bergen und zwar solchen Bergen, welche den Schwarzwäldischen als die Kameele den Mücken gleichen, sehe ich vor mich, so finde ich noch alles mit Schnee bedeckt und scheint fast unmöglich zu sein, diese grausamen Gebirge zu passiren 2c.: neben mir finde ich ein gewisses Geschöpf von Menschen, welche man Grasbinder nennt und die damit den Schweizern sehr nahe verwandt sind. Diese Leute sind capabel einem armen etranger mit ihrem continuirlichen Geplärr das Ohr wund zu machen und obschon ihr discurs von nichts ist, als wie die Kühe am besten zu melken sind, welche die beste Milch geben und wie man gute Käse machen soll, so sind sie doch persuadirt, es könne nichts Divertissenteres geben, als ihre Kuhmelkerkunst zu lernen, mag mich also hinwenden wo ich will, so finde ich nichts, was mich vergnügen kann, es wäre denn der schöne Himmel, welchen ich über mir sehe. Wir sind hier an dem miserabelsten Orte der ganzen Welt und wenn mir nicht Jeder, der mir begegnet, fast mit einem Eide bekräftigte, daß hinter diesen monstreusen Hügeln das ange-

* Die Reisebriefe eines Hofmeisters 1671—73 bei Bülau, geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Th. 12. S. 376 u. f. möge man hierzu vergleichen.

nehmste Land der ganzen Welt verborgen läge, so wäre es kein Wunder, wenn ich längst desperat geworden. Gleich jetzo bricht meine Bagage von hier auf, geht heute bis Coire und morgen bis Nisa, woselbst alle Wagen zerschlagen und nebst andern dabei befindlichen Sachen 4 Tagereisen weit auf Pferden (dafür ich von jedem 6 fl. zahlen muß) getragen werden müssen ꝛc. Wir haben von hier aus 5 Tage auf- und 2 Tage abwärts zu steigen, ehe wir diese unersteiglichen Klippen hinter uns legen können." Der Briefsteller schließt dann noch mit Klagen über die „hohlen Wege, in welchen es wegen der allzu nahen und hohen Bedeckung in 24 Stunden kaum 4 Stunden Tag sei" und über „die grausamsten praecipisse, die er mit Lebensgefahr auf einem Wege ungefähr 3/4 Ellen breit passiren müsse."

Aber auch fern von den Alpen, im Innern Deutschlands, ward noch zu jener Zeit das Reisen durch die grundlosen Wege zu einer wahren Marter. Der Hofjude Wertheimher, der, ein Rothschild seiner Zeit, im August 1698 eine eilige Geschäftsreise „per poste" von Wien nach Gotha machte, klagte in einem Briefe vom August 1698, daß er, obwohl er 10 Pferde vor seine Calesche spannen lassen und Tag und Nacht so schnell als möglich gefahren sei, doch erst am 11. Tage „mit Lebensgefahr des bösen Wegs halber," in Gotha habe eintreffen können. Etwa funfzig Jahre früher, als unser Held seine Reisen antrat, waren aber die Straßen keinenfalls in einem bessern Stande, die Annehmlichkeiten des Reisens nicht größer. Ein junger Cavalier pflegte daher hoch zu Roß, wohlgerüstet gegen Wegelagerer und von bewaffneten Dienern begleitet, aber gänzlich unbekümmert um Naturschönheiten, unter thunlichster Vermeidung aller Gebirgszüge, von einer Residenz zur andern zu reiten, an den zahlreichen Höfen der großen und kleinen Fürsten zu verweilen und die große Tour mit Paris zu schließen. So that denn auch jedenfalls Johann Christoph, so daß von ihm das kaiserliche Diplom vom 18. December 1668, durch welches ihm der Freiherrn-

titel verliehen ward,* besagen konnte: „daß er von Jugend auf aller adligen Sitten und Tugenden sich beflissen, sich nach absolvirten seinen studiis, um sich zu des Vaterlands Diensten mehreres qualificirt zu machen, ferne Königreiche und Länder besucht, und bei unterschiedenen König-, Chur- und Fürstlichen Höfen aufgehalten." Längere Zeit verweilte er auch in Wien und seine Verbindungen mit dem kaiserlichen Hofe kamen ihm nicht nur bei manchen spätern Verwickelungen zu statten, sondern verschafften ihm auch die Stelle eines der sechs der Augsburgischen Confession zugethanen Reichs-Hofräthe: er nahm jedoch nicht regelmäßig an den Geschäften dieser Behörde Theil, sondern besuchte die Sitzungen nur zeitweilig. Ein Schreiben des kaiserlichen Ministers von Waldendorf vom 11. December 1668 bemerkt von ihm, daß er „mit fürtrefflichen Qualitäten von dem Allerhöchsten begabt und begnadet sei, dergestalt, daß nicht zu zweifeln, wenn er seiner berühmten Capacität nach, zu Ihrer Maj. und des heil. röm. Reichs Diensten gebraucht werden sollte, er Denenselben und dem allgemeinen Wesen gar nütz- und ersprießlich gute Dienste werde leisten können." Der Briefsteller rühmt noch insbesondere „seine, sowohl in Reichs- als andern Staats- und Justitiensachen erlangte Experienz und Erfahrenheit."

Er kehrte dann in sein Vaterland zurück, wohlbekannt mit höfischer, feinerer Sitte, bereichert durch Menschenkenntniß und Erfahrung, bewandert in allen ritterlichen Uebungen, ein vollendeter Cavalier im Sinne der damaligen Zeit! Einem solchen konnten allerdings die damaligen socialen Zustände in den Lausitzen wenig Befriedigung gewähren: sie waren noch gewaltig roh! Der 30jährige Krieg hatte diese Provinzen

* Schon Otto v. Nostitz auf Heidersdorf bei Görlitz ward 1623 vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben, später Christoph von Nostitz auf Zschechau durch Diplom vom 5. April 1677. Georg Siegmund v. Nostitz, chursächs. Kammerherr und Gesandter ward unter dem Vicariat durch Diplom vom 12. August 1711 gegraft.

ebenso wenig als die Erblande, verschont; wie die Kriegsfurie in den geplünderten und verwüsteten Städten, den entvölkerten Dörfern das materielle Wohl zerstört hatte, so waren auch die kaum sprießenden Keime einer höhern geistigen Cultur wieder vernichtet worden. Mancher feste Rittersitz, manches der mit Wällen und Mauern umgebenen Schlösser, hatte wohl den Stürmen des Krieges widerstanden, allein viele Rittergüter waren gänzlich niedergebrannt und zerstört worden und die Neubaue, welche die Besitzer begannen, mußten beim Mangel von Capital, auf das Nothwendigste beschränkt werden: eine uns vorliegende Beschreibung eines solchen Wohnhauses und seiner Einrichtung belegt, daß der Rittergutsbesitzer kaum die Behaglichkeit genoß, die jetzt sogar ein ärmlicher Bauernhof bietet: ein niederes Parterrezimmer diente zum gemeinsamen Aufenthalt für Herrschaft und Dienerschaft. Da saß des Abends der Gutsherr mit seinen Gästen auf hölzernen Stühlen und Bänken bei einem Talglicht, aus zinnernen Kannen selbstgebrautes Bier oder von der Dame des Hauses selbstabgezogenen Branntewein* trinkend, während in der andern Ecke die Knechte putzten und arbeiteten: patriarchalisch mag man das nennen, behaglich war es gewiß nicht! Was half es übrigens den Besitzern entlegener Güter, wenn ihre Ställe, ihre Scheuern sich füllten, sie vermochten beim Mangel fahrbarer Straßen, bei den Hemmungen zahlloser Schlagbäume, Geleite rc. ja kaum ihre Producte zu verwerthen: galt doch in Görlitz noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Gebrauch, das Fleisch nicht nach Pfunden, sondern

* Es war noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts üblich, daß der Ertrag aus dem Branntweinbrennen auf einem Rittergute der Hausfrau als Beitrag zum Nadelgeld zufloß. Wir entnehmen dies einem Briefe, welchen Frau von Bose an ihren Gemahl, den Geh. Rath, unter dem 4. October 1707 richtete, und worin es heißt: „das Brannteweinbrennen ist der Weiber Einnahme an allen Orten und geht die Männer weiter nichts an, als daß sie Korn dazu geben: man frage nur die Frl. Muhme und Frau von Belau als erzkluge Wirthinnen.“ Diese „erzklugen Wirthinnen“ werden es dem Hrn. von Bose wohl bestätigt haben!

„nach der Hand" zu verkaufen, es kam ja auf ein Paar Pfund ab oder zu nicht an! Solchen äußern Zuständen entsprach denn auch der Grad der Bildung eines damaligen Landjunkers, wenn er, wie die Mehrzahl des ärmern Landadels, Zeitlebens nicht von seiner Scholle gewichen war: in der äußern Politur stand er wohl kaum über einem jetzigen „gebildeten Hausknecht" und sein geistiger Horizont überschritt kaum die Zäune seines Gutes. In diesem Mangel höherer Bildung, frischer geistiger Regsamkeit, möchten wir auch einen Grund finden, für die damals, wie noch lange später, allgemeine Verbreitung des Lasters des Trunks: denn womit sollten denn die Herren, wenn sie zusammenkamen und das Capitel der Kornpreise und Viehzucht erschöpft war, sich unterhalten als mit der Flasche? Gesellig und gastfrei war man aber damals allerdings mehr wie jetzt: die Adelstänze, welche früher den Adel einer ganzen Provinz zu vereinigen pflegten, waren zwar unter den Drangsalen des 30jährigen Krieges eingegangen,* indessen ersetzten diese geselligen Vereine häu-

* Nur in Delitzsch hatte sich die Sitte bis in spätere Zeiten erhalten (Hasche, diplomatische Geschichte Dresdens Th. I. S. 404. Schumann, Lexicon von Sachsen Th. I. s. v. Delitzsch S. 650). Wie es aber dabei bisweilen zugegangen sein mag, kann man aus den „Artikeln des adeligen Tanzes zu Delitzsch so jährlich auf Petri Pauli gehalten wird" (Curiosa Saxon. 1764 S. 77) vom J. 1606 entnehmen: es heißt darin u. a. „Vors Sechste soll auch Jeder im Tanze sich züchtig und sittig halten, nicht Mantel abwerfen, laufen noch schreien, Frauen und Jungfrauen auch nicht abreißen oder sonst unhöflich und unziemlich gegen ihnen mit Geberden oder Reden sich gebahren oder erzeigen, sich auch nicht verdrehen, noch dergleichen Uepigkeit beginnen, viel weniger auch Einer dem Andern den Vortanz nehmen oder sonst am Tanze einspringen oder andere Leichtfertigkeit gegen den Frauenzimmer gebrauchen, als mit Hauben abreißen oder dergleichen." Ferner „Vors Neunte: Es pfleget auch die ungehaltene freche Jugend sich des Nachts mit der Wache zu ärgern', welche Frieden zu erhalten und Unglück zu verhüten angeordnet, derentwegen soll der, welcher die Wachen anlaufen und beunruhigen wird, ungeachtet er darüber zu Unglück käme, 10 Thlr. Strafe unnachläßig abtragen und erlegen." Diese Anordnungen betrafen nur die Herrn Tänzer, allein auch die adligen Damen mochten

fige Besuche der Nachbarn, größere Zusammenkünfte bei Jagden, Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen: dem Lausitzer Adel boten auch die vierteljährlichen Landtage eine erwünschte Gelegenheit zum Zusammentreffen. Mochten nun aber gesellige Zwecke oder Geschäfte die Herren zusammenführen, immer war unmäßiges Trinken ebenso unvermeidlich als Vielen unentbehrlich:* es hätte aber dem Feste die rechte Weihe gefehlt, wäre es nicht dabei zu einem tüchtigen Raufhandel gekommen: dabei bediente man sich aber nicht unritterlicher Weise der Bankbeine, (obwohl uns auch einige solche Fälle vorgekommen) nein es hieß Flamberge au vent! Man focht entweder gleich im Trinksaale oder vor dem Hause die Sache

---

wohl auf dem Rathhause zu Delitzsch, wenn das aus dem Rathskeller zu entnehmende Bier, „Kuhschwanz“ genannt, ihnen zu Kopfe gestiegen, wunderliche pas gemacht haben, denn der 11. Artikel lautete wegen derselben also: „Ob auch wohl nicht vermuthlich, daß ein adeliges ehrentugendsames Frauenzimmer sich ungebuhrlich und verweislich erzeigen sollte, dennoch aber, weil es leider notorium und die Erfahrung gibt, daß sich auch zu Zeiten hin und wieder wilde, freche und ungeberdige Jungfrauen finden, als sollen dieselben hiermit verwarnt sein, ein jeder ehrliche Vater und Freund seine Tochter und Freundin dahin ermahnen und anhalten, daß sie sich auf diesem Tanz eingezogen, still und zuchtig verhalten und allen Uebelstand gänzlich vermeiden, mit den Mannspersonen kein Gereiz, Zäcken und überflüssig Gewäsch halten und andern adeligen ehrentugendsamen Frauenzimmer bös Exempel geben und die liebe Jugend ärgern. Sollte aber über Zuversicht, eine oder die andere sich unziemlicher Weise erzeigen, die wird und soll billig, wenn kein Ermahnen noch Warnen helfen wollte, andern zur Abschen durch gebührende Mittel abgeschafft und nicht geduldet werden.“

* Im Jahre 1700 ward eine Steuerrevision unter Zuziehung ständischer Abgeordneter in Dresden gehalten: bei dieser Gelegenheit hat, wie es in einem Briefe Carl Christian von Reitzschütz's an den Grafen von Beichling heißt, „der Statthalter Fürst von Fürstenberg am vergangenen Dienstag sämmtliche Herrn Deputirte, so der Steueruntersuchung beiwohnen, vom Größten bis zum Kleinsten des Mittags bei zwei Tafeln tractirt, da es dann so scharf hergegangen, daß theils von denselben unter die Tafel gefallen, theils bei Tafel eingeschlafen, theils auch was sie etwan Gutes genossen, wiederum in loco zurückgelassen werden.“

aus, oder die Gegner setzten sich, wenn sie noch das Roß zu besteigen vermochten, in den Sattel, sprengten hinaus in das Feld und stachen und schossen zu Pferde aufeinander los, bis einer herabsank. Ein kleiner Aderlaß, eine nicht tödtliche Verwundung kamen natürlich gar nicht in Betracht, die Gegner reichten einander die Hände und kein Mensch nahm weiter Notiz davon. Blieb aber einer der Kämpfer auf dem Platze, so jagte der Andere über die Grenze nach Böhmen, bis etwas Gras über die Sache gewachsen, bis seine Familie sich mit den Anverwandten des Gebliebenen verglichen: die Justiz hatte er in der Regel am wenigsten zu fürchten: unaufgefordert schritt sie gewiß nicht ein und war ja einmal die Einleitung einer Untersuchung, die Einholung eines Urthels nicht zu umgehn, nun so waren, wenn der Schuldige ein vornehmer Herr war, Publicirung des Erkenntnisses und dessen Vollziehung zwei sehr verschiedene Dinge, die keineswegs eins aus dem andern folgten!

Aber das schöne Geschlecht, was trieb es denn während die Männer ihren Kohl bauten, jagten, tranken und sich rauften? Darüber geben unsere Acten, die hauptsächlich aus Criminalacten bestehn, (wir mögen daher sagen glücklicher Weise) keine erschöpfende Auskunft. Daß die adligen Fräuleins und Frauen den Männern an Bildung überlegen gewesen, können wir kaum vermuthen, fehlte es doch ihnen an jeder Gelegenheit, sich Erziehung, Wissenschaft anzueignen, sich über den Kreis des Gewöhnlichsten zu erheben, war ihnen doch jede Wissensquelle verschlossen, ja sie werden nicht einmal den Trieb gefühlt haben, sich mit andern als wirthschaftlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, wenn sie wahrnahmen, daß jedes andere höhere Streben von den Männern geringgeschätzt, wohl gar behohnlächelt wurde. Sie wirthschafteten also wacker im Hause, in Küche und Keller, klimperten vielleicht, wenn sie einen romantischen Drang hegten, etwas auf einer verstimmten Laute, waren fleißig am Spinnrocken und wenn sie zusammenkamen, so sprachen die Frauen, wie sie es seit der

Sündfluth gethan und bis zum Untergang der Welt thun werden, „et ab hoc et ab hac et ab illa," d. h. auf gut deutsch, sie klatschten! Romane konnten die Damen wenigstens nicht in solchen Massen als unsere Jugend lesen, erstens weil die Zahl derselben damals eine sehr geringe und keine Leihbibliothek vorhanden war, die sie zu Tausenden lieferte und zweitens, weil wohl sehr viele der Schönen es in der schweren Kunst des Lesens wohl nicht viel über das Buchstabieren einer Hauspostille gebracht hatten: mit der Schreibekunst stand es schwerlich besser und so mußte sich denn die damalige Generation insbesondere auch ohne Schriftstellerinnen elendiglich zu behelfen suchen, in jener zwar nicht „Kaiser" aber „Blaustrumpf"losen, schrecklichen Zeit! Diese Calamität schloß aber nicht aus, daß bisweilen ein Roman gespielt ward und wir wollen denn ein uns actenkundig vorliegendes Liebesabentheuer aus der Lausitz hier um so weniger verschweigen, als es beweist, daß selbst die Drangsale des 30-jährigen Krieges, in dessen Zeit es fällt, doch nicht alle Romantik zu verdrängen vermocht hatten, weil nun einmal, wie Ovid sagt, „Omnia feminea sunt ista libidine mota:" führt doch überdies die darin auftretende Hauptperson einen Namen, den gegenwärtig eine Linie der Familie von Nostitz dem ihren beigefügt hat.

In der Hauptsache ist es allerdings nur die alte Geschichte, die aber ewig neu bleibt. Er liebte sie und sie liebte ihn, zwischen die verbundenen Herzen aber trat hier nicht, wie in einem gewöhnlichen, normalen Roman in drei Bänden, der etatmäßige, starrsinnige Vater oder tyrannische Vormund, sondern — die Mutter der Schönen. Die verwittwete Frau von Rechenberg, Elisabeth, geb. Freiin von Schellendorf, zu Buhrau in Schlesien, hatte eine schöne Tochter, Anna Margaretha: Hans von Wallwitz, der Sohn Nikels von Wallwitz, auf Straupitz, dessen Mutter eine Schwester der Frau von Rechenberg war, war nicht nur ihr Vetter, sondern auch ihr Geliebter. Er bewarb sich um ihre Hand

und, wie er später behauptete, fand die Verlobung statt: Frau von Rechenberg stellte dies aber bei den spätern Streitigkeiten entschieden in Abrede, indem sie versicherte, sie habe, als Wallwitz um ihre Tochter geworben, „solches zu recusiren hochwichtige Ursache gehabt und solches mündlich und schriftlich angedeutet, sie werde nie einwilligen," indem sie energisch hinzufügte „vielmehr wollte, daß meine Tochter nie geboren, als daß ich dergleichen Ehestand an ihr erleben sollte." Sei dem wie ihm wolle, gewiß ist, daß Hans von Wallwitz zu Anfang des Jahres 1638, in dem unsere Geschichte spielt, sich aller Hoffnung beraubt sah, die Mutter seiner Geliebten in Güte zur Erfüllung seiner Wünsche zu bewegen. Der Grund ihrer Weigerung war derselbe, der damals ganz Deutschland spaltete und mit blutigem Kampfe erfüllte, die Verschiedenheit der Confession, Wallwitz war katholisch, Frau von Rechenberg, nebst den Ihrigen, protestantisch. Wallwitz suchte denn schließlich, da alle seine und seiner Verwandten Bemühungen vergeblich blieben, den harten Sinn der Frau von Rechenberg zu beugen, nach andern Mitteln, er dachte wie der Erlkönig,

Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt,

und entschloß sich zur Entführung, ein Vorschlag, auf den auch seine Geliebte einging, die ihn sogar, wie er versicherte, „mit flehendlichen Bitten" deshalb bestürmte. Alle Vorkehrungen wurden getroffen. Trotz der Weigerung der Frau von Rechenberg, Hans von Wallwitz als ihren Schwiegersohn anzuerkennen, hatten doch die nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse eine gänzliche Entfremdung der beiden Familien verhindert und wenn auch für Hans v. Wallwitz die Thore des Schlosses zu Buhrau sich nicht öffneten, so hatte doch sein Bruder, Sebastian, dort Zutritt. Dieser fand sich daselbst am 30. April 1638 mit Andreas Bartzsch aus Freiberg ein, „sub praetextu aller Freundschaft." Nach der Mahlzeit zog sich die Mutter zurück und Anna Margarethe blieb mit den Gästen allein: sie benutzten den günstigen Moment, eine vertraute Dienerin schloß sich ihnen an und alle vier eilten einem Ver-

steck zu, in dem rasche Pferde und zehn Reiter nebst einem Corporal ihrer harrten. Fort ging die Reise! fort nach dem festen Schlosse Klitzschdorf, welches dem Freiherrn Wolf von Schellendorf, einem Oheim des Liebespaares gehörte. Die Flucht konnte aber nicht lange unbemerkt bleiben, Frau von Rechenberg bewaffnete, sobald sie deren innewarð, ihre Diener, rief ihre Unterthanen zur Hülfe und zog, eine courageuse Dame wie sie war, an der Spitze der Schaar zur Verfolgung aus. Die Spur war leicht gefunden, vor Klitzschdorf angekommen, fanden die Verfolger aber die Zugbrücken aufgezogen und Frau von Rechenberg mußte sich, „weil das Haus sehr fest, auch etliche Mal Feuer herausgegeben ward, im äußersten Herzeleid zurück begeben." Dieses Herzeleid klagte Frau von Rechenberg nun dem Churfürsten von Sachsen, Johann Georg I., den sie unter Schilderung des Vorganges bat, er „möge dem raptori bei Lebensstrafe und Verlust seiner Lehen und Forderungen in churfürstlichen Landen aufgeben, die Tochter sofort zu verabfolgen, auch dem Wolf von Schellendorf, ihrem leiblichen Bruder, aufgeben, die Tochter aus Klitzschdorf auszuliefern." Der Churfürst ging auf den Antrag ein und erließ an den Landvoigt der Oberlausitz unter dem 7. Mai 1638 den Befehl, er solle, „da dies eine verbotene hochsträfliche That," Wolf von Schellendorf, dessen Dörfer zum größten Theil in der Oberlausitz gelegen, „bei Verlust aller und jeder habender Lehn und Anwartung alsbald ernstlich anbefehlen, daß er gemeldetes Fräulein von Rechenberg auf seinem Hause Klitzschdorf keineswegs aufhalten, sondern ungesäumt an das Ort, do sie entführt worden, verschaffe und mit besorgender Trauung oder sonsten nichts Unverantwortliches fürgehn lassen solle." Ein gleicher Befehl erging wegen der Brüder von Wallwitz an den Landvoigt der Niederlausitz, mit der Anordnung, „daß sie das Fräulein zurückstellen und selbst an einem gewissen Tag, so ihnen zu benennen, im Ober Amt erscheinen und von diesem ihren Beginnen Rede und Antwort geben sollten:" beigefügt ward noch „do sie auch

sich einstellen, werdet ihr sie in Arrest behalten, oder im Fall ihres ungehorsamlichen Außenbleibens in Geheim Bestellung machen, ob man sich ihrer in andere Wege bemächtigen könne und wenn solches geschehn, uns davon zu fernerer unserer Verordnung unterthänigsten Bericht einschicken." Die Gebrüder von Wallwitz zogen es vor, im Oberamt nicht zu erscheinen, sendeten aber ein Schreiben ein, worin sie sich zu rechtfertigen suchten und darauf bezogen, daß der Ort der That, Buhrau, nicht unter chursächsischer Hoheit, sondern in Schlesien liege und die Sache bereits vor der dortigen competenten Behörde, dem bischöflichen Consistorio zu Breslau, anhängig sei. Auch der Freiherr von Schellendorf lehnte jede Verantwortlichkeit ab: er behauptete, Sebastian von Wallwitz sei mit dem Fräulein in seiner Abwesenheit nach Klitzschdorf gekommen, ihn gehe die ganze Angelegenheit nichts an, indem er beifügte, „wollte noch wünschen, daß ich damit nichts zu schaffen haben dürfte." Dies schien auch Churfürst Johann Georg zu wünschen, denn er erließ unter dem 21. Mai 1638 ein Rescript, man solle „mit dem Verfahren gegen Schellendorf und Wallwitz in Ruhe stehen." Weiteres ersehn wir nicht, wissen also auch nicht, ob das unternehmende Liebespaar glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen ist; wir wenden uns daher wieder zu unserm Freiherrn von Nostitz zurück.

Klug und welterfahren wie er war, wußte er sich mit den socialen Zuständen seiner Heimath, wenn auch nicht vollständig zu befreunden, doch auszusöhnen, ihnen anzuschließen, auf eine Weise, die ihm zahlreiche Freunde erwarb, allein sein heißes Blut verwickelte ihn auch in eine Menge Streitigkeiten, die er mit dem Schwerte auszufechten am geneigtesten war. Wir finden eine ganze Reihe von Zweikämpfen, die er bestand, aus denen er aber, bei seiner Geschicklichkeit in Führung der Waffen, immer unverletzt hervorging. Am 3. September 1661 trat er in Michel Ewalds Gasthaus zu Bautzen ein, wo mehrere seiner Freunde beim Becher saßen, denen er die

Hand bot und sich beigesellte. Einen der Zecher aber, Hans Heinrich von Luttitz, der bei der churfürstlichen Leibgarde stand, hatte er übersehn: dieser, schon etwas angetrunken, trat an ihn heran und fragte, „ob er es aus Verachtung gethan, daß er ihm nicht die Hand geboten?" Nostitz stellte dies in Abrede und der beginnende Streit ward durch die Andern, welche Luttitz beruhigten, beigelegt: man trank nun friedlich weiter, aber die Köpfe erhitzten sich und als die Gesellschaft sich trennen wollte, fing Luttitz von Neuem Händel mit Nostitz an. Beide zogen die Degen, traten hinaus auf den Markt und kämpften vor einer Menge Menschen, welche der Lärm herbeigelockt, miteinander. Nach einigen Gängen zerbrach der Degen Luttitzens, allein Nostitz benutzte edelmüthig seinen Vortheil nicht, sondern steckte seinen Degen ein. Luttitz rief ihm aber, indem er sich auf sein Pferd schwang, zu, er „reite zu Hans Christoph von Nostitz nach Salza, wenn er etwas an ihm zu suchen habe." Das glaubte Nostitz allerdings und er beabsichtigte daher, dort den Zweikampf wieder aufzunehmen. Der Oberamtmann hatte aber von der Sache Kenntniß erlangt und schickte den Landreiter mit einer Vorladung zum Erscheinen im Oberamt an Luttitz: dieser zog es jedoch vor, statt nach Bautzen nach Dresden zu reiten, von wo aus er dem Oberamtmann meldete, „der Churfürst werde ihm schon erlauben, sich mit Nostitz zu raufen," eine Hoffnung, die aber nicht in Erfüllung ging.

Im Jahre 1669 duellirte sich Nostitz gegen ein ausdrückliches, 100 Ducaten Strafe androhendes Verbot des Oberamts mit dem Kammerjunker Christian Wilhelm von Watzdorff.

Zweimal stand er im J. 1670 auf dem Kampfplatz Ferdinand von Schachmann gegenüber, das erste Mal zu Görlitz auf offnem Markte. Die Herren wurden aber gestört und verabredeten, sich an einem ruhigern Orte wieder zu treffen. Am 11. April 1670 früh 8 Uhr kamen sie „in zwei Parteien, 15 Pferde stark, mit einem Wagen" durch das

Dorf Penzig; die ganze Bevölkerung folgte ihnen, da man wußte, „sie würden sich schmeißen." Der Kampf begann auf einem Brachfelde, schon im ersten Gange ward Schachmann in den rechten Arm verwundet, die Secundanten sprangen dazwischen, die Gegner umarmten sich und kehrten zurück, um sich beim Becher völlig auszusöhnen.

Andere Zweikämpfe focht er aus im J. 1673 mit Wolf Abraham von Gersdorff, auf der schlesischen Grenze, und am 14. März 1676 zu Bautzen mit Hans Christoph von Gablenz auf Heidersdorf.

Als er im Jahre 1676 mit dem Amtshauptmann des Görlitzer Kreises, Otto von Nostitz auf Spree, über eine Verfügung desselben sich veruneinigt, schrieb er an denselben: „seine actiones hätten sattsam gewiesen, was für einen Nachbar und Vetter er an ihm habe rc., weil er ihn nun lieber zum öffentlichen, als heimlichen Feind haben wolle, als rompire er mit ihm, werde auch keine Amtsverfügungen, Briefe oder Beschickungen mehr von ihm annehmen." Diese offne Aufkündigung des Gehorsams gegen eine Behörde, ward dem Churfürsten angezeigt, der dem Kammerprocurator unter dem 20. Juni 1676 anbefahl, „er solle deshalb, was sein Amt erfordere, gebührend beobachten." Der Kammerprocurator stellte nun nach dem damaligen Anklageproceß, eine Klage gegen Nostitz an: im Termin erschien der Letztere zwar, erklärte aber, „er könne sich nicht einlassen, weil er keinen Advocaten habe finden können." Sprachs und „machte sich davon und auf den Weg." Der Schöppenstuhl zu Leipzig erkannte auf öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung, auch 400 Thlr. Strafe, das Oberamt verwarf eine gegen dieses Erkenntniß eingelegte Läuterung, es ging aber ein Verwendungsschreiben des Kaisers Leopold ein, den Nostitz angegangen hatte, und die Sache blieb, soviel wir ersehn, liegen.

Daß unser Held den Wein zu schätzen wußte, dies zu bezweifeln haben wir umsoweniger Grund, als wir ihn bereits bei fröhlichen Gelagen angetroffen haben; ob er Freund

des Gesanges gewesen, das verschweigt uns die Weltgeschichte, daß er aber dem dritten Artikel in Luthers allbekanntem Wahlspruch, den Frauen gehuldigt, das vermögen wir erschöpfend zu belegen. Man braucht dazu bekanntlich nicht verheirathet zu sein, dies war Nostitz auch nicht, aber Liebesfäden ziehn sich mehrfach durch seine Lebensgeschichte, Schade nur, daß seine Herzensangelegenheiten von den Advocaten und Gerichten, welche davon Notiz zu nehmen sich veranlaßt fanden, nicht mit der Zartheit behandelt worden sind, welche sie jedenfalls erheischt hätten! Unter actenmäßiger Bearbeitung verlieren solche discrete Verhältnisse allen ihren Schmelz, die Romantik flieht wehklagend, wenn des Büttels rohe Hand den Schleier lüftet, hinter dem das Geheimniß der Liebe sich birgt: der Richter sucht und ermittelt eifrig Thatsachen, die wir gar nicht wissen mögen, läßt aber gleichgültig das liegen, was uns gerade interessirt, den Beginn, die allmälige Entwickelung des Bündnisses der Herzen. So geht es uns hier: während wir unsern Lesern gern eine interessante, psychologisch entwickelte Liebesgeschichte erzählen möchten, müssen wir, uns gewissenhaft an unsere Acten haltend, uns auf Wiedergabe dessen beschränken, was die Behörden in ihren Berichten niedergelegt haben, die gar nicht bedacht zu haben scheinen, daß wir uns nach ein Paar Jahrhunderten mit ihren Scripturen beschäftigen und die Lücken darin schmerzlich wahrnehmen würden. Eine gewisse Anna Maria Fischerin, die in interessanten Umständen einmal in der Begleitung unseres Nostitz durch die Acten läuft, überlassen wir dem Dunkel, welches ihre Schicksale bis jetzt umhüllt hat, nothwendig müssen wir aber einer schönen jungen Wittwe gedenken, welche Nostitz mehrere Jahre fesselte. Die Dame hatte ihren ersten Gatten nach kurzer kinderloser Ehe verloren und mit ihm zugleich allen Geschmack am Ehestand: sie bedurfte aber nach der damaligen Gesetzgebung eines Geschlechtsvormundes und dieses Amt zu übernehmen, ersuchte sie unsern Helden. Sie hatte keine Ursache, diese Wahl zu bereuen, er unterzog sich mit

Eifer und Umsicht der Regulirung ihrer Angelegenheiten, ja er ging in seiner Fürsorge weiter, als das Gesetz ihn verpflichtete, er nahm sie, wie er versicherte auf ihr Bitten, zu sich in sein Haus, wobei er ihr jedoch die jedenfalls begründete Bemerkung machte, „daß ihre Beiwohnung von vielen übel ausgelegt werden möchte.“ Hatte er so der Gesetzgebung über die Obliegenheiten eines Curators eine erweiterte Auslegung gegeben, so wußte er aber auch jenem Rechtsverhältniß insofern eine neue Seite abzugewinnen, als er sich von der Schönen noch kleine Accidentien und Nebenemolumente gewähren ließ, die wir allerdings in keiner Taxordnung auch nur annähernd angedeutet und gesetzlich festgestellt finden. Die Folgen blieben nicht aus und traten im Jahre 1676 in der Gestalt eines Knäbchens an das Licht, welches ohne Angabe des Vaters, in Sagan Leopold Christoph getauft ward und für dessen Erziehung Nostitz alsbald 1500 Thlr. zusicherte. Die Dame begab sich sodann nach Friedland in Böhmen und ward hier von ihrer Mutter ereilt, die sie, wie sie behauptete, mit Gewalt von dort entführte und in das elterliche Haus zurückbrachte. Trotzdem, daß die Mutter des Knäbchens unter dem 28. Mai 1676 eine schriftliche Erklärung ausgestellt hatte, nach welcher nicht Nostitz, sondern ein Anderer, sie zu Falle gebracht haben sollte, mochten doch dem Vater derselben gegen die Richtigkeit dieser Angabe um so mehr Zweifel beigehn, als seine Tochter sich bald seiner Obhut wieder zu entziehn wußte und zu Nostitz zurückkehrte. Es fanden daher zwischen Letzterm und dem erbitterten Vater unangenehme Explicationen statt, in deren Folge Nostitz seinen Freund, Rudolf von Bischofswerder absendete, um, wie er behauptete, „dem Vater die Unschuld seiner Tochter vorzustellen, was dieser aber übel aufgenommen.“ War die Aufgabe dem Herrn von Bischofswerder zu schwierig, oder hatte er seine Instruction falsch aufgefaßt, der Vater der Dame versicherte seiner Seits, Bischofswerder habe ihn in Nostitzens Namen „zu einem Duelle provocirt,“ nachdem ihn dieser

bereits vorher „mit einem schimpflichen Briefe begegnet.“ Die Sache ward durch Klage des Ober-Lausitzer Amts-Fiscals vor Gericht gezogen und Nostitz zu 100 Ducaten Strafe, die Schöne zu 4 Wochen Arrest verurtheilt. Im Schlosse zu Bautzen, wo sie ihren Fehltritt abbüßte, verlieren wir sie aus den Augen.

Nachdem wir dieses Liebescapitel erschöpft, gelangen wir zu einem Unternehmen unseres Helden, welches nicht nur für seine Persönlichkeit, sondern auch für die Zustände der damaligen Zeit überhaupt bezeichnend ist, zu der Eroberung von Siegersdorf.

Der Besitzer dieses Gutes, Erasmus von Gersdorff, war mit Hinterlassung unmündiger Kinder gestorben. Nostitz behauptete aber Ansprüche an dieses Rittergut zu haben, deren nähere Begründung wir aus unsern Acten nicht zu ersehn vermögen:* wir finden bloß die beiläufige Angabe, „die Siegersdorfischen Güter seien seine väterlichen Güter und weder von seiner Mutter noch sonst verkauft worden.“ Die Vormünder der Gersdorffschen Kinder weigerten sich aber Nostitzens Ansprüche anzuerkennen und so erhob er deshalb Klage. Der langsame Gang der Justiz erschöpfte jedoch seine Geduld bald und so beschloß der Hitzkopf der Sache mit einem Schlage ein Ende zu machen, sich durch offne Fehde gewaltsam in den Besitz zu setzen. Beati possidentes! den Satz kannte er als Jurist recht wohl.

Am 13. Mai 1670 traf er mit mehreren seiner Diener, welche 18 Gewehre und viele Munition zum Theil versteckt, bei sich führten, in Siegersdorf ein und erbat sich vom Verwalter ein Nachtquartier. Ein zahlreiches, selbst bewaffnetes, Gefolge war für einen Mann seines Standes damals nichts Ungewöhnliches und so erlangte Nostitz mit seinen Leuten unbedenklich Zutritt im Schlosse: während der Nacht traf er

* Das kaiserl. Freiherrndiplom vom J. 1668 fügt seinem Namen die Bezeichnung bei: „auf Siegersdorf und Freihahn.“

seine Vorkehrungen und mit Tagesanbruch ward der Verwalter überfallen und gezwungen, die Schlüssel abzugeben. Nostitz besetzte mit seinen Leuten das Schloß, ließ einige leicht zugängliche Stellen mit Pallisaden schützen, die Fenster mit Steinen versetzen und sodann die Unterthanen zusammenrufen, welche ihm den Handschlag und das Versprechen der Treue leisten mußten. Einige stämmige Bauernburschen wählte er zur Vermehrung seiner Besatzung aus, sie erhielten Gewehre und versprachen, „wenn die Vormünder kämen, auf sie zu schießen," wahrscheinlich durch die lockende Aussicht bewogen, die er einem der sich weigern wollte, eröffnete, „er stoße ihm sonst den Degen durch den Leib." So hatte er sich denn Siegersdof „annectirt": den Handschlag, das Versprechen der Treue Seiten der Unterthanen, mögen wir wohl getrost dem neuerfundenen staatsrechtlichen Institut des „suffrage universel" zur Seite stellen. Darauf wurden das Hauptthor des Schlosses und alle andern Zugänge verrammelt und die Besatzung harrete nun der zu erwartenden Belagerung. Drei Tage blieb Nostitz im ungestörten Besitz der errungenen Herrschaft, am Nachmittag des 16. Mai aber erschienen die Vormünder, Elias von Nostitz auf Wiesa und Hans Caspar von Gersdorff, mit dem Advocaten Pilz und einer 12 Mann starken, berittenen Schaar bewaffneter Freunde und Diener. Am verschlossenen Schloßthore angekommen, riefen sie den Wächtern zu, sie möchten öffnen, allein Nostitz der herbeieilte, verbot dies und erwiederte auf eine anderweite Aufforderung der Vormünder, ihnen den Eingang zu gestatten, „der Teufel solle ihn holen, er lasse nicht aufmachen." Ihm stand aber außer dem Vormund aus seinem Geschlecht, noch ein Nostitz gegenüber, dem das Parlementiren schon zu lange dauerte, ein Fähnrich, der schon den Degen gezogen hatte und die Verhandlung mit der Versicherung unterbrach, „nun so werde man andere Mittel gebrauchen." Der Freiherr entgegnete, „er erwarte was man vornehmen werde." Die Besonnenheit der Vormünder verhinderte jedoch

den sofortigen Ausbruch der Feindseligkeiten. Sie zogen sich mit ihrem Corps zurück und ließen ihrer Seits die Unterthanen zusammenrufen, die sich denn auch geduldig und in ihr Schicksal ergeben, des Versprechens der Treue an den neuen Herrn entbinden ließen, den Vormündern einen anderweiten Handschlag und das Versprechen, „daß sie dem Freiherrn ferner einige Parition nicht leisten wollten," ertheilten. Darauf wurden als Parlementäre Maximilian von Muschwitz und der Advocat Pilz zu nochmaliger gütlicher Verhandlung mit Nostitz abgesendet: mit einem Stutz in der Hand und von fünf Bewaffneten begleitet, trat er ihnen vor dem Schloßthor entgegen und erklärte, er habe sich in den Besitz des ihm rechtlich zukommenden Gutes gesetzt: er drohte mit dem Kaiser und versicherte, „er werde sich bei der Possession bis auf den letzten Blutstropfen halten und sollten die beiden vornehmsten Personen (die Vormünder) gleich in das Gras beißen." Hiervon in Kenntniß gesetzt, eröffneten die Vormünder den noch versammelten Unterthanen, „sie seien verpflichtet, den Baron wieder aus dem Gute wider seinen Willen zu setzen und ihre ordentliche und von Gott vorgesetzte Obrigkeit wieder einzusetzen, derowegen so wollten die Herrn Vormünder für ihre Person nichts ferner bei der Sache thun, noch sich an ihm vergreifen, sondern sie sollten in gesammten Haufen mit dem Geschoß und Gewehr, zusammt dem Herrn Pfarrer, zu dem Herrn Baron auf den Hof gehn und ihn durch den Herrn Pfarrer bescheidentlich beibringen lassen, daß er doch von seiner höchst unbilligen Meinung abgehn und den Ort quittiren möge." Den Pfarrer an der Spitze, zog denn die ganze Bevölkerung vor das Schloß, allein auch die geistliche Beredsamkeit machte keinen Eindruck, Nostitz blieb unerbittlich und betheuerte, „er setze sein Leben daran, wolle sich wehren, so lange er einen warmen Blutstropfen habe." Die Unterthanen wurden nun von den Vormündern angewiesen, „dahin zu trachten, daß die Thore wieder möchten eröffnet werden, sie sollten aber nicht schießen

und mit andern Hostilitäten nicht den Anfang machen." Nach dieser Instruction begann mit Einbruch der Dunkelheit der Angriff auf das Schloß: die Belagerer stürmten, erstiegen mit Leitern die Mauern, obwohl Nostitz und seine Leute aus den Fenstern auf sie schossen und setzten sich an drei geschützten Stellen im Schloßhofe und dessen Nebengebäuden fest: nachdem von Seiten der Belagerten bereits 18 Schüsse gefallen, die aber bei der Dunkelheit glücklicher Weise ihr Ziel verfehlten, verloren aber die Gegner die Geduld und erwiederten das Feuer: so beschoß man sich eine volle Stunde, ehe es den Vormündern, welche jetzt einen Angriff auf das Schloßthor unternahmen, gelang, das Thor einschlagen zu lassen: während dem that „der Diener Georg, den Nostitz nebst zwei Andern auf das Thorhaus postirt hatte, gefährliche Schüsse auf die Vormünder." Unverletzt drangen sie jedoch nach eröffnetem Thor in das Thorhaus, wurden aber hier zurückgehalten, weil Nostitz das Feuer nunmehr auf dieses richten ließ. Um Mitternacht ruhte endlich der Kampf, bei dem trotz des vielen Schießens kein Blutstropfen vergossen ward und Nostitz, der wohl erkennen mußte, daß er sich gegen die Uebermacht, zumal bei ausgehender Munition, nicht länger mehr werde halten können, durchbrach die Mauer des Herrenhauses und entschlüpfte während der Nacht mit den Seinigen ins Freie: er entkam unverletzt, ward aber natürlich nun von den Vormündern wegen der Gewaltthat angeklagt. Seine Antwort war ein Cartell an Beide und an den Ober-Amtshauptmann von Gersdorff, dem er drohte, er werde, wenn er nicht erscheine, gegen ihn „ein öffentliches Mandat in ganz Schlesien, Oestreich, Dresden und Meißen ausgehn lassen." Ein Rescript gebot Nostitz, Frieden zu halten und drohte ihm, wenn er sich an dem Ober-Amts-Hauptmann vergreife, 4000 Thlr. Strafe an. Er muß auch wohl zur Erkenntniß seiner Uebereilung gekommen und dem Befehl sich gefügt haben, denn er ward durch Rescript vom 31. Juli 1672 vollständig begnadigt, „nachdem," wie es darin heißt, „er sich

submittirt, auch sonsten dermaaßen erwiesen, daß Wir Unsere churfürstliche Gnade und Huld ihm wieder zugewendet haben." Somit war die Sache erledigt.

Hatte er aber Siegersdorf mit Gewalt zu behaupten nicht vermocht, so gelang es ihm dagegen im J. 1674 durch Kauf in den Besitz von Rothenburg zu kommen, eine Herrschaft, die seit dem 15. Jahrhundert im Besitz der Rothenburger Linie Nostitz gewesen, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aber, soviel wir ersehn, derselben verloren gegangen war. Diese Erwerbung sollte aber für unsern Helden verhängnißvoll werden.

Nostitz fand die Gutsherrschaft zu Rothenburg in eine Kette langjähriger weitläuftiger Streitigkeiten mit der Bürgerschaft der kleinen Stadt verwickelt, über den Brauurbar, die Privilegien und Leistungen verschiedener Art. Nostitzens Character lag eine ungerechte Bedrückung seiner Unterthanen fern, wir finden nicht, daß er bis zu dieser Zeit deshalb, wie so viele Andere, zu Beschwerden Veranlassung gegeben. Eher zu freigebig, als habsüchtig, war er daher auch jetzt geneigt, die Streitigkeiten durch billigen Vergleich zu erledigen, allein an der Spitze der Bürgerschaft standen einige Hartköpfe, die keinen Schritt nachgeben wollten und wohl schon durch die Form ihres Auftretens Nostitz, der allerdings sehr auf seine Würde hielt, verletzen mochten. Er war nun allerdings nicht der Mann, der sich etwas abzwingen ließ, und so zerschlugen sich denn die Verhandlungen sehr bald, er weigerte sich die städtischen Privilegien zu bestätigen, die Processe gingen ihren Gang und eine feindselige Stimmung der Bürgerschaft gegen den neuen Gutsherrn griff immer mehr um sich, die denn Nostitz seiner Seits aufrichtig zu erwiedern und deutlich zu erkennen zu geben, nicht unterließ.

In seiner, an sich vielleicht nicht ungerechtfertigten Erbitterung, ging er aber willkührlich über die Schranken des Gesetzes hinaus. Als drei der Gerichtspersonen, welche er zu sich auf das Schloß bestellen ließ, Uebles besorgend, außen

blieben, dictirte er ihnen 10 Thaler Strafe und ließ ihnen eröffnen, sie seien ihrer Gerichtsstellen entsetzt und „wo sie nicht binnen 4 Wochen ihre Nahrung verkauften und sich wegwendeten, sollten sie zu Wege und Stege nicht sicher sein.“ Zugleich gab er dem Stadtrath auf, jene drei aus seiner Mitte zu stoßen, und als der Rath sich weigerte, dem nachzukommen, erklärte er den Bürgermeister, Bader Tobias Vaccan und sämmtliche Rathsmänner für abgesetzt und befahl allen Bürgern von Haus zu Haus anzusagen, „sie sollten den bisherigen Gerichten nicht mehr gehorchen.“ Weder der Stadtrath, noch die Bürgerschaft beachteten aber diese Anordnungen und es kam deshalb wiederholt zu Excessen. Einer der Schloßwächter, Georg Hukuff, der natürlich auf der Partei seines Herrn stand, hatte seinen Sympathien für diesen durch Schimpfen auf den Rath Worte gegeben und ward deshalb, sowie wegen eines andern Verbrechens, dessen man ihn beschuldigte, von den Stadtgerichten arretirt. Sobald dies Nostitz erfuhr, eilte er, von zwei Dienern begleitet, mit Pistolen und Degen bewaffnet, in die Wohnung des Stockmeisters und verlangte sofortige Freilassung des Gefangenen, indem er den Stockmeister mit Niederstechen bedrohte: als dieser sich weigerte, stieß er mit dem Degen nach ihm, drückte ein Pistol auf ihn ab, und als dies versagte, zog er das zweite, schoß, fehlte aber den Stockmeister, der denn, so bedroht, nun Hukuffs Gefängniß öffnete. Der Schuß hatte aber Leute herbeigelockt und nur mit Mühe gelang es Nostitz, sich mit dem Befreiten den Weg durch die Menge zu bahnen.

Die beiderseitige Erbitterung nahm immer mehr zu und am 19. October 1674 kam es zum offnen Kampfe. Als Nostitz gegen Abend durch das Städtchen ging, bemerkte er, daß viele Bürger, zum Theil bewaffnet, auf dem Markte zusammenliefen. In der Besorgniß, man wolle das Schloß überfallen, befahl er, die Thore zu verrammeln, seinen Leuten, sich zu bewaffnen: es wurden, ohne daß wir mit Bestimmt-

heit ersehn, wer den Anfang gemacht, von beiden Seiten Schüsse gewechselt, von denen, wie behauptet ward, einige aus dem Schloß auf des Bürgermeisters Haus gerichtet waren: es ward aber Niemand verletzt und am folgenden Morgen schien die Stadt ruhig. Nostitz beschloß, zu Pferde eine Recognition zu unternehmen: das Unglück wollte, daß ihm hierbei einer der ihm wohlbekannten Anführer des Tumults am Tage zuvor, zunächst in die Augen fiel. Dieser, der Fleischer Johann Kleine, stand unweit der Mühlbrücke hoch oben auf einer Wasserschöpfe, beschäftigt, seine Braugerste zu bewässern: Nostitz sprengte an ihn heran und begann nach der Angabe einiger Zeugen damit, ihm Vorwürfe zu machen, daß er trotz seines Verbots zum Bürgermeister gegangen sei, Kleine läugnete dies zwar, antwortete aber, wahrscheinlich weil er sich in seiner Höhe vor dem Schwerte des Freiherrn sicher dünkte, auf eine diesen noch mehr reizende Weise: er hatte die Pistolen, welche Nostitz in den Satteltaschen führte, unbeachtet gelassen: Nostitz übermannte der Zorn, er zog ein Pistol, drückte es auf Kleine ab, dieser blieb stehn, schon griff Nostitz zum zweiten Pistol, da brach Kleine zusammen: die Kugel war durch den Schenkel ihm in den Leib gedrungen. Der Vorfall war nicht unbeachtet geblieben und die Nachricht verbreitete sich schnell in dem Orte. Die Sturmglocke ertönte und rief die Bürger zu den Waffen, die denn das Schloß, in das Nostitz zurückgekehrt war, umringten. Das Gefecht begann nun von Neuem, die ganze Nacht hindurch knallten die Büchsen: Hukuff, der nicht Zeit gefunden hatte, seine, den Bürgern verhaßte Persönlichkeit in Sicherheit zu bringen, ward in einer Mühle aufgefunden und schwer gemißhandelt. So dauerte der Tumult, sich steigernd, vier Tage lang: während der Nächte zerstörten die Belagerer einen Theil der den Schloßhof umgebenden Planken, rissen auch ein Stück Mauer ein und würden wohl nun zum Sturm verschritten sein, wenn nicht endlich der Amtshauptmann Otto von Nostitz nach Rothenburg gekommen wäre, der die Bürger

zur Niederlegung der Waffen bewog. Verwundet war trotz des vielen Schießens, soviel wir ersehn, Niemand worden, was uns zu der Vermuthung veranlaßt, daß Nostitz seine Besatzung, die gedeckt stand und daher wenig gefährdet war, angewiesen haben mag, kein Blut zu vergießen und nur Schreckschüsse zu thun.

Die Wunde Kleine's erschien anfänglich nicht gefährlich, sein Zustand verschlimmerte sich aber, wie Nostitz behauptete, durch schlechte ärztliche Behandlung. Er starb nach längerm Krankenlager. Im Rothenburger Kirchenbuche ward der Todesfall folgendermaßen eingetragen:

„1675 starb Johann Kleine in Rotenburg, nachdem er 16 Wochen bettlägerig gewesen, wegen eines aus Leichtfertigkeit von Johann Christoph Baron von Nostitz empfangenen Schusses am linken Schenkel, als dieser in seiner Arbeit im Wasserschöpfen auf seiner Malze war. Ward eröffnet und die Kugel im Leibe 3 Querfinger von der Blase abgelegen gefunden.“

Kurze Zeit nach Kleine's Tode erfolgte ein Mordanfall auf Nostitz. Er schlief allein in einem abgelegenen Zimmer des Schlosses. In der Nacht vom 8. Februar 1675 gegen 12 Uhr, erwachte er durch ein Geräusch im Zimmer: er glaubte im Dunkel eine Bewegung der Bettvorhänge wahrzunehmen, öffnete dieselben und fragte, wer da sei? Ein heftiger Schlag auf den Kopf war die Antwort; betäubt und mit Blut überströmt, sank er in die Kissen zurück, noch mehrere nach ihm gerichtete Hiebe verfehlten ihr Ziel. Nostitz kam bald wieder zur Besinnung, beherzt wie er war, griff er um sich, faßte den Arm des Mörders und entrang ihm seine Waffe, eine Axt, die er weit von sich schleuderte: der Mörder warf sich nun auf ihn, suchte ihn mit den Betten zu ersticken, mit dem Hemde zu erwürgen, ein furchtbarer Kampf entspann sich: endlich gelang es Nostitz, seinen Gegner am Halse zu packen, ihn niederzuwerfen und an das Fenster zu springen, aus dem er laut um Hülfe rief. Da alle Schloßbewohner

im tiefen Schlafe lagen, konnte diese zwar nicht sofort zur Stelle sein, allein erschreckt entfloh der Mörder. Nostitzens lauter Hülferuf weckte denn endlich nicht nur die Bewohner des Schlosses, sondern auch die Nachbarschaft, man kam mit Licht, viele Leute erfüllten das Zimmer. Während man Nostitzens Wunde verband, bemerkte er unter den um ihn Stehenden, auch, wie zur Hülfe herbeigeeilt, Christoph Lange aus Tormersdorf, einen übelberüchtigten Menschen, der früher auf dem Schlosse gedient hatte, später aber entlassen worden war. Blutbespritzt waren seine Kleider, frisches Blut klebte auf seiner Wange. Nostitz war nicht zweifelhaft, daß dieses Blut sein eigenes, Lange der Thäter sei: seines Läugnens ungeachtet, ward er festgenommen, in den Thurm des Schlosses geworfen, unter der Obhut von zwei Mann Bürgerwache. Ehe aber Lange noch vernommen werden konnte, gelang es ihm seinen fahrlässigen Wächtern zu entspringen. Nostitz, dessen Wunde sich übrigens nicht als gefährlich erwies, hegte die Ueberzeugung, die Bürgerwache habe Lange's Flucht befördert, dieser selbst habe nicht Raub beabsichtigt, sondern sei von den „tumultuirenden Rothenburgern" zu seinem Morde gedungen worden.

Im August 1676, während Nostitz in Dresden war, erfolgte ein gewaltsamer Einbruch in die Kanzlei des Schlosses zu Rothenburg, wo man wahrscheinlich die auf die Streitigkeiten mit der Bürgerschaft bezüglichen, die Rechte der Gutsherrschaft begründenden Urkunden vermuthete. Auch diesen Frevel brachte Nostitz mit jenen Differenzen in Verbindung, maß ihn dem verschwundenen Lange bei.

Immittelst nahm eine Criminaluntersuchung über die Vorgänge im October 1674 ihren langsamen Gang und erst am 29. März 1678 ward ein Urthel des Schöppenstuhls zu Leipzig eröffnet, in welchem Nostitz „wegen der libellirten Begünstigungen, insonderheit wegen der an J. Kleine verübten Verwundung," zu Abhauung einer Faust, „deren er am besten entrathen könne," sowie zur Alimentation der Wittwe und

Kinder Kleine's und in die, 800 Thlr. betragenden Kosten verurtheilt ward. Nostitz appellirte gegen das Erkenntniß, bezog sich darauf, daß er „als Reichshofrath und Freiherr den personis illustribus beizuzählen," bei denen verstümmelnde Körperstrafen unstatthaft seien, und es gelang ihm auch durch seine Verbindungen mit dem chursächsischen Hofe, (er war immittelst Kammerherr geworden) die Strafe abzuwenden, wie man denn überhaupt vornehmen Personen die Hand, die sie gemißbraucht, nicht so schnell abzuhauen pflegte.

Welche Wandlung die Strafe erlitten, ersehn wir nicht bestimmt, wahrscheinlich ward ihm eine Geldstrafe von 600 Thlrn. auferlegt, die wir noch bei seinem Tode als rückständig erwähnt finden, jedenfalls aber genügte die von der Behörde dem Freiherrn auferlegte Buße, den Freunden und Anhängern Kleine's nicht: sie hatten geschworen, sein Tod sollte nicht ungesühnt bleiben: die Blutrache war hinter Nostitz!

Es war am Abend des 3. Februar 1680 zwischen 7 bis 8 Uhr: Nostitz saß bei der Abendtafel in einem Parterrezimmer des Schlosses, dessen Fenster nach dem innern Vorhofe sich öffneten: vor demselben war ein schmaler Raum durch ein niederes Staket abgegrenzt: der Regen strömte herab, ein heftiger Sturm brauste, es war eine stockfinstere Nacht. Der Koch war im Begriff, das letzte Gericht über den Corridor aus der Küche in das Speisezimmer zu tragen, die Köchin leuchtete ihm dabei und wollte eben die Zimmerthür öffnen, als ein Pulverblitz aufleuchtete, ein starker Schuß das Haus erschütterte: dem Koch entfiel vor Schreck die Schüssel, der Köchin das Licht, Beide hörten Nostitz rufen: Herr Jesus, Jesus, oh weh! stürzten aber, statt ihm zu Hülfe zu eilen, in ihrer Bestürzung wieder in die Küche zurück. Als sie sich ermannt und andere Diener herbeigekommen, wagte man endlich das Zimmer zu öffnen. Nostitz lag einige Schritte von der Thür entfernt, Blut überströmt, am Boden. Der Koch hob ihn auf, befühlte ihn an der Stirn und Brust,

sagte „er solle sich doch besinnen und an unsern Herrgott denken.“ Nostitz holte noch zwei Mal langsam Odem und verschied. Die Dienstleute legten, ohne sich weiter im Zimmer umzusehn, den Körper in dieselbe Lage, in der sie ihn gefunden hatten, und benachrichtigten die Ortsgerichte. Diese erschienen alsbald, betraten aber den Schauplatz des Mordes nicht, versiegelten nur die Thür des Zimmers: eine Bürgerwache besetzte das Schloß: kein Arzt ward herbeigeholt, um zu vergewissern, ob Nostitz denn wirklich todt, ob nicht noch Hülfe möglich sei. Ein Eilbote ging nach Bautzen an den Hof- und Landrichter, Hans Hennig von Blankenfeld, mit der Anzeige „der jämmerlichen Entleibung“ ab. Am 5. Februar Mittags setzte sich dieser zu Pferde und kam, begleitet von dem Churf. Leibmedicus, Land- und Stadtphysicus Dr. Lehmann, einem Chirurgen und den Landgerichten, am Nachmittag des 6. Februar um 4½ Uhr in Rothenburg an. Er fand „auf dem Hofe des Schlosses das inwendige Thor zu dem mit einer Mauer umfangenen Vorhöfchen des Hauses verschlossen, das Pförtchen mit Bürgerwache besetzt.“ Der Bürgermeister und die Rathspersonen kamen herbei, das Schloßthor ward eröffnet, allein man betrat nicht einmal das Zimmer, in welchem der Körper lag, sondern begnügte sich mit der äußern Besichtigung der versiegelten Thür. Die Commission begab sich dann, mit ihrem Tagewerk zufrieden, zum Abendessen und zur Ruhe. Am 7. Februar, früh nach 9 Uhr, ging der Hof- und Landrichter mit seiner Begleitung, der sich abermals der Bürgermeister und die Rothenburger Rathspersonen anschlossen, wieder auf das Schloß und jetzt erst ward die Thür des Mordzimmers entsiegelt und geöffnet. Man fand die im geronnenen Blute liegende Leiche, sowie Alles sonst im Zimmer unverändert und nahm zunächst das mit Blut überströmte Hemde des Ermordeten als „Leibzeichen“ ab, dann ward der Körper von dem Leibmedicus und dem Chirurgen untersucht: es ergab sich, daß zwei Kugeln die Brust durchbohrt hatten: Beide fanden sich, eine 1 L. 16 Gr.

die andere 1 L. 20 Gr. schwer; die eine lag in einem Schranke, dessen Wand sie durchbohrt hatte, die andere war in die Mauer eingedrungen: ein Pfropfen von Werg lag auf dem Tisch, an dem Nostitz gesessen hatte. Der Gedanke eines Selbstmordes, den der Koch geäußert hatte, widerlegte sich von selbst schon dadurch, daß Nostitz gar kein Gewehr bei sich gehabt hatte: im Zimmer war außer ihm Niemand gewesen, der Schuß mußte also von dem Mörder von Außen herein geschehn sein, was denn auch der Umstand belegte, daß die untere Scheibe des Fensters dem Tisch gegenüber, zerschmettert war. Es lag also zweifellos ein Mord vor.* Ueber das weitere Verfahren ** erzählt ein Bericht Folgendes:

„Nachdem die Leiche gesäubert, abgewaschen, der Sterbekittel angezogen und mit einem schwarzen taffetnen Zencker angekleidet und in den schon verfertigt gewesenen Sarg gelegt gewesen, ist sie aus dem Zimmer durchs Haus in den Vorhof getragen, bei den daselbst gesetzten peinlichen Gerichtsbänken niedergesetzt, das Leibzeichen durch den Landreiter in die Gerichtsbank gelegt und hierauf durch den Vicelandrichter und Land-Schöppen das hochnothpeinliche Gericht mit ausgezogenem bloßen Schwerte gehegt, durch den Frohnboten zu dreienmalen ausgerufen, der Thäter zu dreienmalen peinlicher Weise angeklagt und vor das hochnothpeinliche Gericht citirt und mit dem auf der Degenspitze des Frohnbotens aufgefaßten und in die Höhe über den Sarg gehaltenen Leibzeichen, das Zetergeschrei zu dreienmalen über ihn ausgerufen, er auch zu dreimalen in die Acht erklärt und hierauf das peinliche Gericht wieder aufgegeben."

Noch am Abend des 7. Februars erfolgte die Beisetzung

* Die Thatsache wird erwähnt in Schumann's Lexicon von Sachsen Th. 9. S. 481. s. v. Rothenburg, jedoch mit den unrichtigen Angaben, Friedrich von Nostitz sei von seinem Schützen erschossen worden.

** Dasselbe beruhte auf dem sogenannten Mordpatent Kaiser Rudolf II. vom 20. Januar 1605. C. A. Th. III. S. 137.

der Leiche im Begräbnißgewölbe der Kirche zu Rothenburg, in Gegenwart des Stiefbruders des Ermordeten, Wiegand von Gersdorff auf Meffersdorf und vieler Anderer von Adel: der Pfarrer Stöckert hielt dabei „einen kurzen geistlichen Sermon und Leichenpredigt von der Flucht und Nichtigkeit des menschlichen Lebens."

Das Zetergeschrei war also über den Thäter ausgerufen, er in die Acht erklärt, wer war er aber? Die vorläufigen Erörterungen Blankenfelds, der am 8. Februar Rothenburg wieder verließ, ergaben kein bestimmtes Resultat. Die Köchin hatte gleich nach dem Schusse „Jemand durch die Pfützen im Hofe laufen hören," aber Niemand gesehn. Broßig, ein Häusler aus Noes, befand sich, als der Schuß fiel, auf dem Markt: er stutzte bei dem Knall, weil er wußte, daß man im Städtchen nicht schießen dürfe, ging aber weiter: als er hinter den Kirchhof an das Borngässel kam, hörte er Jemand vom Schlosse herunter nach dem Gäßchen, die Schaaftreibe genannt, laufen, auf seinen Anruf, wohinaus, wohinaus? erfolgte Seiten des schnell Davoneilenden, den Broßig in der Finsterniß nicht zu erkennen vermochte, keine Antwort. Gleich darauf kam noch Jemand vom Schlosse herunter gelaufen. Broßig ging nun, ängstlich geworden, in das Städtchen zurück zu seiner Tochter und erfuhr denn hier bald die Mordthat. Nach dieser Aussage schienen denn zwei Personen an der That betheiligt. Der Verdacht richtete sich denn bald auf Christoph Lange, der des ersten Mordanfalls gegen Nostitz beschuldigt war. Es ergab sich, daß Lange, nachdem er im Jahre 1675 aus dem Gefängniß zu Rothenburg entkommen, sich schon im folgenden Jahre wieder bei seinem Vater in dem nur ¼ Stunde von Rothenburg entfernten Tormersdorf gezeigt und Drohreden gegen Nostitz ausgesprochen hatte: „er hatte ein Rohr mit zwei Läuften gezeigt und sich verlauten lassen, er wolle dem Herrn so lange nachschleichen, bis er ihn erlegt habe." Etwa seit Jahresfrist hatte er sich unter dem Namen Krause in der Gegend von Königsbrück aufgehalten, dort ward er denn auch

im April 1680 festgenommen. Er gestand denn auch sehr bald sowohl das Attentat im Jahre 1675, als den Mord zu und gab dabei an, daß ihn Friedrich Mezschke und Christoph Leuschner zu Rothenburg um zwanzig Thaler gedungen: Ersterer habe ihm die Büchse gegeben und ihn am Abend des 3. Februars auf das Schloß begleitet: indem er das Gewehr auf das Staket aufgelegt, hatte er den ihm im Zimmer gegenüber sitzenden Nostitz nicht verfehlen können. Mezschke und Leuschner entflohen auf die Nachricht der Arretirung Lange's: sie wurden von der Gerechtigkeit nicht ereilt.

Der Gerichtsherr zu Königsbrück, Freiherr Maximilian von Schellendorf, verweigerte anfänglich die Auslieferung des Mörders nach Bautzen, welche aber ein Rescript vom 4. Mai 1680 anbefahl. Am 17. Juli 1680 ward Lange mit dem Schwert hingerichtet.

Zu Nostitzens Vermögen brach Concurs aus, durch den Rothenburg der Familie v. Nostitz abermals verloren ging.

Zur Lebensgeschichte des Königs von Polen, Stanislaus Leszczynski. 1706 u. f.

In langjährigen blutigen Kämpfen um die Krone Polens, trat mit wechselndem Glücke als Gegner den sächsischen Fürsten Friedrich August I. und II. entgegen, Stanislaus Leszczynski. Besaß er auch nicht alle Fähigkeiten eines großen Monarchen, so hatte er doch nach dem Zeugniß der Geschichte alle Eigenschaften eines edeln, tugendhaften Mannes. Auch bei den beiden Augusten, wie streng man auch ihre Schwächen beurtheilen möge, wird man anerkennen, daß nichts ihren Characteren ferner lag, als feige Heimtücke, die zu Gift und Dolch zu greifen geneigt ist, statt einen ehrenhaften Gegner im offnen Kampfe niederzuschlagen. Wenn wir gleichwohl von einer ganzen Kette gegenseitiger Attentate lesen, wenn uns historische Schriften insbesondere wiederholte, gegen Leszczynski's Leben und Person gerichtete Nachstellungen melden, die vom sächsischen Hofe ausgegangen seien, so werden uns diese Angaben nothwendig Zweifel und das Bedenken erregen, daß Parteisucht Entstellungen verbreitet haben möge. Jedenfalls schien es der Mühe zu lohnen, jene Mittheilungen auf den Grund der uns vorliegenden reichen Quellen einer Prüfung zu unterwerfen, um zu ermitteln, was denn eigentlich daran thatsächlich begründet, ob insbesondere die Andeutungen, daß die Fäden solcher Anschläge bis zu dem Throne Friedrich August I. und seines Sohnes selbst hinaufleiteten, auf einer haltbaren historischen Basis beruhen?

Unsere Quellen haben uns nicht verlassen, sie gestatten uns einen interessanten, aber zugleich trüben Blick in den

Character der Zeit, in geheimes Treiben, dessen Schleier zeither nicht vollständig gelüftet worden, sie nennen uns mehrere dabei betheiligte mystische Personen, ihre unbefangene Prüfung liefert aber auch das erfreuliche Resultat, daß die sächsischen Fürsten selbst ihre Ehre nicht durch Dingung gemeiner Meuchelmörder befleckt haben.

Wir wollen die Thatsachen selbst Zeugniß geben lassen, indem wir, was wir über jene Vorgänge gefunden haben, hier zusammenstellen und zugleich einige zur Lebensgeschichte Leszczynski's gehörige Nachrichten beifügen, von denen wir annehmen dürfen, daß sie in ihren Einzelnheiten unsern Lesern neu sind.

Stanislaus Leszczynski (geboren zu Lemberg am 20. October 1677) gehörte anfänglich zu den Anhängern des Königs Friedrich August, wie die erste Notiz, die uns über ihn unsere Quellen bieten, belegt. Es ist dies ein Brief des Hrn. von Bose aus Polen vom 10. Juli 1697, worin derselbe dem Geheimen Rathe v. Bose meldet: „le Roy a deja donné la charge du Grand Chambellan de la couronne à un jeune seigneur, nomme Letschinski, d'une des premieres familles du Royaume et dont le père vient d'être empoisonné par la faction Francaise, à cause qu'il s'est declaré pour notre Roy avec tous ceux qui dependent de lui.“ Im Jahre 1704 ward Stanislaus, damals Woiwode von Posen und General von Großpolen, von der Conföderation zu Warschau an König Karl XII. von Schweden, als dieser Friedrich August aus Polen vertrieben hatte,* gesendet.

* Nicht nur mit seinen Feinden hatte damals König Friedrich August in Polen zu kämpfen, sondern auch mit den Elementen. Am 10. April 1704 befand er sich zu Petrowin an der Weichsel, einem Ort, der nicht genug Räumlichkeiten bot, um das zahlreiche Gefolge des Königs angemessen einquartieren zu können: selbst die ersten Hofbeamten mußten froh sein, in Ställen und Scheunen ein Unterkommen zu finden. In der Nacht brach Feuer in einer Scheune aus, welches so rasch um sich griff, daß der König mit genauer Noth der Gefahr entging: 35 Personen fanden in den Flammen den Tod, unter ihnen der Hofmarschall von Bommsdorf, der Kammer-

Gleich bei der ersten Zusammenkunft gewann er den Schwedenkönig so, daß dieser beschloß, ihn auf den Thron Polens zu setzen. Nachdem er am 12. Juli 1704 vom Reichstage zum König erwählt worden, begleitete er den Schwedenkönig bei dessen Einfall in Sachsen, im Jahre 1706. Ob er der Predigt, welche Karl XII. seinen Feldprediger halten ließ, über den Text Hesekiel Cap. 21, V. 25—26, in welchem u. a. die Worte vorkommen: „Thue weg den Hut und hebe ab die Krone, denn es wird weder der Hut noch die Krone bleiben" und „ich will die Krone zu nichte, zu nichte, zu nichte machen, bis der komme, der sie haben soll, dem will ich sie geben," — dies ersehn wir nicht, wohl aber meldet uns ein Brief vom 15. December 1706 ein unangenehmes Abentheuer, das Leszczynski zustieß, das aber zugleich seine Milde und Gutmüthigkeit belegt. Er war einige Tage früher mit wenigen Begleitern in der Gegend von Leisnig, in dessen Schlosse* er Quartier genommen, auf die Jagd geritten: seine Hunde fielen in eine Heerde Schaafe ein, zerstreuten sie, bissen einige todt. Der Schäfer eilte in das nächste Dorf, klagte seine Noth, die Sturmglocke ertönte, die Bauern liefen zusammen, verfolgten die Jäger, es setzte, nachdem sie sie ereilt, „derbe Bauerschläge und als Stanislaus seine Autorität interponiren wollte, stieß ihn ein alter Soldat, Christian, mit einem Prügel dergestalt in die Seite, daß man ihn vom Pferde heben und wegtragen mußte." Ein Anderer hätte sich blutig gerächt, wohl das Dorf niederbrennen lassen, nicht so Stanislaus: er verzieh großmüthig.

Durch den Altranstädter Frieden verzichtete Friedrich

---

herr von Witzleben, die Kammerjunker von Pflugk und von Pentzig, der Kammerpage Vandemier, der Leibmedicus Dr. Prette, der Hofarchitect Dietze. Außerdem wurden sehr viele Personen gefährlich verletzt, es verbrannten auch über 50 Pferde und ein großer Theil der Bagage: des Oberhofmarschalls ganze Equipage ging verloren.

* Am 20. August 1707 finden wir Stanislaus in Meißen, wo er ebenfalls im Schloß wohnte.

August im Jahre 1706 zu Gunsten Leszczynski's auf die Krone Polens, allein als Karl XII. in der Schlacht bei Pultawa (27. Juni 1709) das Kriegsglück treulos, er in der Türkei Zuflucht zu suchen genöthigt worden, mußte auch Stanislaus den nur wenige Jahre behaupteten Thron wieder räumen. Vor den sächsischen Truppen floh er nach Pommern. Aus dieser Zeit finden wir die erste Spur davon, daß Leszczynski Besorgnisse vor Nachstellungen hegte. Ein Brief des Braunschweigisch-Wolfenbüttelschen General-Feldzeugmeisters von Jordan an den bekannten sächsischen Generalfeldmarschall Grafen von Flemming meldete diesem im Jahre 1711, es sei schwedischer Seits der Befehl gegeben worden, seinen (Jordans) Schwiegersohn, den Obersten von Wrangel, wenn er sich in Wismar zeigen sollte, festzunehmen, „le Roi Stanislas," wie es in dem Schreiben heißt, „s'imaginant par une peur panique, que Wrangel est expressement expédié du Roi pour l'enlever." Wrangel war allerdings wohl geeignet, Stanislaus Besorgnisse dieser Art einzuflößen, denn er war es, der mit wenigen Gefährten,* im Jahre 1704 die beiden polnischen Prinzen, die Söhne König Johann III. (Sobieski) von Polen († 1696), Jacob und Constantin, unweit Breslau gewaltsam aufgehoben und nach der Pleißenburg in Leipzig gebracht hatte. Karl XII. hatte dem Prinzen Jacob unter dem 23. December 1703 (2. Januar 1704) ein „diploma assecurationis" ausgestellt, worin er ihm versprach, ihm zu dem polnischen Thron zu verhelfen und mit aller Macht dabei zu schützen. Erledigte sich diese Zusicherung auch durch die spätern Ereignisse, so gerieth doch Jacob bei dem sächsischen Hofe in den Verdacht, „daß er gefährliche Machinationes intendirt," ja er ward beschuldigt, er habe Friedrich August mit Gift nach dem Leben getrachtet. Deshalb suchte man sich seiner zu bemächtigen und Wrangel

* Einer derselben, v. Kospoth, fiel im März 1706, als er dem König Friedrich August nach Krakau folgen wollte, in die Hände feindlicher Polen, die ihn angeblich aus Rache wegen jener That, in Stücken hieben.

ward, wie später seine Erben behaupteten, für die Gefangennehmung der Prinzen eine Summe von 20,000 Thlrn. versprochen. Prinz Constantin, gegen den man keinen Verdacht hegte, befand sich bei seinem Bruder, wollte sich nicht von ihm trennen und theilte seine Gefangenschaft,* deren Strenge der mitleidige Commandant der Pleißenburg, v. Hopfgarten, zu mildern sich vergeblich bemühte: auf seine Berichte kam keine Antwort: er schrieb, darüber klagend, u. a. an den Geh. Rath v. Bose (18. Mai 1701), die Prinzen verfielen in Me-

* Während der Gefangenschaft der polnischen Prinzen gelangte an den sächsischen Gesandten zu Regensburg, Gr. v. Werthern, „von guter Hand aus Salzburg," eine geheime Mittheilung aus Rom, daß die Mutter der Gefangenen, die Wittwe des Königs Johann III. von Polen (Sobieski) Maria Casimire Luise, (Tochter Heinrichs Marq. d'Arquien, aus dem Hause Bethune) den Plan gefaßt habe, den Prinzen Friedrich August aus Dresden entführen zu lassen, um ihn dann gegen ihre Söhne einzutauschen, daß auch „gegen die Person des Königs gefährliche machinationes unter der Hand wären." Die Geheimen Räthe ließen hierauf die Aufsicht über die Fremden in Dresden verschärfen, die Thorwachen verstärken und schickten einen Expressen an den in Polen befindlichen König, der unter dem 8. Mai 1704 aus Gozyce antwortete: „obschon die Gefahr dem äußerlichen Ansehn nach, weit entfernt zu sein scheine, sei doch mit der gebrauchten Vorsicht zu continuiren und des Prinzen Liebden auch nicht sonderlich außer der Festung (Dresden) zu hazardiren." Im Jahre 1715 glaubte man, daß der Prinz Constantin gefährliche Pläne hege und fördere: der Versuch, hinter seine Geheimnisse zu kommen, kostete zwei tapfern sächsischen Offizieren das Leben. Ein gewisser Hecht erbot sich nämlich, einem Polen, dessen Frau, wie er sich ausdrückte, die „Concopine" des Prinzen sei, eine die geheimen Papiere des Letztern enthaltende Schatulle abzulocken. Die Hauptleute de la Frise und v. Korf wurden abgesendet, um Hecht auf der schnellen Flucht, die er nach Erlangung der Papiere zu ergreifen angeblich beabsichtigte, zu unterstützen. Hecht ermordete aber Korf, bei dem er die zur Bestechung des Polen bestimmte Geldsumme vermuthete, im April 1716 in der Gegend von Ohlau und verrieth de la Frise den Polen, die ihn gefangen nahmen. Dieser vergiftete sich, wie es in einem Briefe heißt, „damit sie ihn nicht haben examiniren können," vielleicht auch, um sich den Grausamkeiten zu entziehen, welche die Polen an Gefangenen verübten: so hieben sie zu derselben Zeit dem Cornet Lehmann, der in ihre Hände fiel, Hände und Füße ab und hingen ihn dann auf.

lancholie, er fürchte, daß einer oder der andere plötzlich sterben möchte, indem er hinzufügte „und kann ich nicht beschreiben, waß sie vor Worde auß desperation reden und wem sie die Schuld geben, zumahlen der Jüngste, welcher unschuldig sitzet." Erst in Folge des Altranstädter Friedens wurden die Prinzen vom Königstein, wo sie seit dem 28. August 1706 verwahrt worden, am 17. December 1706 zunächst nach Dresden entlassen,* wo der König selbst ihnen den Degen wieder an die Seite steckte.

Daß damals (1711) Leszczynski's Besorgnisse begründet gewesen, man wirklich seine Festnehmung beabsichtigt habe, darüber haben wir nicht die geringste Andeutung in unseren Acten gefunden. Er entkam vielmehr unbehelligt nach Schweden.

Zu dieser Zeit versuchte der König von Preußen einen Vergleich mit ihm zu vermitteln. Der König beauftragte damit einen mit Leszczynski vertrauten Polen, der auf dessen Stammgut Lissa geboren und längere Zeit Gutsverwalter desselben gewesen war. Ueber die Mission selbst liegt uns ein von dem Abgesandten (dessen Name nicht genannt wird) in späterer Zeit niedergeschriebener Aufsatz vor, in welchem derselbe u. a. Folgendes angibt: „Als des verstorbenen Königs von Preußen Maj. im J. 1712 N. zum König Stanislav nach Schweden sandten, um ihn zu disponiren, daß er allen auf den polnischen Thron habenden Ansprüchen, so lange Ihro Maj. der König Augustus im Leben sein würden, renuncire, traf er ihn auf dem Wege aus Schonen nach Karlskrone an, wannenhero er mit ihm dahin fuhr. In Karlskrone verschloß sich der Stanislaus mit ihm und ließ sich den Inhalt von dem vortragen, was ihm vom König von Preußen unterm dato Charlottenburg den 8. Juli 1712 committirt worden war. In Karlskrone, allwo der Stanislaus allein war, ohne seine Gemahlin und Mama bei sich zu

* Manitius, Andenken an die Festung Königstein S. 128. Dresden, 1860.

haben, brachte ihn der N. durch seine Vorstellungen dahin, daß er nicht zwar schriftlich, aber mündlich gegen ihn sich heraus ließ und erklärte, nicht nur bei Lebzeiten des Königs August, sondern gar niemals an die polnische Krone mehr zu denken, auch den König von Schweden dahin zu vermögen, daß er von seiner Animosität und von fernern Feindseligkeiten wider des Königs Augusti M. und Lande völlig abstehn sollte. Und als der N. ihm erwähnte, daß er beordert wäre, in dieser Absicht nach seiner Rückkunft aus Schweden, vollends bis Bender zu gehn und den König von Schweden gleichfalls zur Ruhe und friedlichen Gedanken zu bringen, fiel ihm der Stanislaus sofort in die Rede mit den Worten: Was, er will nach Bender gehn und den König von Schweden von seinem Vorhaben ab und zum Frieden bringen? Er weiß ja, was er vor ein harter Kopf ist, bei dem wird er nichts ausrichten, ich aber will und muß selbst nach Bender, wenn er auch des Teufels wäre, so will ich von Polen nichts mehr wissen, noch zugeben, daß meinetwegen Polen oder Sachsen in neue Kriegsflamme gesetzt oder daß meinetwegen auch nur ein einziger Mann ums Leben gebracht werde.

Nach einem Aufenthalt von 2 oder 3 Tagen ging Stanislaus von Karlskrone nach Schonen zurück, wohin ihn N. begleitete und aus allen Umständen und Discursen, wie er denn fast täglich etliche Mal mit ihm zu sprechen Gelegenheit hatte, wahrnahm, daß Stanislaus die wahre Intention hege, von seinen Forderungen auf die Krone Polen abzustehn, mit des Königs Augusti Maj. sich auf leidliche conditiones zu setzen und voraus den König von Schweden von ferneren Feindseligkeiten wider des Königs August Person und Dero Lande abzubringen.“ Der Berichterstatter erwähnt zugleich, Stanislaus habe vorgeschlagen, es solle ihm zu seinem standesmäßigen Unterhalt eines der Fürstenthümer in Schlesien, Liegnitz, Brieg oder Glogau, auf lebenslang eingeräumt werden: „er werde dann seinen Erbgütern nahe sein und doch nicht beständig in Polen wohnen dürfen, als woraus leicht

Jalousie und Verdacht gegen ihn entstehn könnte, weil seine bisherigen Freunde in Polen alsdann stets bei ihm würden sein wollen."

Die Verhandlungen führten aber zu keinem Abschluß, da der Graf von Flemming das Eingehn auf die Vorschläge ablehnte, weil er Stanislaus weder in, noch in der Nähe von Polen wissen wollte. Dagegen bemerkten die sächsischen Geheimen Räthe im Jahre 1712 in einem mit den polnischen Angelegenheiten sich beschäftigenden Vortrage: „daß es höchst nöthig sei, daß J. Königl. Maj. aufs cheste in guter Sicherheit von hier (Dresden) aus nach Warschau aufbrechen möchten, weil es mitten im Königreich gelegen und durch Dero hohe Gegenwart Sie alles in gewünschte Ruhe setzen würden." Der König erkannte die Weisheit dieses Vorschlags durch folgende eigenhändige Randbemerkung an: „Soh gescheit saind wir selber."

Im Jahre 1713 wollte Stanislaus zu Karl XII. nach Bender reisen, um dessen Genehmigung zu seiner Resignation einzuholen, er ward aber von den Türken festgenommen und längere Zeit als Gefangener gehalten. Nach seiner Entlassung ging er im J. 1714 nach Zweibrücken, welches ihm der König von Schweden zum Wohnsitz überlassen hatte.* Er ward aber von dem dortigen Gouverneur mit Widerwillen aufgenommen, derselbe weigerte sich insbesondere das Schloß zu räumen, wozu er sich erst später entschloß, wie ein Brief meldet: „avec beaucoup de mécontentement et des menaces." Leszczynski ließ sich daher ein Landhaus, eine halbe Stunde von Zweibrücken erbauen, das er zeitweilig bewohnte. Sein Gefolge bestand bei seiner Ankunft in Zweibrücken nur aus 4 Personen, denen jedoch bald mehrere folgten: er erklärte, daß er incognito bleiben wolle, und beschränkte seinen

* Zweibrücken war 1681 an Karl XI. von Schweden gefallen, der es auf Karl XII. vererbte. Nach einer Mittheilung aus Paris setzte Karl XII. Stanislaus später auch noch eine Pension von 100,000 Thlr. aus.

Aufwand anfänglich auf das Nothwendigste. So meldet ein Brief eines gewissen Plantamour vom 26. Juli 1714. Im November 1714 kehrte Karl XII. nach Deutschland zurück und es lag nun die Besorgniß nahe, daß auch Stanislaus wieder auf dem Kampfplatze erscheinen, der Eifer seiner Anhänger neues Leben schöpfen werde.

Vor ihren gefährlichen Plänen zu warnen, fühlte sich verpflichtet der Baron Georg Siegmund von Valvasor in wiederholten Briefen, in denen er ausführlich entwickelte, wie er mit eigner großer Lebensgefahr den Anschlag zweier schwedischer Offiziere ermittelt, den König Friedrich August zu vergiften: sein Muth, mit dem er die Bösewichter verfolgt, war ebenso bewundernswerth, als die Dummheit der Letztern unbegreiflich, die ihre Berathungen immer an Orten vorgenommen, wo ihr Verfolger sie unbemerkt hatte belauschen können: als Anstifter bezeichnete Valvasor den König von Schweden und Leszczynski: der Mord sollte durch einen an den König zu richtenden vergifteten Brief* und ein Giftpulver ausgeführt werden, welches man ihm „für eine Universalmedicin unter fingirtem Namen" zu übersenden beabsichtigte. Bald nach Eingang der Warnung Valvasors, traf auch in Warschau, wo der König Friedrich August sich befand, ein, J. E. B. v. Frisen unterzeichneter, Brief d. d. Dresden, den 4. December 1714 ein, mittelst dessen der Absender „eine Dosis von der Universalmedicin, welche er aus Frankreich von dem königlichen chymicus Mr. du Pless erhalten," dem König mit der Versicherung überschickte, „daß er selbst eine Messerspitze in einem Löffel Wein genommen und alle seine Glieder seien ihm gestärkt worden." Den Brief erbrach der Cabinetsminister Graf von Werthern, der in einer schriftlichen Mittheilung vom 26. December 1714 versichert, das Schreiben

* Durch einen solchen ward im J. 1707 das Leben des berühmten Helden, Prinz Eugen von Savoyen, in der That bedroht; s. a. Arneth, Prinz Eugen von Savoyen Bd. II. S. 33. Wien 1858.

sei vergiftet gewesen und die Eröffnung habe ihm fast das Leben gekostet. Die angebliche Universalmedicin erwies sich bei der Untersuchung des Leibmedicus Dr. Johann Daniel Geier, als ein „mit arsenico vermischtes Sublimat:" Thiere, welchen man davon eingab, starben und der Leibmedicus, der unvorsichtiger Weise eine Probe damit an sich selbst machte, nachdem er sich durch Gegengift genügend sichergestellt zu haben glaubte, hätte dies bald mit seinem Leben bezahlt. Die Umgebungen des Königs in Warschau geriethen in die größte Bestürzung und beriethen, wie man wohl Valvasor für den aufopfernden Muth, mit welchem er den Mordplan ausgespürt, genügend belohnen könne, nur der König „s'en mocqua," wie Graf v. Manteuffel dem Grafen v. Hoym meldete, „disant, que peut-être cet homme étoit lui même l'empoisonneur," da ging von Wien die Nachricht ein, daß derselbe Mann, jedoch unter einem andern Namen, kurz vorher eine ähnliche Warnung nach Hannover mitgetheilt habe, des Inhalts, daß man den Prinzen von Wales nach dem Leben trachte: * auch dort war bald nach der Warnung ein vergif-

* Einige Jahre später lesen wir von einer andern Bedrohung des englischen Königshauses, die auf eine Wiederholung der Pulververschwörung, auf einen zweiten Guy Fawkes, hindeutete. Im Januar 1722 erhielten Lady Bristol und eine andere Dame des Hofes, gleichlautende Briefe mit der Warnung, sie möchten sich an einem bestimmten Tag nicht an den Hof begeben, weil der Palast von St. James mit der ganzen k. Familie in die Luft werde gesprengt werden. König Georg I. lachte, als man ihm die Kunde mittheilte und meinte, die Briefe seien gewiß von Jemand geschrieben, der Lady Bristol, die als leidenschaftliche Spielerin bekannt war, um ihre Partie bringen wollte. Man untersuchte aber doch alle Keller, fand aber nichts Besorgen Erregendes. Ein ähnlicher blinder Lärm erschreckte auch den König von Dänemark, Friedrich IV., im J. 1719. Um die Mittagsstunde des 6. Januar stürzte ein Mann, Namens Guillos, ein seit 3 Jahren von Danzig nach Kopenhagen eingewanderter Kornhändler, athemlos in das Schloß und verlangte ungestüm den König selbst zu sprechen: die Bedeutung, daß die Zeit keine angemessene sei, indem der König im Begriff stehe, sich zur Tafel zu begeben, vermehrte nur seine sichtliche

teter Brief und ein Packet mit Gift eingegangen. Man sendete nun von Warschau den Obersten von Gesug nach Breslau, von wo aus Valvasor geschrieben hatte, und bei der dort gegen ihn angestellten Untersuchung ergab sich denn sehr bald, daß Alles Lüge war, er selbst das Gift gefertigt und abgesendet hatte, in der Hoffnung „eine große Recompens zu erhalten." Diese „Recompens" sollte er im Februar 1717 auf den Galeeren erhalten, er wußte sich aber durch die Flucht der Strafe zu entziehn.

Die erste Spur davon, daß man in den Umgebungen des Königs Friedrich August wirklich daran dachte, den von Stanislaus Leszczynski drohenden Gefahren zuvorzukommen, findet sich in einem an den König gerichteten Briefe des General-Feldmarschalls Grafen von Flemming d. d. Breslau, den 5. März 1715, dem auf seinem Umschlage folgende Worte beigefügt sind: „Lettre du Cte de Flemming au Roy, touchant Leszinski, laquelle le Roy a ordonné, qui fut gardée soigneusement." Das Schriftstück lautet also:

Sire,

Je suis piqué au vif de ce que le Landgrave de

Aufregung und auf seine Versicherung, daß seine Mittheilung nicht einen Augenblick Aufschub gestatte, rief man endlich den Minister von Scholten herbei. Guillos flüsterte ihm ins Ohr, der König schwebe in der größten Lebensgefahr, er solle eben bei der Tafel mit Confitüren vergiftet werden. Scholten eilte mit der Schreckensbotschaft zum König, der Guillos zu sich rufen ließ: dem König sich zu Füßen werfend, wiederholte dieser seine Angabe und bezeichnete vier Personen, darunter den Hofconditor, einen gebornen Sachsen, als die Mitschuldigen. Sofort ward der Befehl gegeben, sie festzunehmen: ehe dies aber noch geschehn, erschien auch ein Geistlicher, mit der Meldung, Guillos habe ihm die Verschwörung in der Beichte entdeckt. Während der König nun sein Mittagsmahl unter den größten Vorsichtsmaßregeln bei der Königin einnahm, wurden die Beschuldigten arretirt. Bei ihrer sofortigen Vernehmung läugneten sie mit größter Bestimmtheit Alles und es ergab sich auch bei fernerer Befragung des Anklägers, daß Guillos — verrückt geworden war und die ganze Verschwörung in seiner Einbildung beruhte.

Hesse, vient de proposer en faveur de celuy, que je saurois bien comment nommer, si je n'avois pas égard au titre, dont on l'a indignement honoré. Je m'estonne, qu'un Prince d'une maison aussi illustre, que celle de Hesse, puisse avoir de semblables pensées. Le depit que j'en ai, m'emporte au de là de mon naturel, qui n'est pas cruel et m'inspire des sentimens, dont je ne puis m'empecher de faire part à Votre Majesté: Je Luy dirai donc, que partant de Stanislas avec Montargon en chemin faisant, il me dit, qu'il s'estonnoit, qu'on ne tachoit pas de se saisir de l'homme en question, mort ou vif. Je luy demandai comment s'y prendre? Il me répondit, que Suhm lui avoit parlé de cette affaire, comme d'une chose tres facile à exécuter, et que comme celuy n'étoit pas un homme à chimeres, je pouvois compter la dessus. Je l'assurai, que pour mon particulier, j'employerois volontiers six mille ecus pour cette expedition, dusse-je être desavoué de Votre Majesté. Elle peut croire, que je n'ay parlé de cette manière, que pour faire voir, que je ne voulois point impliquer Votre Majesté en cela. Il me dit, qu'a ce prix on pourroit esperer la chose et qu'il étoit persuadé, qu'on reussiroit, mais qu'il falloit l'entreprendre pendant que l'autre étoit à Deuxponts et cela par des officiers, qui étant sans employ en France, seroient ravis de le faire sous l'esperance d'une recompense.

Depuis mon arrivée icy et apres avoir été informé des propositions du Landgrave par les ordres de Votre Majesté, ma bile s'est echauffée et cet entretien m'est revenu dans l'esprit. Je prie Votre Majesté, de me faire dire ses pensées là dessus par Mons. Gaultier et si la raison, qu'a Votre Majesté d'arreter Montargon, Luy paroit plus forte, que celle de le faire partir pour l'execution de ce dont je viens de parler, y joignant des instructions d'ailleurs necessaires pour la Cour de

France; je ferai aveuglement ce qu'Elle m'ordonnera. Votre Majesté n'aura pour m'expliquer sa pensée la dessus, qu'a me dire, que l'homme parte ou ne parte pas, cela me suffira pour l'entendre.“ etc.

Dem Kammerjunker Nicolaus von Montargon,* der in dem Briefe erwähnt wird, begegnen wir vielfach in den Correspondenzen jener Zeit: „une fine mouche,“ wie ihn Graf von Werthern bezeichnet, war er mit dem französischen Gesandten Abbé de Polignac nach Warschau gekommen und trat nach dem J. 1696 in sächsische Dienste über. Der Feldmarschall Graf von Flemming bediente sich in den Jahren 1711 u. f. seiner, um Verbindungen in Polen zu unterhalten und auf geheimen Wegen Erkundigungen einzuziehen. Zu ähnlichen Zwecken ward er 1712 nach Utrecht gesendet, als dort die Friedensverhandlungen stattfanden: er stand in Verbindung mit dem französischen Gesandten, Abbé de Polignac, und wußte manche interessante Notiz mitzutheilen. Als er wieder nach Warschau zurückgekehrt war, versuchte er mit Erfolg sein Glück auch auf andern Wegen. Der Geheime Kriegsrath Baron von Gaultier schreibt über ihn aus Warschau am 12. October 1713: „M. de Montargon avoit gagné au de la de 5000 ducats, mais il reperdit 3000 la veille. Hier matin M. de Montargon avoit regagné au de la de 3000 d. de M. le Comte de Vicedom, lequel se racquitta de 3000 d'une seule taille.“ Im Jahre 1714 ward er dazu bestimmt, den Prinzen Friedrich August nach Frankreich zu begleiten, der ihn im November d. J. mit Depeschen nach Warschau sendete. Wodurch er sich die Ungnade des Königs zugezogen, ersehn wir nicht. Er schreibt am 27. Mai 1715 an Flemming, daß er seine weitern Befehle er-

* Nach einem Briefe soll er der Sohn eines Advocaten zu Nantes gewesen sein. Man erzählte, sein Bruder treibe in Paris einen Handel mit Federmessern und nannte ihn daher spottweise le Marquis de Canivet (von canif). Er starb zu Paris am 22. September 1727.

warte, „sur l'affaire dont nous avons parlé en chemin“ und — was wohl die Hauptsache war — „une lettre de credit.“ In demselben Briefe beklagt er sich über die Kälte, mit der ihn der Prinz Friedrich August bei seiner Rückkehr zu ihm empfangen habe: wahrscheinlich kannte dieser Montargons Pläne und gab durch sein Benehmen seine Mißbilligung derselben zu erkennen. Flemming antwortete auf jenen Brief: „Vous aurez la bonté d'employer 10/m ecus dans l'affaire, que vous savez et d'en faire l'avance:“ er versprach Zahlung zur nächsten Michaelismesse. Damit bricht die Correspondenz ab. Montargon war 1719 wieder in Dresden, ging im Jahre 1721 nach Paris „pour ses affaires“ und zuletzt finden wir seinen Namen in einem Briefe des Grafen Moritz von Sachsen (später Maréchal de France) d. d. Paris, den 10. August 1725, worin dieser schreibt, Montargon sei in großer Besorgniß, weil er einem Abbé, der im Verdacht sei, Pasquille* auf die Regierung gefertigt zu haben, eine Postchaise geliehen, in der dieser entflohn sei. Der König ging übrigens, wie der Erfolg zeigt, nicht auf die Andeutungen Flemmings ein, Leszczynski blieb damals unbehelligt, wohl aber berichten uns gedruckte Quellen** von

* Wie früher und später häufig, machte sich auch damals die Unzufriedenheit in Paris durch mit scharfem Witz geschriebene Flugblätter Luft, deren Verfasser die Polizei trotz aller Bemühung ebensowenig zu ermitteln, als ihren Druck zu verhindern vermochte. Eines Tages erhielt der lieutenant général de police die Nachricht, die Druckerei der Pasquille befinde sich in einer Mühle beim Montmartre. Alsbald machte er sich in eigner Person auf den Weg, die Uebelthäter festzunehmen. Die Mühle war bald erreicht, allein es fand sich keine Presse darin, überhaupt nichts als ein Esel, der den Beamten mit seinem übeltönenden Geschrei empfing. Sehr entrüstet über die Mystification, fuhr der Polizeidirector zurück; ein Stück Wegs von der Mühle, kam ihm ein elegant gekleideter Reiter entgegen, der ihm beim Vorbeireiten ein Packet noch ganz nasser, boshafter, gedruckter Pasquille in den Wagen warf und dann schnell davonjagte.

** Leben des St. Leszczynski aus dem Französ. übersetzt durch Herrn ††† Leipzig 1770. S. 161. Histoire de Stanislas I., Roi de Pologne,

einem Versuch ihn gefangen zu nehmen oder gar zu ermorden, aus dem Jahre 1717.

Die Thatsache, daß Graf von Flemming damals den Plan gefaßt, Stanislaus gewaltsam aufheben zu lassen, ist allerdings begründet, ebenso gewiß aber, daß nur dies, nicht Mord von ihm beabsichtigt worden, wie die Parteigänger Leszczynski's zu verbreiten sich bemühten.

Es war Flemming gelungen, schon seit dem Jahre 1714 einen Mann in die unmittelbare Umgebung Leszczynski's aufnehmen zu lassen, von dem wir vermuthen, daß er Flemming als Spion diente und seine Pläne heimlich förderte. Gottlieb Biber hatte seit dem Jahre 1702 in Flemmings Diensten gestanden: im Jahre 1713 oder 1714 trat er bei Leszczynski als Cabinetssecretair ein. Ein förmliches officielles Patent, durch welches Biber zum gräflich Flemmingschen oder k. polnischen und chursächsischen Hof- und Staats-Spion ernannt worden, haben wir natürlich nicht gefunden, Flemming läugnete auch im Jahre 1726 in einem Schreiben an den damaligen Gesandten zu Paris, Graf von Hoym, daß er mit Biber in Correspondenz gestanden habe, allein es liegen uns schon aus dem Jahre 1714 Abschriften von Briefen * Bibers vor, die allerdings sehr dunkel gehalten sind,

---

par Monsieur DC*** à Francfort 1740. tom. I. p. 156 sq. M. R. Merkwürdigstes Leben des K. Stanislai. Frankfurt und Leipzig 1736. S. 463 u. f. Leben Stanislai I. Stockholm 1741 S. 173 u. f. Nordberg, Histoire de Charles XII: à la Haye 1792 t. III. p. 310 sq. D. F. (Faßmann), Leben und Thaten Friedrich Augusti. Hamburg und Frankfurt 1733. S. 846 u. f. Voltaire, histoire de Charles XII. 1785 pag. 396. Billiger, Geschichte des Kurstaates und Königr. Sachsen Th. II. S. 256. Gretschel, Geschichte des sächs. Volks und Staates Th. II. S. 570 u. f. A. Stern, Vier Titulaturkönige im achtzehnten Jahrhundert. S. 112. Dresden 1860.

* Eine mündliche Besprechung, die Biber im November 1714 mit Flemming in Breslau suchte, lehnte dieser, wahrscheinlich um keinen Verdacht zu erregen, ab. Brief Flemmings an den Gr. v. Vitzthum vom 18. Novbr. 1714.

aber soviel an die Hand geben, daß zwischen ihm und Flemming eine geheime Verbindung bestand und Ersterer Pläne des Letzteren theilte, von denen wir nach der Stellung der Parteien, nicht annehmen können, daß sie den Interessen Leszczynski's förderlich gewesen. Biber hatte sich aber das volle Vertrauen seines Herrn und eine so angesehene Stellung an dessen Hofe erworben, daß er u. a. den Ehevertrag der Prinzessin Marie, Tochter Leszczynski's, mit König Ludwig XV. von Frankreich im J. 1725 mit unterzeichnete. Später schöpfte jedoch der Herzog von Bourbon Verdacht gegen ihn und veranlaßte Leszczynski, ihn im Januar 1726 zu entlassen. Der sächsische Gesandte zu Paris, Gr. v. Hoym, gab sich vergeblich viele Mühe den eigentlichen Grund der Entfernung Bibers zu ermitteln, er erlangte aber bloß die allerdings ungenügende Auskunft, „que le Roi avoit eu ses raisons." Sofort nach seiner Entlassung bot Biber dem Grafen von Flemming seine Dienste wieder an, der diese auch nicht ablehnte, jedoch ihm unter dem 13. Februar 1726 schrieb: „Vous jugerez vous même, qu'il ne conviendrait pas de le faire si tot, puisque cela confirmeroit le faux bruit, que les gazettes ont debitées à votre sujet." Dieses Bedenken erachtete Flemming aber schon im Mai desselben Jahres für erledigt, indem er Biber zu dieser Zeit als Secretair mit 500 Thlr. Gehalt in seiner Kanzlei anstellte, während andere Secretaire nur 300 Thlr. erhielten: Biber lehnte daher vortheilhafte Aussichten in russische Dienste zu treten, ab, die ihm durch den schwedischen Grafen von Welling eröffnet worden waren. Im Mai 1727 erhielt er den Titel eines Legationsrathes: auf Flemmings Veranlassung schrieb er eine ausführliche Denkschrift über seine Wahrnehmungen während seines Aufenthalts bei Leszczynski, die sich leider nicht erhalten hat, er unterhielt auch fortlaufende geheime Correspondenzen mit Personen aus der Umgebung Leszczynski's, die ihm Nachrichten zugehn ließen.

Daß Biber demnach bei den Vorgängen, die wir hier

zu erzählen haben, seine Hände im Spiele gehabt, mögen wir, wenn auch sein Name nicht genannt wird, nicht bezweifeln.

Biber war übrigens nicht der Einzige, dessen sich Flemming damals als Kundschafter bediente.* Er hatte u. a. einen Secretair Hahn in Breslau in seinen Sold genommen, der mit mehreren Anhängern Leszczynski's vertraut war und was er ihnen entlockte, dem Grafen mittheilte. Durch ihn erfuhr Flemming u. a., daß Leszczynski im Frühjahr 1717 einen treuen Diener, den Hofjägermeister Jakubowitz mit wichtigen Briefschaften nach Polen gesendet hatte. Hahn erhielt die Anweisung „ihn aufzuheben und ihm die bei ihm befindlichen Briefe abzunehmen" und zugleich eine offne Ordre (vom 12. Juni 1717,) worin allen Regimentscommandanten befohlen ward, Hahn „zu assistiren." Hahn täuschte aber die Erwartungen Flemmings und die Correspondenz mit ihm bricht mit der Versicherung des Letztern ab: „Ich will sein Narr nicht länger sein."

Zunächst war es jetzt (im Jahre 1717) ein hannöverscher Offizier, der seine Dienste dem Grafen von Flemming „zur Enlevirung" Leszczynski's anbot. Nachstehendes Schriftstück enthält den Plan, den er vorlegte und die Bedingungen, die er stellte:

„Praetensiones

so mir zu Endesunterschriebenen verhoffe von Ihro K. Majestät und Ihre Excellenz dem Hrn. General-Feldmarschall werden accordiret werden, wenn die Enlevirung des Stanislaus aus Zweybrücken unternehme, wozu ich mich freiwillig offerire.

---

* Der Marq. de Fleury schreibt einstmals bei Erwähnung eines solchen geheimen Agenten Flemmings „le Feldmarechal le crut propre aux manoeuvres, qu'il étoit accoutumé de faire faire à des émissaires, qu'il dispersoit en differentes cours, plus pour ses vues particulières, que par l'exigence du service de S. M."

1.

So ist bekannt, daß meinem gnädigsten Herrn Ihro K. M. von England und Churfürsten von Hannover von Jugend auf gedient und wo ich Zeit Lebens employ zu hoffen habe, welche Dienste aber vorher quittiren muß, ehe mir zu selbiger Enlevirung resolviren kann, denn mich sonsten, wenn in selbigem Diensten bliebe, viele Ungelegenheit von meinem allergnädigsten Herrn zuziehen könnte, also ist

2.

mein unterthänigstes Begehren, daß Ihro K. Maj. und Ihro Excellenz der Herr General-Feldmarschall mir die allergnädigste Versicherung geben auf eine Compagnie Cavallerie und zwar unter einem Regiment, so alle Zeit in Friedenszeiten stehn bleibt und keiner Abdankung unterworfen ist. Im Fall aber oberwähnte Abdankung selbigen Regiment doch ohn Verhoffen widerfahren sollte, so werden Ihro K. M. doch die hohe Gnade vor mich haben und Zeit meines Lebens in Dero Diensten behalten. Dieses ist was prätendire, im Fall ich nicht reussiren sollte, in meinem Vernehmen. Sollte aber

3.

das Glück haben, meinem Willen und Meinung nach in selbiger Enlevirung zu reussiren, so werden Ihro K. M. die Gnade vor mich haben und als Obrister und Commandant bei einem alle Zeit stehenden Regiment Cavallerie setzen und meine aufgewendete Reise und andere Unkosten allergnädigst gut thun lassen, denn mich offerire alles zu unternehmen, was einem honetten und rechtschaffnen Offizier zukommt und alle Auslagen und Depensen thun will, so meiner Seits dazu erfordert werden.

4.

Melde ganz gehorsamst, daß vorhero nach Paris gehn muß, um bei dem schwedischen ambassadeur Baron Sparre

mich beliebt zu machen, damit von selbigem eine Recommandation an den Herrn Gouverneur von Zweybrücken erlange, damit man desto sicherer und ohne Verdacht bei selbigem aufhalten kann, ingleichen in Equipage zu setzen mit englischen Pferden, daß mit Ihm in rechte Bekanntschaft kommen kann, um desto ehender und leichter mein Vorhaben ausführen zu können und dieses kann nicht ehender geschehn, bis nach Ostern, wenn die Parforcejagd wieder angeht, denn zur selbigen Zeit der Stanislaus 5 bis 6 Meilen von Zweybrücken zu jagen pflegt und zuweilen ganz allein. Zu diesem aber gebrauche noch einen guten Offizier mit 5—6 andern Offizieren, welche, sobald ich von Paris zurückkomme und in Zweybrücken etliche Zeit gewesen, auf mein Zuschreiben, sogleich an den Ort kommen müssen, so ihnen benennen werde, um mich ferner mit denselben zu unterreden, mit dem Obristleutnant Jasmund Abrede nehmen, mit welchem von Dresden und andern Orten aus alle Zeit correspondiren werde in dieser Sache.

Otto Reinhold von B."

Auf diese Schrift folgt in den Acten das Concept eines an den (erst 1719 gegraften) Cabinetsminister Christoph Heinrich von Watzdorff gerichteten Schreibens d. d. Warschau, den 6. Februar 1717, worin der ungenannte Briefsteller (jedenfalls der Graf von Flemming) schreibt: „Habe vor dieses Mal nur soviel melden wollen, daß die bewußte Sache mit dem hannöverschen Offizier durch den Hrn. General Jahnus ganz allein muß außgemacht werden, ohne daß der König, noch sein ministerium, darein entriret und kann der Herr von Jahnus Ihm versprechen, daß, wenn Er in seinem dessein nicht reussiren solle, Ihm dennoch eine compagnie cavallerie soll gegeben werden, Ihn aber als Obersten und commandant zu einem regiment zu setzen, im Fall Er sein Vornehmen glücklich ausführte, geht nicht an, sondern Er muß Sich mit dem Obristleutnant Platz vergnügen, die aufgewendeten Unkosten aber soll Er in diesem letztern Falle

ersetzt bekommen. Der Herr Bruder beliebe nun dem Herrn General zu sagen, daß Er nur wie vor Sich zusehn solle, was weiter in dieser Sache wird zu thun sein und solche nach seinem Gutbefinden vollends intaminiren."

Den General Jahnus von Eberstädt selbst, wies Flemming mit der Bemerkung, daß „die Conditionen des Hannöverschen Offiziers angenommen würden" an, er solle denselben „als Capitain in Dienst engagiren, den Offizieren, so ihn assistiren würden, eine Compagnie versprechen, Alles benöthigte mit ihm verabreden und ihm die erforderlichen Gelder auszahlen."

Dem Cabinetsminister von Watzdorff, einem strengrechtlichen Biedermann, der krumme Wege nicht liebte und deshalb öfters in Differenzen mit seinen minder bedenklichen Collegen gerieth, widerstrebte der Vorschlag V's., zumal da dieser sich eventuell erbot, Leszczynski „da die Entführung nicht anginge, todt zu schießen." Statt die Verhandlungen zu fördern, suchte er wahrscheinlich sie zu hindern, was ihm auch gelungen sein muß, denn V's. Name wird bei den spätern Vorgängen nicht erwähnt. Dagegen meldet unter dem 9. August 1717 der geheime Kriegsrath von Suhm aus Paris dem Grafen von Manteuffel, der Generalmajor von Casanova * habe sich gegen ihn erboten, Stanislaus auf der Reise, die er dem Vermuthen nach, nach dem Norden beabsichtige, aufzuheben, „de s'assurer de sa personne, de la conduire aux états les plus proches du Roi." Suhm bemerkte dabei, „que les Suedois sur le lieu aussi bien qu'ailleurs, ne seroient pas fachés, d'être defaits de Stanislaus." Graf von Manteuffel, der wahrscheinlich von andern Verhandlungen, welche der Graf von Flemming immittelst eingeleitet haben mochte, keine specielle Kenntniß hatte, antwortete darauf am 23. August 1717 „Le projet, dont vous faitez mention dans votre lettre du 9 Aout, ne me deplait pas, mais il

* Wir finden ihn im J. 1711 als polnischen Brigadier aufgeführt.

me faut 4 ou 5 jours pour y reflechir." Den Erwägungen, welche Graf von Manteuffel beabsichtigte, waren jedoch die Ereignisse vorausgeeilt.

Theils einzeln, theils in kleinen Trupps trafen auf verschiedenen Wegen am 12. August 1717 in der Gegend von Zweibrücken 12 Reiter ein: es waren der Oberstleutnant Surmont, der Major Perot, die Kapitains Laurent de la Croix, Jean Baptiste Adrien du Parque, Tournal, Liou, Forbes, die Leutnants Schmit, Kretschmar, Petsch, der Fahnjunker de Rive und ein Diener, Johann Conrad Grave: ein dreizehnter Genosse derselben Gordon (oder Cordon) war mit einer Anzahl Pferden in der Gegend von Worms geblieben. Die Fremden nahmen einzeln in Dörfern und einsam gelegenen Höfen Quartier, kamen aber täglich zusammen. Ihr Plan war, Leszczynski, der, wie ihnen bekannt war, den 15. August sich zu einer kirchlichen Handlung in das Kloster Graventhal zu begeben beabsichtigte, in einem an der Straße dahin gelegenen Walde aufzufangen, nach Worms und von da nach Sachsen zu bringen. Der Plan ward aber verrathen: nach einem uns vorliegenden Briefe war ein Bauer, bei dem die Fremden sich einquartiert, mit ihnen wegen einer geringen Summe in Streit gerathen: darüber erzürnt, beobachtete er das Treiben seiner Gäste und ihrer Genossen, das schon seinen Verdacht erregt hatte, genauer und zeigte, nachdem er ihr Geheimniß erlauscht, die Sache in Zweibrücken an. Nach Angabe gedruckter Quellen war es dagegen ein Offizier, Montauban,* den Laurent de la Croix für den Plan gewonnen zu haben glaubte, der am Tage vor der

* Wir begegnen diesem Namen in unsern Acten im J. 1728 wo sich der Chevalier de Montauban erbot, dem General von Debrose im Haag geheime Nachrichten aus Paris wöchentlich für einige 100 fl. jährlich zugehn zu lassen, mit der Versicherung, daß „son correspondant étoit chez le garde des sceaux." Der Feldmarschall Graf von Flemming lehnte aber auf die erste Probe hin, den Vorschlag ab, „puisque ses nouvelles ne sont que des productions d'une imagination creuse."

Ausführung einem Begleiter Leszczynski's, dem Grafen von Poniatowski, den Anschlag entdeckte. Am 15. August schlug der Wagen Leszczynski's zur gesetzten Stunde den Weg nach Graventhal ein, er barg aber nicht seinen Eigenthümer, sondern einen muthigen Polen, Telembski, der Stanislaus Platz zu der gefährlichen Fahrt bereitwillig eingenommen hatte: ein starker Trupp Reiter ward gleichzeitig von Zweibrücken aus abgesendet, um die Auflaurer gefangen zu nehmen. Es scheint nicht, daß ein Angriff auf den Wagen stattgefunden hat, vielmehr wurden die im Walde versteckten Reiter überrascht, ehe sie sich vollständig versammelt hatten. Zwei, die Hauptleute Laurent de la Croix und du Parque, wurden festgenommen, die Andern entkamen trotz lebhafter, bis in die Gegend von Saarbrücken fortgesetzter Verfolgung: am Nachmittag ward noch der Diener Grave im Walde aufgefangen. Fünf der Flüchtigen, unter ihnen Surmont und Forbes, suchten bei dem sächsischen Residenten in Frankfurt a. M., Steinheil, Schutz, der ihnen Mittel zum Weiterkommen verschaffte.

Die Aussagen der in Zweibrücken vernommenen Gefangenen liegen uns nicht vor, wir können nur aus einem von dem dasigen Gouverneur, Baron von Strahlenheim an den schwedischen Residenten Sternhöck in Wien gerichteten Schreiben, die Bestätigung dessen entnehmen, was die gedruckten Quellen besagen, daß die Gefangenen den Anschlag, Leszczynski festzunehmen, unumwunden zugestanden. Laurent de la Croix und du Parque hatten ebenso wie einige der andern Verschwornen, in sächsischen Diensten bei dem Seissanschen Regiment gestanden. Dieses Regiment war einige Zeit vorher aufgelöst worden: der Commandant desselben, Generalleutnant Joseph Anton Graf von Seissan * erhielt das bisherige Goltzische Regiment zu Fuß, die Offiziere, soweit sie nicht anderweit Anstellung fanden, wurden entlassen, die Unteroffiziere und Gemeinen unter

* Er wird auch einige Mal als Marquis bezeichnet. Ueber ihn s. auch Arneth, Pr. Eugen von Savoyen II. S. 121.

andere Regimenter vertheilt. Dies ordneten Rescripte vom 18. December 1716 und 10. März 1717 an. Mehrere der von uns angezogenen Schriften bemerken, daß der Generalleutnant Graf von Seissan selbst bei dem Anschlage mit betheiligt gewesen, daß er die Offiziere seines frühern Regiments abgesendet habe. Unsere Quellen geben hierüber keine bestimmte Auskunft: ein Brief aus Zweibrücken vom 30. August 1717 nennt seinen Namen mit der Meldung eines unverbürgten Gerüchts, es sei „außer den 12, eine Partei von 100 Mann unter General Seissan von Frankfurt unterwegs gewesen." Als später (im J. 1725) der Capitain Liou sich an Flemming mit der Bitte um eine Pension wendete, unter dem Anführen, daß er wegen seiner Betheiligung an „une certaine expédition dont Stanislas a connaissance" in sein Vaterland, Frankreich, zurückzukehren nicht wagen dürfe, wurden in das Concept des Antwortschreibens Flemmings die Worte mit aufgenommen: „l'expédition pour laquelle Vous ditez ne pouvoir être avec sureté en France, a été entreprise par M. de Seissan seul, ainsi c'est à luy à dedomager ceux, qui y ont été employés," allein der Feldmarschall strich diese Worte weg. Falsch ist jedenfalls, wenn Seissan mehrfach als ein Abentheurer bezeichnet wird: er hatte Frankreich, sein Vaterland, wegen vermeintlicher Zurücksetzung verlassen, auch ward ihm später (1719) die Erlaubniß zur Rückkehr dahin verweigert, er ward aber in Sachsen als ein sehr tüchtiger Offizier geschätzt und 1714 zum Generalleutnant ernannt. Im Jahre 1719 nahm er seinen Abschied, wobei er „comme une marque du contentement de S. M." das Portrait des Königs erhielt: er verließ Sachsen und hielt sich im Jahre 1721 im Geheimen in Paris auf:* später suchte er durch Vermittelung des spa-

* Dahin ward ihm im J. 1721 der Stern zum weißen Adlerorden, den ihm König Friedrich August verliehn, nachgesendet: das Kreuz hatte er schon früher erhalten: dieses letztere ward später gar nicht mehr ausge-

nischen Gesandten im Haag eine Anstellung in Spanien: vom Jahre 1722 an lebte er in Utrecht und man glaubte, daß er mit dem Prätendenten (Jacob III.) in Verbindung stehe und dort, wie der General Debrose (de Brosse, später sächs. Gesandter im Haag) schreibt, verweile: pour être à portée en cas de besoin avec un grand nombre d'officiers espagnols, pour agir en faveur du prétendant." Dieser Fall trat nicht ein uud Seissan ging daher im J. 1724 nach Spanien, wo er die Meinung zu verbreiten suchte, als habe er Aufträge vom sächsischen Hofe, ein Gerücht, dem man, jedoch auf sehr schonende Weise, zu widersprechen, sich in Dresden veranlaßt fand. Ein Brief aus Madrid vom 13. November 1724 meldete dem Grafen von Flemming, der sich nach Seissans Geschick erkundigt hatte: „il a été fait capitaine général, mais il n'a jamais pu avoir ny commandement, ny gouvernement, ny appointement." Seine damalige Bewerbung um den Posten eines spanischen Gesandten in Petersburg hatte zwar keinen Erfolg, doch erlangte er wenigstens eine Pension von 1000 Pistolen. Er starb zu Madrid am 8. Januar 1728. Viele Jahre später suchte einer seiner Neffen, Rechtfertigung seines Namens gegen die Gerüchte, welche seinen Oheim mit dem Attentat gegen Leszczynski in Verbindung gebracht hatten. Ein Graf von Seissan schrieb aus Beziers den 10. Juni 1756 an den Minister Grafen von Brühl „un auteur fameux" (wahrscheinlich Voltaire) habe seinen verstorbenen Oheim als einen „aventurier" und als das Haupt jenes Entführungsplanes bezeichnet. „Votre Exc.," fährt der Briefsteller fort, „sait mieux que personne, la verité de ce fait: Elle n'ignore

geben, so daß der weiße Adlerorden nur eine Classe behielt. Im J. 1726 war der alleinige Inhaber des Kreuzes nur der Generalmajor v. Pflugk. Das Paket, welches die für Seissan 1721 bestimmte Decoration enthielt, ging aber durch die Schuld eines Neffen des Generals, des Chevalier de la Serre, der es an sich genommen, verloren, worüber sehr viel Papier verschrieben ward.

point, que pourlors mon oncle étoit Général Major ou même lieutenant Général des armées du feu Roi de Pologne, et que le chef de ce parti étoit un nommé La Croix, Major du regiment Seissan: voila apparemment ce qui a occasionné l'équivoque."

Graf Brühl ging auf die beantragte öffentliche Widerlegung der Angabe des „auteur fameux" nicht ein. Er antwortete: „comme la fausseté calomnieuse de tout l'attentat injurieux, dont il s'agit, malicieusement inventé allors par les ennemis du feu Roi, a été d'abord publiquement declarée dans le temps, ce serait faire trop d'honneur à l'auteur mal avisé etc., que de vouloir justifier feu votre oncle contre un pareil mensonge."

Kehren wir, nach dieser Abschweifung, nach Zweibrücken zurück. Die Steckbriefe und Requisitionen an die benachbarten Regierungen, welche man den Flüchtlingen nachsendete, blieben ohne Erfolg, die Untersuchung aber gegen die Gefangenen vor dem Kriegsgericht nahm einen sehr raschen Verlauf und endete mit einem Erkenntniß auf den Tod durch den Strang und Flechtung der Körper auf das Rad. Der edelmüthige Leszczynski begnadigte aber die Verurtheilten und entließ sie, nachdem er sie noch, wie in dem „Leben Stanislai I. Stockholm 1741" S. 179 erzählt wird, beschenkt. Der schwedische Bevollmächtigte für Bremen zu Regensburg schickte aber an sämmtliche Gesandten daselbst „une rélation touchant un prétendu projet d'enlèvement de St. Leszczinski, par ordre de S. M. Polonaise" und Leszczynski selbst veröffentlichte den Vorgang durch eine französische Druckschrift,*

* Als Verfasser derselben nannte sich später ein Professor de Fert, der 1717 in Zweibrücken, 1725 aber in Coburg lebte: man erfuhr in Dresden, daß er im Besitz der Chiffre sei, deren sich Stanislaus zu seinen Correspondenzen nach Polen bediente und der Geh. Kriegsrath de la Sarraz ward im J. 1725 beauftragt, mit dem Professor wegen Mittheilung dieser Chiffre zu verhandeln. Der Letztere war auch dazu bereit, allein die Verhandlungen führten nicht zum Ziel, zum Theil deshalb, weil de Fert sich sehr be-

gegen welche sächsischer Seits eine Gegenschrift in derselben Sprache, „de Dresde ce 12 Septbr. 1717," (4 Seiten in 4.) erschien, in welcher jede Mitwissenschaft in Abrede gestellt ward. Auch Flemming versicherte in seinem Briefe „que ces sortes de choses ne nous sont jamais venues dans l'esprit et si nous avions pensé à cela, on auroit pu avoir tout autre moyen etc. Nous nous mettons fort peu en peine de l'oiseau de Deux ponts. Je connais les pélerins de ce coté: peut-être ont ils attrapé quelques officiers mécontents d'être congedié de notre armée, à qui ils font faire ce jeu pour argent. En Pologne ces sortes de comoedies se jouent souvent." Der sächsische Gesandte zu Paris ward ebenfalls in diesem Sinne angewiesen, er solle vorstellen, „es sei eine Invention von Stanislaus, um dadurch etwas mehreres in seinem Vortheil bei dem König von Schweden auszubringen oder auch von Leuten angestellt, deren Absicht dahin gegangen, sich auf der einen oder andern Seite etwas zu verdienen." Als Laurent de la Croix und du Parque am 18. December 1717 nach Dresden zurückkehrten, ließ Graf Flemming sie arretiren und auf den Sonnenstein bringen, „weil sie ihm Unwahrheiten angedichtet," wie ein officielles Schreiben besagt. Ein späterer Brief des Grafen an Seissan erinnert dagegen diesen daran, daß jene Offiziere auf seinen Antrag festgenommen worden, weil sie bei der „affaire" begangen, „des fautes

---

leidigt fühlte. daß er in einem Briefe als „déchiffreur" bezeichnet worden. Als eine Zeitung einen mißliebigen Artikel über den Vorgang in Zweibrücken brachte, deren Verfasser man in dem Secretair der Anhaltischen Gesandtschaft zu Regensburg vermuthete, meinte Graf von Manteuffel, es sei jedenfalls nöthig, „ihm das Handwerk zu legen" und stellte dem sächsischen Gesandten zu Regensburg, von Gersdorf zur Erwägung: „ob der Endzweck durch Assignirung einer guten Dose Stockschläge auf des Verfassers Puckel am besten zu erreichen oder wie derselbe etwa sonst gewonnen und von seiner bisherigen Schreibart abgebracht werden möchte." Der Gesandte schlug den mildern Weg ein, der denn auch zum Ziele führte.

terribles.“ Wie lange sie hinter Schloß und Riegel gesessen, ersehn wir nicht.

Trotz des Mißlingens dieses Anschlags ward der Plan, Leszczynski aufzuheben, nicht aufgegeben, vielmehr setzte Graf von Flemming die Verhandlungen mit dem Generalmajor von Casanova fort. Mit Beziehung hierauf schrieb der sächsische Gesandte zu Paris, von Suhm:

„Le dessein d'enlever Stanislas, est attribué à notre Cour, parce qu'il y a des Saxons et des Polonais employes à ce qu'on dit, cependant on ne fait nulle mention encore de ce que les gens arretês ont dit pour leurs raisons. Cet incident rompera peut-être les mesures proposées d'icy, en cas qu'on les agrée, parce qu'on sera plus sur ses gardes doresnavant, cependant si la personne en question (Casanova) continue dans son plan, il pourroit reussir peut-être, parce qu'on ne s'imaginera pas, que de ce côte cy, il puisse arriver chose semblable immediatement apres la decouverte qu'ils viennent de faire; les ordres qu'on donnera la dessus, serviront de regle icy et s'il n'en est pas besoin, la personne en question retournera sans luy, aussitot qu'il aura fini ses affaires, qui sont en bon train et pretes à être expediées.“

Casanova reiste im October 1717 nach Strasburg, wahrscheinlich um von dort die Gelegenheit zu erspähen, kehrte aber nach 4 Wochen unverrichteter Sache zurück. Der Schriftenwechsel zwischen ihm und dem Grafen von Flemming geht nun mit Unterbrechung noch durch mehrere Jahre hindurch, ist aber zum Theil in nicht mehr lesbarer Geheimschrift, auch sonst so mystisch gehalten, daß wir über den Weg, den Casanova einzuschlagen beabsichtigte, im Unklaren bleiben. Er ging im Jahre 1719 nach dem Haag, wo er mit dem Fürsten Kurakin in Verbindung trat. Er meldete von dort, dieser habe ihm gesagt: „si je voulois rendre un grand service au Czar, le plus sure moyen étoit d'engager Stanislas

dans son parti." Casanova machte nun Leszczynski, zu dem er sich begab, den Vorschlag, „de se jetter entièrement dans les mains du Czar," und erlangte auch eine nicht ablehnende Antwort. Er schreibt zu derselben Zeit, Weißenburg, wohin sich Leszczynski begeben, sei zu gut mit Truppen besetzt und fügt hinzu: „ceci seulement est pour vous faire connaitre la difficulté, qu'il y aurait de rien entreprendre." Wie er angiebt, hatte er einen Mann in der Umgebung Leszczynski's, den er Jathomi bezeichnet, für seine Pläne gewonnen, der ihn aber, nachdem er einige Tausend Thaler von ihm erhalten, täuschte. Im April 1720 finden wir Casanova wieder im Haag, wo er sich sorgfältig verborgen hielt und den General Debrose durch die Versicherung, er sei vom König Friedrich August mit geheimen Aufträgen versehn, bewog, sich für seine Schulden zu verbürgen. Im Juni 1720 forderte Graf Flemming Casanova auf, er solle incognito mit ihm zusammentreffen, um weitere Rücksprache über die „entreprise" zu nehmen, welche Flemming gleichzeitig dem Grafen Manteuffel als „aussi téméraire que croustilleuse" bezeichnet. Hiermit hört des Generalmajors Correspondenz mit Flemming auf und nur in den Briefen Debrose's, der als Bürge in Anspruch genommen ward, wird wiederholt der verschwundene „Mr. Casenow" erwähnt, bis Graf Flemming im Jahre 1721 die Zahlung der Schuld vermittelte. Ein Brief vom November desselben Jahres meldet, „Casanauf," wie er genannt wird, sei in Chotzim, „chargé des affaires de Stanislas, en voulant traiter avec Apti Passa, qui n'a pas voulu l'écouter." Flemmings Anweisung an den polnischen Groß-Feldherrn Grafen von Sieniawski, er möge Casanova auf gute Manier nach Polen locken und dann festnehmen (im Januar 1722) konnte nicht zur Ausführung gebracht werden. Hiermit verschwindet er uns.

Immittelst hatte der König von Schweden, Karl XII., am 30. November 1718 in den Laufgräben von Friedrichs-

hall durch eine Kugel geendet. Der Maltheserritter von Hecker theilte in einem Briefe an den Graf von Lagnasco vom 16. Januar 1719 ein Gerücht mit, über den Tod des Helden, das wir, da es eine uns neue Vermuthung aufstellt, hier beiläufig anschließen wollen. Ein Offizier, den der mit Karl XII. Schwester und Nachfolgerin Ulrike Eleonore, vermählte Erbprinz von Hessen, an seinen Vater nach Cassel gesendet und der dann nach Dresden kam, erzählte, „des circonstances très mémorables de la mort du Roy de Suede:“ er versicherte, dem König sei die hartnäckige Vertheidigung der Festung und der schon erlittene Verlust von 6—700 Mann, sehr zu Herzen gegangen, er habe bei einem Sturm ein großes Blutbad befürchtet, seine Truppen seien überdies schwierig geworden: verzweifelnd am Erfolg, habe er „par un coup de désespoir“ beschlossen, den Tod zu suchen. „En effet,“ fährt der Briefsteller fort, „a ce que dit l'officier, le Roy s'habilla ce jour lâ fort proprement, ayant mis un nouvel habit, les meilleures linges, l'epée et dans cet equipage, après avoir reposé quelques heures, il s'en alla à la tranchée et aussitot qu'il y fut arrivé, s'y arreta, s'appuyant sur ses coudes et tenant la main à ses joues, comme s'il y eut voulu attendre patiemment le coup fatal, qui le jetta tout roide à terre, par une balle à mousquet, qui ayant percé une temple, sortit par la machoire inferieure.“

Obwohl Leszczynski nach dem Tode seines Beschützers weniger gefährlich erscheinen mußte, so gab Flemming doch seine Verfolgungspläne nicht auf. Wir finden aus dem Jahre 1720* u. f. fragmentarische Notizen über Verhand-

* Als Curiosum aus dieser Zeit wollen wir beiläufig gedenken, daß im Jahre 1720 oder 1721 der Plan zu einer Theilung Polens von einem Juden, dessen Name nicht genannt ist, gefaßt ward. Mit dem Vorschlag erschien derselbe beim König Friedrich August, der ihn dem Grafen von Flemming zusendete. Der Jude versicherte, „que c'étoit le moyen de racommoder la Saxe avec le Czar et le Roy de Prusse,“ welcher Letztere

lungen zwischen Flemming und einem Capitain Junghanß, der sich bereits durch die Festnehmung eines im Dienst Leszczynski's stehenden Emissairs Budzinski* hervorgethan

damit einverstanden sei. Flemming war dies aber nicht, „et l'envoyoit promener," wie er schrieb. Der Jude ging nun nach Berlin und trat dort mit seinem Plane unter der Angabe auf, derselbe gehe von Sachsen aus. In diesem Sinne theilte man von Berlin aus die Sache dem Czaren mit: ehe aber weitere Verhandlungen deshalb eingeleitet wurden, klärte Graf von Hoym bei einer mündlichen Besprechung mit dem preußischen Minister von Ilgen das Mißverständniß auf.

* Budzinski saß bis zum Januar 1726 auf dem Königstein, wo er auf Verwendung der Königin von Frankreich entlassen war. Solcher Emissaire begegnen wir einer ganzen Legion: man suchte entweder ihrer Person sich zu versichern oder wenigstens hinter ihre Geheimnisse zu kommen und war dabei in der Wahl der Mittel nicht übertrieben gewissenhaft. So erschien u. a. im October 1723 in Rom ein gewisser Czacki, der dem sächsischen Agenten, Baron von Puchet, verdächtig erschien, weil er vielfach mit dem, Leszczynski günstigen, Cardinal Ottoboni verkehrte. Die Versuche, Czacki's Treiben zu ergründen, mißlangen aber, bis eines Tages dessen Diener bei Puchet mit dem Eröffnen erschien, sein Herr habe ihn gemißhandelt, er wolle ihn daher verlassen und sei erbötig — natürlich gegen Belohnung — dessen Geheimnisse zu verrathen. Einige Goldstücke öffneten seinen Mund. Er theilte mit, Czacki sei ein Emissair des Stanislaus, er stehe in Correspondenz mit „Talembo, gentilhomme ou secrétaire de Stanislas," mit dem Grafen Tarlo und Blendowski: Tarlo (Graf Tarlo war einer der eifrigsten Anhänger Leszczynski's) sei vor Kurzem mit Aufträgen von Paris nach Schweden und Moskau, Blendowski nach Bayern abgereist: die Briefe gingen über Venedig. Puchet bewog den Menschen bei Czacki zu bleiben, damit er ihm dessen Correspondenzen verschaffen könne, er schrieb auch an Flemming „je tacherai aussi, s'il me sera possible, de gagner le commis de la poste de Venise, pour pouvoir intercepter ses lettres, en cas qu'elles luy soyent adressées en droiture." Flemming war mit Puchets Verfahren ganz einverstanden und es gelang auch, eine Anzahl Briefe aus jener Correspondenz zu erlangen, deren Inhalt aber das Geld, das sie kosteten, nicht werth waren. Die Quelle hörte auch ganz auf zu fließen, als Czacki Anfang September 1724 Rom verließ, worauf Stanislaus seine Interessen durch den Abbé de Polignac vertreten ließ, denselben, der bereits dem von Friedrich August nach Polen gesendeten, Flemming bei der polnischen Königswahl entgegengetreten und unterlegen war. (Helbig, Polnische Wirthschaft und französische Diplomatie 1692

und schon im Jahre 1719 seine Dienste angeboten hatte, indem er dem sächsischen Residenten Steinheil in Frankfurt a. M. eröffnen ließ, „qu'étant journellement dans la suite de Stanislas, il savait les moyens, pour s'assurer de sa personne." Die Correspondenz mit ihm hat sich nicht erhalten, Flemming theilte aber dem in das Geheimniß eingeweihten Kabinetsminister Grafen von Manteuffel mit, daß Junghanß, nachdem ihm ein Anschlag gegen Stanislaus mißlungen sei, ihm eröffnet habe, qu'il le feroit d'une autre facon et à la maniere Italienne, à quoi je luy ay repondu, qu'il y avoit de certaines choses, qu'il falloit faire sans le dire d'avance." Diesen uns allerdings sehr bedenklich erscheinenden Rath, begleitete der Feldmarschall, der früher schon bedeutende Summen an Junghanß hatte zahlen lassen, mit einem Geschenk von 500 Thlrn. Am 18. Mai 1724 schrieb Flemming aus Dresden ferner dem mit dem König sich in Warschau befindenden Grafen von Manteuffel über Mittheilungen eines nur mit C. J. Bezeichneten (womit aber jedenfalls Junghanß gemeint ist) Folgendes: „C. J. m'a dit encore, que le Roy feroit bien d'éviter l'approche des pretres et ecclesiastiques et de

---

bis 1697 in v. Sybels Historischer Zeitschrift Band I. S. 398 u. f.) Ein Brief vom 11. Januar 1698 meldet über ihn: „Dem Abbé von Polignac ist das Königreich (Frankreich) verboten worden, weil man ihm einzig und allein den Verlust des polnischen Throns beimißt. Er ist vordem allezeit in schlechter Reputation gewesen und für einen debauché gehalten worden. Doch weil es ihm nicht an Verstand fehlet, hat er es durch Vermittelung seiner Freunde dahin gebracht, daß ihm die polnische Negotiation aufgetragen worden. Er soll gar eine schöne Person präsentiren, deswegen hat er sich gewisse Rechnung gemacht, die Königin zu charmiren und durch ihre Partei den Prinzen von Conti zum König zu machen. Nachdem sie aber sein Absehn gemerkt, hat sie ihn durch falsche confidences in seiner Thorheit gestärkt. Er hat sich verblenden lassen und in seinen Briefen, davon mir einer im Geheimen gewiesen worden, Alles so gewiß gemacht, daß sie sich gänzlich eingebildet, es fehle an nichts mehr, als des Prinzen Anwesenheit in Polen."

se précautionner contre le poison, vu qu'il avoit des avis, qu'on songeoit à s'en servir, pour se défaire de S. M., mais comme S. M. a deja recu plusieurs fois ces sortes d'avis et que d'ailleurs, je ne vois pas trop, comment se précautionner davantage contre pareil trait, j'ay hesité d'en informer V. E. et ce qui me porte à le faire présentement, c'est un songe, que j'ay eu la nuit de dimanche au lundi passé, ou le Roy m'a apparu fort indisposé et dans l'apprehension, qu'on luy avoit donné du poison, ce qui m'a rendu fort inquiet et je prie V. E. de m'informer, comment le Roy s'est porté cette nuit la." Der Traum hatte aber Flemming getäuscht,* der König befand sich sehr wohl, nahm auch die Warnung mit großer Gemüthsruhe entgegen, indem er dem Grafen Manteuffel, wie dieser an Flemming schrieb, erwiederte, „que le donneur d'avis, pouvoit bien avoir raison etc., mais qu'il fallait laisser cela au destin." Flemming beruhigte

* Flemming scheint überhaupt abergläubisch gewesen zu sein oder dies wenigstens bei seinem König vorausgesetzt zu haben, wie dies eine Anecdote beweist, die er selbst dem Grafen von Wackerbarth in einem Briefe vom 6. Januar 1727 erzählt. „J'avais fait un jour," schreibt er, „la sottise de dire au Roi, qu'il ne devoit pas craindre de mourir, tandis que j'étois en vie, étant juste, que comme j'avois été son precurseur dans le royaume ici bas sur la terre, il étoit juste de même, que je fusse aussi le sien dans celui des cieux." Am 4. Januar 1727 hatte der schon bejahrte Feldmarschall ein allerdings sehr undiätetisches Souper von mit Essig und Oel angemachten getrockneten Fischen genossen, das ihm in der Nacht die heftigsten Magenkrämpfe zuzog: das Uebel ward so schlimm, daß er sein Ende nahe glaubte. Da fiel ihm die von ihm begangene „sottise" ein: starb er wirklich jetzt, erinnerte der König sich seiner Worte, so konnte er eine Vorbedeutung darin finden, er konnte selbst — so meinte Flemming — den Tod davon haben! Diese Besorgniß vermehrte seine Leiden und schwand erst, als die Natur sich half. Der König hatte aber seiner Seits keine Furcht gehegt, daß ihn Flemming sofort in das ihm drohende Grab nachziehn werde, er ließ ihm am andern Morgen „fort plaisamment" (wie Flemming schreibt) sagen: „que je devrois avoir honte de manger tout ce qui me venoit sous la patte, comme les petits enfants."

sich hierbei aber noch nicht, er ließ Junghanß nach Dresden zu mündlicher Besprechung kommen, der sich denn auch einfand, nachdem er sich vorher, wegen der ihm nicht unbedenklichen Reise von dem Rector der Schule zu Neustadt an der Aisch, der sich mit „divinations par la ponctation“ beschäftigte, das Horoscop stellen lassen: dieses lautete beruhigend und bewährte sich auch. Bei einer zweiten Reise nach Sachsen hatte Junghanß aber diese Vorsichtsmaßregel zu seinem Nachtheil unterlassen: er ward in Dresden festgenommen, weil man vermuthete, daß er ein doppeltes Spiel treibe, er saß eine Zeitlang auf dem Wilsdruffer Thor, entfloh aber von dort in der Nacht vom 8. November 1727 und begab sich auf ein, dem sächsischen Residenten zu Frankfurt a. M., Steinheil, gehöriges Gut in Franken, welches er erpachtet hatte. Den Befehl, ihn dort arretiren zu lassen, trug der vorsichtige Steinheil zu befolgen Bedenken, weil Junghanß „immer nur gestiefelt und mit einem Pistol unter dem Arm ausgehe.“

Um übrigens auch durch andere Canäle hinter die Pläne der Anhänger Leszczynski's zu kommen, versprach Flemming im J. 1724 dem schwedischen Regierungsrath Christoph von Löwenberg,* der früher in Leszczynski's Diensten gestanden hatte und jetzt dem Feldmarschall sich anbot, 400 Thlr. jährlich und die Freilassung seines (weshalb? ersehn wir nicht) in Sachsen arretirten Sohnes, „wenn er dagegen die Schriften über die Verhandlungen, die er im Auftrag Leszczynski's vor 3 Jahren in Petersburg geführt, übergebe, ferner wieder mit des Stanislaus Hofe Correspondenz beginne und die

* Derselbe rühmt sich in einem Briefe vom 17. November 1730, daß er vor 16 Jahren einen, von dem schwedischen Obersten von Steenflycht entworfenen, Anschlag, den König, wenn er über die schlesische Grenze komme, „todt oder lebendig zu enleviren,“ vereitelt habe, was sich wahrscheinlich auf die von uns bereits früher (Aus vier Jahrhunderten II. S. 135 u. f.) erzählten Vorgänge im J. 1714 bezieht.

ordres und Briefe mittheile, auch die geheimen Correspondenten des Stanislaus ausfindig mache."

Gleichzeitig gelangte aber an den Grafen Flemming, dem schon früher wiederholt anonyme Warnungen aus Polen zugegangen waren, abermals, diesmal aber aus England, die Mittheilung, daß Anhänger des vertriebenen Polenkönigs, blutige Rache an seiner Person zu nehmen beabsichtigten. Durch den sächsischen Residenten im Haag ward dem Grafen ein „London, den 19. Mai 1724" datirter, „Lelle" unterzeichneter Brief zugesendet, dessen Verfasser meldete, er habe dem Grafen wichtige, seine Person betreffende, Nachrichten mitzutheilen, die er dem Papiere anzuvertrauen nicht wage: wenn ihm Flemming unverbrüchliches Stillschweigen angelobe, wolle er zu ihm nach Dresden oder Warschau kommen. Flemming hätte damals gerade ein leichtes Mittel gehabt, sich über die Erheblichkeit der in Aussicht gestellten Eröffnungen, Gewißheit zu verschaffen: hatte ihm doch kurze Zeit vorher der Rath Kortholb in Danzig das Anerbieten gemacht, ihn in Verbindung mit der Geisterwelt zu setzen. Dieser schrieb ihm nämlich, „ich correspondire schon über 3 Jahre mit einem Herrn, der redet mit den Geistern, wenn er will und weil ich sein guter Freund, so hat er mir sehr viel Fragen beantwortet, die ich ihm auf einem halb gebrochenen Bogen gesandt, die kein Mensch sonst ohne Beihülfe mag beantworten." Der Rath erbot sich nun bereitwillig die Vermittelung zwischen den Geistern und dem Feldmarschall zu übernehmen, deutete aber dabei auf eine vorgängige Sendung von 100—200 Ducaten, „von denen er wisse, daß es Sr. Excellenz nicht darauf ankomme." Flemming, dem sonach die beste Gelegenheit geboten war, durch Geistermund hinter Lelle's Geheimnisse zu kommen, lehnte aber Kortholb's Vorschlag ab und behielt seine Ducaten. Er antwortete dem „Mr. de Lelle" (eine nähere Adresse war nicht angegeben) nach London, er möge nur kommen, er wolle ihm die Reisekosten vergüten. Als Lelle erwiederte, Krankheit behindere ihn die Reise anzutreten,

sendete Flemming einen ihn zu weitern Mittheilungen auffordernden Brief an den sächsischen Residenten zu London, Hofrath le Coq. Dieser vermochte das Schreiben aber nicht zu befördern, da der Name Lelle in London ganz unbekannt war. Im September 1724 ließ sich bei le Coq ein Unbekannter melden, der in einer dringenden Angelegenheit ihn zu sprechen wünsche: ein langer, hagerer, etwa 50 Jahre alter Mann von anständigem Aeußern trat ein, der, nachdem er sich vergewissert, daß kein Dritter seine Worte belauschen könne, le Coq seinen Namen, Lelle, nannte und ihm eröffnete, es sei seine Absicht: „de s'informer de la route de Pologne.“ Le Coq übergab dem Fremden den an ihn gerichteten Brief des Grafen Flemming und erbot sich, weitere Eröffnungen an Letztern zu befördern. Lelle erklärte sich zu solchen bereit, behielt sich aber vor, Ort und Zeit dazu zu bestimmen. Längere Zeit darauf erhielt le Coq ein Schreiben Lelle's, worin ihn dieser zu einem geheimen Zusammentreffen in dem Gasthofe eines kleinen, 1½ deutsche Meilen von London entfernten Dorfes einlud, unter der Bedingung, daß er Niemand von seiner Dienerschaft mitbringe und sich eines Lohnwagens bediene. Le Coq fand sich am bestimmten Tage, den 23. November 1724, an dem bezeichneten Orte pünctlich ein. Lelle begann die Unterredung mit Wiederholung seines Verlangens des tiefsten Geheimnisses, da es sich bei dessen Verletzung um sein Leben handle. Seine, bei spätern Conferenzen mit le Coq, sowie in Briefen, wiederholten und näher erläuterten Angaben gingen dahin: er habe den Sommer 1723 in Paris zugebracht und dort die Bekanntschaft dreier Personen, Namens Lubomirski, de la Val und Denonville, gemacht, die, als sie Vertrauen zu ihm gefaßt, ihren Haß gegen den Grafen Flemming ausgesprochen und ihm „une fortune considerable“ zugesagt, wenn er ihnen bei ihren Plänen behülflich sein wolle: seinem Verlangen um nähere Mittheilung, was sie beabsichtigten? seien sie mit der Eröffnung entgegengekommen, Flemming solle durch maskirte Leute

auf dem Wege von Warschau nach Dresden ermordet werden: er, Lelle, habe seine Mitwirkung hierzu sofort entschieden versagt und auf die Gefahren und Unsicherheit eines solchen Planes hingewiesen. Dies erkennend, hätten Jene sich des Gifts zu bedienen und deshalb einen Italiener, Battiste, aufzusuchen beschlossen, der ein Gift von solcher Feinheit und Kraft zu bereiten verstehe, daß das Oeffnen eines damit geschwängerten Briefes sofortigen Tod zur Folge habe. Als Lubomirski und seine Genossen erfahren, daß Battiste nach England, wohin er, Lelle, zurückgekehrt, gegangen, seien sie ihm nachgefolgt, hätten den Giftmischer aber nicht mehr angetroffen und sich daher genöthigt gesehn, seine Spur jetzt weiter zu verfolgen. Ueber die Persönlichkeit der Bezeichneten näher befragt, gab Lelle an, Lubomirski, das Haupt der Verschwornen, welcher die Geldmittel liefere, sei ein schöner Mann, etwa 30 Jahre alt, der in Paris „une passablement belle figure" gemacht, sich in den höhern Cirkeln bewegt, u. a. mit dem Herzog von Bourbon genau bekannt gewesen: die andern Beiden seien dem Anscheine nach Offiziere gewesen: wahrscheinlich handelten Alle im Auftrag „d'un grand seigneur:" sie hätten ihn in Paris nur in Kaffeehäusern, wo sie ihm Rendezvous gegeben, gesprochen, er wisse daher ihre Wohnung nicht zu bezeichnen: Briefe, die sie ihm geschrieben, habe er jedesmal zurücksenden müssen. Lelle, den le Coq nach seiner Sprache für einen Italiener hielt, bemerkte ferner, daß er den Giftmischer Battiste selbst kenne: über seine eignen persönlichen Verhältnisse gab er an, er sei mit einer jungen schönen Engländerin verheirathet, die ihm einiges Vermögen zugebracht und ein Kind geboren:*) er lebe, mit seinen mäßigen Renten zufrieden, in einem 15 englische Meilen von London entfernten Orte, den er zu benennen verweigerte: die Hauptstadt besuche er nur selten. Er versicherte übrigens,

*) In einem Briefe an Flemming spricht er dagegen von einer zahlreichen Familie, die er zu ernähren habe.

daß er eine Belohnung für seine Eröffnungen weder beanspruche, noch derselben bedürfe. Le Coq spricht in seinem Briefe an Flemming die Vermuthung aus, daß Lelle sich einen falschen Namen beilege, und fährt dann fort: „je n'ai pu pas bien dechiffrer cet homme, qui n'est connu ici d'aucunes de mes connaissances et qui demeure je ne sais ou. Il à apparemment ses raisons, pour ne pas se develloper davantage etc. J'ai remarqué à trois differentes fois dans le discours, que voulant dire, Mr. le Général Flemming, il a dit, Mr. le Général Marsigli: il faut qu'il ait des relations avec ce Général équivoque.*)"

Die ganze Erzählung Lelle's trug offenbar das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit, insbesondere war, wie auch le Coq hervorhob, nicht abzusehn, warum die Verschwornen, nachdem Lelle seine Unterstützung ihnen versagt, ihm von ihren geheimen Plänen ferner sollten Mittheilung gemacht haben. Wies der Name Lubomirski auf eine der ersten Familien Polens hin, so war es dagegen Flemming wohl bekannt, daß kein Glied derselben zu der angegebenen Zeit in Paris sich aufgehalten habe. Flemming, durch seine Verbindungen mit den vornehmsten Geschlechtern Polens befreundet, durch seine beiden Ehen mit mehreren derselben verschwägert,** glaubte von dieser Seite, insbesondere von der Familie Lubomirski am

---

* Aloys Ferdinand Graf von Marsigli, geb. 1658 zu Bologna, trat in östreichische Dienste: als er 1703 Altbreisach an die Franzosen verlor, ward er vor ein Kriegsgericht gestellt und aller Würden entsetzt. Er lebte dann meist in Bologna, wo er 1730 starb.

** Seine erste Gemahlin, mit der er sich im Juli 1702 verheirathet hatte, war eine geborne Gräfin Sapieha: die Ehe ward im J. 1715 annullirt. Am 9. Januar 1725 verband er sich, schon 58 Jahre alt, in Biala zu zweiter Ehe mit Thecla, Prinzessin von Radziwill, der 3ten Tochter der verwittweten Kanzlerin von Lithauen: dahin ist die Notiz in des Verfassers „Zur Chronik Dresdens" S. 136, Note ** zu berichtigen. Ein Oheim mütterlicher Seite der zweiten Gattin Flemmings, war der Fürst Sanguszko. Nach des Feldmarschalls Tode vermählte sich seine Wittwe mit dem Fürsten von Wisniowieczki.

wenigsten etwas befürchten zu müssen: auch die Namen der beiden Andern (de la Val und Denonville) waren gänzlich unbekannt. Man mußte daher, die Richtigkeit der Angaben Lelle's vorausgesetzt, annehmen, daß die Verschwornen sich falsche Namen beigelegt. Trotz aller sich ergebenden Bedenken, legte aber doch der Feldmarschall Lelle's Mittheilungen, die an ihn nach Warschau durch Staffetten befördert wurden, ein großes Gewicht bei. In sehr ausführlichen Schreiben gab er Lelle Anweisung, wie er die Mörder von ihrem Plane zurückbringen möge, wie er ihnen die Gefahren bei der Ausführung ihres Anschlages hervorheben, ihnen bemerklich machen solle, daß der beabsichtigte Giftmord schon daran scheitern müsse, daß er, Flemming, schon seit Jahren niemals selbst einen Brief von unbekannter Hand eröffne. Diesen Anweisungen folgen dann Entwickelungen über die Nichtigkeit der irdischen Dinge, Versicherungen, daß er auf sein, nur dem Dienste des Königs gewidmetes, Leben keinen Werth lege und philosophische Reflexionen, welche der Feldmarschall überhaupt seinen Correspondenzen einzuverleiben sehr liebte. *

---

* Uns liegt u. a. ein starker Actenband vor, in welchem der Graf von Flemming mit dem Capitain Brunet philosophische Abhandlungen, über Spinoza, den Begriff der Tugend und die verschiedensten Lebensfragen tauschte. Der Feldmarschall schrieb auch einen „Discurs von Gott, der Welt, dem activo und passivo als der Kraft und der Materie, des Verstandes und der Vernunft, des corporis etc.", den er 1727 dem Dr. Rüdiger in Leipzig zusendete, der, selbst ein Philosoph, in seiner Antwort nicht Worte genug finden konnte, um die Bewunderung der Weisheit seines vornehmen Collegen auszudrücken. Auch mit dem Pfarrer Tittel zu Wermsdorf führte der Feldmarschall eine Correspondenz, abwechselnd in deutscher, französischer, lateinischer Sprache, über theologische Controversen: für einen Generalfeldmarschall wohl eine seltne Erscheinung! Eine große Schwierigkeit hatten aber Flemmings Correspondenten in seiner allerdings schauderhaften Handschrift zu überwinden. Wir finden wiederholt dringende Bitten, er möge nicht mit eigner Hand schreiben und Graf von Wackerbarth schrieb ihm einst, sich dabei des Beiden gemeinschaftlichen vaterländischen „pommerschplatt" bedienend: „sy möchten my doch en ander mahl juwen (euern) Schryver mittschicken, wenn Jy hebben wolden, dat ick ver-

Ob es Graf Flemming diesen seinen Deductionen und seiner gewandten Feder verdankt, daß er verschont blieb, lassen wir dahin gestellt, Lelle legte wenigstens le Coq einige Briefe in Abschrift vor, worin die Verschwornen ihm mittheilten, sie hätten den Giftplan aufgegeben, obwohl sie Battiste ausgespürt und von ihm die Zusage des Gifts bereits erhalten; der Hofrath le Coq glaubte aber in dem Style der Briefe die Feder Lelle's wiederzuerkennen. Letzterer, der Anfangs, wie gedacht, jede Belohnung abgelehnt, zeigte allmälig Geneigtheit, eine solche anzunehmen, er meldete im März 1725 dem Grafen Flemming den Tod seiner Frau und daß sie Schulden hinterlassen habe, die er nicht sofort aus den Nachlaßgrundstücken zu tilgen vermöge. Flemming sendete Lelle hierauf zunächst 50 £ und beauftragte le Coq später ihm noch 150 Pfund zu zahlen. Der vorsichtige Hofrath war aber immer mehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß Lelle ein Betrüger sei, indessen meinte er, die Sache sei doch zu wichtig, um nicht das Risico zu laufen „d'être un peu dupé.“ Er verlangte jetzt von Lelle zunächst nähere Beweise. Dieser legte ihm nun einen Brief im Original vor, der ein Postzeichen Hollands trug: in diesem Schreiben, das aber, was le Coq sehr auffällig erschien, mit einem Siegel mit den englischen Worten „Tending to it,“ verschlossen gewesen, schrieb de la Val, er sei mit seinen Freunden nach Rotterdam gegangen, „pour être plus à portée du pays, ou nous devons aller:“ sie erwarteten noch 4 Freunde, um dann das Weitere zu beschließen, Lelle möge zu ihnen kommen „pour le conseil:“ er solle sich beim Comte Cherubini, der im Haag im lion d'or wohne, melden; „en l'abordant, vous lui direz, que vous vous appellez Leigle, c'est assez et c'est le mot

---

stahn scholde wat Gy my schriven,“ er versichert zugleich, mit Beziehung auf einen frühern wichtigen Brief Flemmings: „da Gy my ock mit jow egen handt schreven in groten Sachen und ick verbrudede my baldt allen Bregen daröver (zerbrach mir den Kopf) gantz acht Dage lang, ehe ick juwen Willen daruth klearmaken kunde.“

dont nous sommes convenus ensemble à votre sujet:“ Cherubini werde ihm dann die Adresse geben. Lelle erklärte sich bereit, der Aufforderung zu folgen, um die fernern Pläne der Bösewichter auszukundschaften, bat aber le Coq dringend, keine Briefe an ihn zu senden, indem er versicherte: „les gens, avec qui j'ai à faire, sont fins, se formalisent de peu de chose et se méfient de tout.“ Die letzte, auf diese Angelegenheit bezügliche Schrift, welche wir gefunden, ist ein Brief le Coqs vom 20. April 1725, worin er die Auszahlung der 150 £ an Lelle meldet: hiermit hatte dieser wohl seinen Zweck erreicht, er behelligte den Feldmarschall mit keinen weitern Enthüllungen. Wenn übrigens Graf von Flemming bei dem ganzen Ereigniß etwas leichtgläubig erscheint, so vermögen wir dies dadurch einigermaßen zu erklären, daß, wie wir bereits gesehn, die Luft damals mit Gerüchten und Denunciationen über Vergiftungsattentate förmlich geschwängert war. Waren dem Grafen doch gerade zu jener Zeit auch ausführliche Mittheilungen zugegangen über das Gerücht, daß der am 18. August 1724 verstorbene Bischof von Würzburg, Johann Philipp Franz von Schönborn, das Opfer eines Giftmordes geworden; es erzählte der sächsische envoyé am churtrierschen Hofe, von Lith, darüber Folgendes: einige Zeit vorher blieb ein unbekannter Reisender zu Nacht in einem Gasthofe im Baireuthschen: er sprach beim Abendessen der Flasche stark zu und begann in der Trunkenheit plötzlich mit großer Angst nach einem von ihm vermißten Gegenstand zu suchen: den Fragen, was er denn verloren habe, begegnete er nur mit Aeußerungen der lebhaftesten Verzweiflung, indem er ausrief, er sei ein todter Mensch, wenn er es nicht wiederfände: unter solchen Reden lief er aus dem Gasthof fort und verschwand. Der Wirth suchte nach der Entfernung des Fremden seiner Seits nach und fand einen Brief, dem ein Päckchen mit einem weißen Pulver einlag. Der Brief, aus München geschrieben, lautete also: „Mein lieber Mann, ich übersende Dir beigehendes Pulver, so ich von dem .... Pater empfangen,

Du mußt sehn, daß ers des Abends einbekommen wird, so thut es des andern Morgens seine geschwinde Wirkung. 8000 Thlr. liegen für Dich parat zum Recompens, der Churfürst von Mainz und der Bischof von Würzburg favorisiren doch mehr den lutherischen Hund, als selbst denen Catholischen. 2000 Thlr. habe ich bereits empfangen, morgen gehe nach Wien, da ich bei der Amme Wohlbekandt; adjeu, die Heilige Mutter Gottes nehme Dir in Ihren Schutz." Der Markgraf von Baireuth sendete den Brief mit dem Pulver an den Churfürsten von Mainz: bei der durch den Leibarzt desselben (der dem envoyé von Lith die Sache selbst erzählte) vorgenommenen Untersuchung ergab sich, daß das Pulver aus sehr fein zubereitetem Arsenik bestand. Mehr Gewicht, als der Churfürst von Mainz, der die Sache nur für eine Mystification hielt, legte derselben der Bischof von Würzburg bei, der, wiewohl vergeblich, eine Prämie von 10,000 Thlr. auf die Entdeckung des Unbekannten setzte. Am 16. August 1724 besuchte der Bischof den Churfürsten von Trier in Mergentheim: man vergnügte sich mit einer Jagd, nach welcher „eine große Tafel mit einer schönen Music gehalten ward." Am 18. August, als der Bischof wieder abreisen wollte, überfiel ihn eine heftige Uebelkeit, die ihm kaum gestattete, sich bei seinem hohen Wirth zu verabschieden. Er reiste aber doch ab: kaum war er eine halbe Stunde weit gefahren, als sein Uebelbefinden so heftig ward, daß er den Wagen halten ließ und sich in einem Wäldchen an der Straße auf einen Mantel niederlegte. Einer der ihn begleitenden Husaren nach dem andern, jagte zurück, um den Leibarzt des Churfürsten herbeizuholen, der Bischof ward aber immer kränker, sein Barbier schlug ihm vergeblich eine Ader, der Beichtvater ertheilte ihm die Absolution und als der Leibarzt herbei kam, fand er nur eine Leiche.

Ein ähnlicher Mordanschlag, wie der, welchem der Bischof von Würzburg unterlegen, wie der, mit welchem nach Lelle's Angaben „un grand seigneur," Flemming bedroht

haben sollte, ward aber auch, kurze Zeit nach diesen Vorgängen, dem Grafen v. Flemming gegen Leszczynski — entschieden mit Unrecht — beigemessen.*

König Ludwig XV. Vermählung mit Leszczynski's Tochter, Marie, stand bevor,** (1725) eine Nachricht, die man in Dresden, aller von Paris aus gegebenen beruhigenden Zusicherungen ungeachtet, allerdings mit ebenso großer Verwunderung als Besorgniß aufgenommen hatte.*** Das Jahr zuvor verbreitete sich das Gerücht, Marie Leszczynska werde sich mit dem Herzog von Bourbon verheirathen. Der churmainzische Secretair Hetzler schrieb deshalb an den Grafen von Flemming am 10. October 1724: „Il court toujours un bruit en France, que le Duc de Bourbon pourra

* Histoire de Stanislas I., Roi de Pologne par Monsieur D. C*** à Francfort 1740. Tom. I, pag. 169 u. f. Leben Stanislai I. Stockholm 1741. S. 195 u. f. Lémontey, histoire de la régence etc. t. II. p. 194 u. f. Paris 1832. Ordentliche wöchentliche kais. Reichs Postzeitungen in Frankfurt a. M. vom 14. September 1725. A. Stern, Vier Titularkönige im achtzehnten Jahrhundert. S. 165.

** Eigenthümlicher Verhandlungen aus früherer Zeit, um König Ludwig XV. mit der spätern Kaiserin Theresia zu vermählen, wollen wir beiläufig hier gedenken. Ein Brief des sächsischen Gesandten zu Wien, Geh. Rath von Zech, vom 21. Decbr. 1720 meldet Folgendes: „J'ajouterai encore une historiette fort curieuse, d'une secrete negotiation, qui l'été passé a été menagée entre la Cour Imperiale et la France, par l'entremise de la fameuse Comtesse de Lamberg, laquelle étant venue à Vienne à l'incognito, mais pourtant avec un passeport de l'Empereur, s'est adressée au Cte. Schönborn. Le but doit avoir été un mariage entre le Roy de France et l'archiduchesse ainée de l'Empereur (die älteste Tochter Kaiser Karl VI. war die 1717 geborne Maria Theresia). Après que le Cte. Schönborn a été en conference avec ce ministre en cotillon plusieurs semaines dans son jardin, ou ce dernier a été logé, la conclusion de l'affaire s'est accrochée à la legitimation necessaire et toute la negociation ne doit avoir eu pour fondement, que de projets chimeriques de Law."

*** Die erste Mittheilung über den Vermählungsplan eröffnete im April 1725 der Graf Sinzendorf in Wien, dem dortigen sächsischen Residenten, Hofrath Terras.

épouser la fille de Stanislas, pour ainsi parvenir un jour à la couronne de Pologne au préjudice du Prince Electoral de Saxe. Les ministres de France, Mr. d'Armenonville et Morville, si bien que le parti du Duc d'Orleans, ne souhaiteroient mieux: il leur importe que le Duc de Bourbon soit éloigné des affaires du royaume. Comme ce Duc favorise le prétendant à la couronne d'Angleterre, on doute que S. M. Britannique, ne souhaiteroit de même de le voir absent de France." Man schlug, um diese Verbindung zu hintertreiben, sächsischer Seits dem Herzog von Bourbon die Prinzessin Johanne Magdalene von Sachsen-Weißenfels vor, obwohl man sie gleichzeitig dem Prinzen Anton von Parma zu vermählen suchte,* allein die Besorgniß, welche Graf von Manteuffel äußerte, der Herzog werde sie „trouver un peu trop viellote," bestätigte sich.

Ueber die Art und Weise, wie König Ludwig XV. Marie Leszczynska gewählt, erzählte man sich damals Folgendes: er habe 24 Portraits von Prinzessinnen, welche bei seiner Vermählung in Frage gekommen, malen und auf der Rückseite mit dem Namen und Alter versehn lassen: in dem Saale, in welchem diese Sammlung aufgehängt worden, habe er in deren Betrachtung zwei Stunden verweilt und dann das Portrait Maria Leszczynska's als das seiner Erwählten bezeichnet: erst dann habe er den Namen derselben erforscht. Dürfen wir aber der Beschreibung des sächsischen Gesandten zu Paris, Grafen von Hoym, über die Persönlichkeit Maria Leszczynska's Glauben beimessen, so mußte das Portrait sehr geschmeichelt gewesen sein. Graf v. Hoym schreibt als Augenzeuge über sie: „pour ce qui est de la personne de cette princesse, on ne saurait dire du bien de sa beauté et je crois même, que le courtisans le plus determinés ne s'aviseront pas, de la flatter par cet endroit." Im Uebrigen erkennt er ihre Vorzüge an, indem er fortfährt: „mais

* s. Aus vier Jahrhunderten Th. II. S. 212.

on peut avec justice en dire beaucoup de son maintien et sa conduite, sa personne même n'est point desagreable, je l'ay du moins trouvé beaucoup mieux, qu'on ne l'avoit annoncé. Ce qui paroit de plus marqué dans sa physiognomie, c'est un caractère de douceur et de sagesse, qui se manifeste aussi dans ses discours et dans l'attention, qu'elle a pour dire autant qu'elle peut, des choses agreables à tous ceux, qui en approchent."

Mag nun Marie Leszczynska liebenswürdig und schön, oder blos das Erstere gewesen sein, ihre Verlobung mit König Ludwig XV. war bereits eine Thatsache, als sich das Gerücht verbreitete, man habe sie und ihren Vater zu vergiften versucht, Marie durch einen Blumenstrauß, letztern mit Tabak. Die Anklage beruhte auf der Aussage eines aus herzoglich Zweibrückischen Diensten entlassenen Offiziers, Namens Rödel oder Rotel von (aus?) Reichenau, der nach uns vorliegenden Briefen, Folgendes dem Oberstallmeister Leszczynski's und Commandanten zu Weißenburg, de Boncour, angezeigt hatte: „der gräflich Leiningische Amtmann zu Falkenburg (eine dem Grafen Christian Carl Reinhard von Leiningen und Dachsburg gehörige Herrschaft in Unterelsaß, welche churpfälzisches Lehn war) Weidner, habe einen Schreiber, Steinheil, einen Neffen des sächsischen Residenten zu Frankfurt a. M. gleichen Namens: als Steinheil seinen Oheim dort besucht, habe ihn ein Capitain der sächsischen chevaliers Garde, Prisken, zu sich kommen lassen und ihm auf des Grafen v. Flemming Veranlassung eine Compagnie und 4000 Ducaten versprochen, wenn er Mittel finde, Stanislaus hinzurichten. Steinheil habe sich verführen lassen und da er gewußt, daß Leszczynski den türkischen Tabak liebe, habe er zwei Schachteln mit solchem Tabak machen lassen, eine gute, die andere vergiftet. Auf der Rückreise habe er den Angeber Rödel von Reichenau, den er schon früher gekannt, angetroffen: auf dessen bedrängte Verhältnisse rechnend und auf seine Bekanntschaft mit Leszczynski bauend, habe Steinheil ihm seinen Plan mit-

getheilt und ihn zur Unterstützung aufgefordert: Rödel sei scheinbar darauf eingegangen, habe Steinheil nach Falkenburg begleitet, wo dieser ihm die beiden Schachteln gezeigt: die mit dem unverfälschten Tabak habe er ihm mitgegeben und die Uebersendung der vergifteten zugesagt, sobald er sie ihm zur Ausführung der That abfordern werde." Von der Vergiftung der Prinzessin enthält diese Angabe nichts, die geschäftige Fama mag diese Nachricht, die ein Brief des sächsischen Gesandten, v. Schenk, aus Cöln meldet, hinzugesetzt haben. Boncour theilte die Anzeige dem französischen Intendanten im Elsaß, de Harlay, mit. Der Sohn des Commandanten von Weißenburg, Damien, ward, als Bauer verkleidet, an Steinheil mit einem Briefe Rödels, durch welchen die gefährliche Schachtel abgefordert werden sollte, nach Falkenburg abgeschickt: der dasige Amtmann Weidner übernahm bei Steinheils Abwesenheit die Besorgung, in derselben Nacht aber zog Harlay mit 40 Mann nach dem Schlosse Falkenburg: er fand die Thore geschlossen und als der Amtmann sich weigerte, sie fremden Soldaten zu öffnen, wurden sie eingeschlagen und der Eingang gewaltsam erzwungen. In des abwesenden Steinheil Bette fand man angeblich eine Kiste mit Tabak. Mit dieser und dem Amtmann Weidner, der gebunden auf ein Pferd gesetzt ward, zog Harlay siegreich ab. Ueber die ganze Expedition faßte er folgende Urkunde ab:

„Le 13 Juin 1725. Nous Louis Auguste Achille de Harlay, Chevalier, Comte de Cely, conseiller d'état, Intendant en Alsace, sur les denonciations, qui nous ont été faites par le nommé Rotel de Reichenau, cydevant enseigne dans les troupes du Duc de Deux-Ponts, qu'il avoit été corrompu par le nommé Steinhels, pour empoisonner le Roy de Pologne à Weissenbourg dans du tabac à fumer, qu'il avoit fait semblant d'étre gagné, pour savoir les complices et leur dessein, pour en avertir Sa Mté à Weissenbourg, ce qu'il a fait en s'adressant à Nous, et Nous declarant, qu'on luy avoit promis

une compagnie dans les troupes du Roi Auguste et mille ducats, * s'il pouvoit commettre ce crime enorme, et que ce particulier corrupteur étoit frere du secretaire du Resident à Francfort du Roy Auguste, et Nous ayant aussi declaré, que le dit particulier étoit dans le chateau de Falkenbourg a 6 lieues de Weissenbourg, que nous trouverions même dans la chambre du dit corrupteur une cassette du tabac empoisonné, Nous nous sommes transporté dans le dit chateau avec la marechaussée et un detachement de la garnison de Weissenbourg, commandé par Mr. de Monconseil, Mr. de la Brosse, Inspecteur des marechaussées, Mr. Damien, commandant à Weissenbourg, Mr. de Boncour, premier ecuyer du Roy de Pologne et les deux officiers de la marechaussée de Strassboug et en presence du denonciateur, nous n'avons trouvé dans le dit chateau que le Baillif, cousin du dit corrupteur, lequel nous a declaré être absent depuis le jour d'hier et après avoir fouillé dans la dite maison, nous avons trouvé dans la paillasse du lit du dit Steinheil la cassette de tabac empoisonné, dont le denonciateur nous avoit parlé, et son dit cousin, Baillif, ayant été interpellé de fumer ou de macher du dit tabac, il a refusé de le faire et nous a dit, qu'il n'avoit garde de le faire, parce qu'il croyoit le tabac empoisonné et qu'il venoit de Francfort, ayant été adressé à son Cousin, ce qui est conforme à la denonciation, que nous a fait le denonciateur cy-dessus nommé, lequel nous a même ajouté, que cette conspiration contre la vie du Roy de Pologne est fomentée par le Général Flemming et par le Brisque,** capitaine dans les troupes de Saxe, actuellement à Francfort et que le corrupteur luy avoit dit, qu'ils les irait trouver d'abord, que le coup seroit fait pour recevoir les recompenses cy-dessus nommés. Nous In-

* Hier schwindet also das Blutgeld von 4000 auf 1000 Ducaten.

** Ein Name, der uns niemals aufgestoßen ist.

tendant susdit, après avoir fait notre visite entière, avons fait amener avec nous le dit Baillif pour être détenu prisonier, jusqu'à nouveaux ordres et avons fait signer le present procés verbal, tant par le dit Baillif, que par le dit denonciateur et ceux qui nous ont accompagné.

Signé, Weidner, Baillif. Rotel von Reichenau. de Mon-Conseil. • de Boncour. de la Brosse. Damien. Gaultier. Damien et de Harlay."

Ein französisches Commando war demnach in deutsches Territorium eingebrochen, hatte Gewalt gebraucht, einen deutschen Beamten entführt. Hätte nicht das ganze heilige römische Reich sich wie ein Mann erheben, glänzende Genugthuung fordern müssen, die allerdings der zunächst verletzte Graf von Leiningen nicht erzwingen konnte! Wie so oft früher und später, nahm aber Deutschland die Beleidigung mit Langmuth hin: als der sächsische Gesandte in Manheim an die churpfälzischen Minister die Frage richtete, ob Falkenburg nicht churpfälzisches Lehn sei? antworteten sie, „ni oui, ni non; mais simplement, qu'ils ne le savaient pas." Da aber Flemmings Name bei dem Vorgang genannt worden, fand man sich sächsischer Seits veranlaßt, nähere Erkundigungen einzuziehen, die denn auch der sächsische Resident zu Frankfurt a. M., Steinheil, ein Schwager des Amtmanns Weidner, zur Herstellung der Ehre desselben und seines Neffen beantragte: Letzterer hatte sich, um dem Schicksale Weidners zu entgehn, vor der Hand nach Schwaben zu seiner Mutter zurückgezogen.

Er läugnete die ganze Anklage auf das bestimmteste und erzählte, Rödel, den er von früher kenne, habe ihn unter Schilderung seiner traurigen Lage gebeten, ihm einige Effecten aufzuheben, er habe auch „einen kleinen Einschlag" nach Falkenburg geschickt, sich hierauf dort selbst eingefunden, von der Ankunft und dem Aufbewahrungsort „des Einschlags" sich überzeugt und gesagt, er werde die Sachen durch einen Boten abholen lassen. Er, Steinheil, habe nun, als er in Geschäften

verreist, die Anweisung hinterlassen, die Effecten, wenn Rödel danach sende, zu verabfolgen: auf der Rückkehr von seiner Reise habe er den Ueberfall des Schlosses, die Festnehmung des Amtmanns und daß man auf ihn fahnde, erfahren und nun das Weite gesucht.

Aus Paris schrieb der sächsische Gesandte, Graf v. Hoym, dem Grafen von Lagnasco über die verschiedenen Auffassungen:

„Pour les reflexions, qui ont été faites sur ce sujet, il y en a de differentes espèces. Sans parler des bruits ineptes et ridicules, dont les uns attribuoient ce dessein prétendu à la cour de Pologne, et d'autres même au Gouvernement de France, lequel, disoient ils, se repentant de son choix, avoit voulu reparer sa faute par cet expedient, il y a des gens plus sensés, qui croyent et non sans quelque apparence de fondement, que cette imputation pourroit bien être le complot d'une cabale, qui fachée de voir Stanislas éloigné de la cour, pourroit avoir menagé cette belle affaire, pour mettre le gouvernement dans la necessité de Le rapprocher. En ce cas là, il n'y auroit qu'a s'étonner de l'empressement, un peu tròp prematuré, sur une chose, dont avec un peu de patience on pouvoit venir à bout à moins de bruit et sans avoir recours à des moyens de cette nature là. D'autres pensant plus simplement, croyent que cette affaire occasionné peut-être dans son origine par un effêt du hazard, ou par l'industrie de quelque escroc, est purement et simplement un coup de la folie du Sr. de Harley et qu'il n'y faut chercher plus de finesse, et comme souvent dans les affaires la façon de penser la plus simple est la meilleure, je ne m'éloignerois pas de cette dernière opinion, quoique je sois très persuadé de l'existence d'une cabale, laquelle ayant des vues differentes de celles du Gouvernement et n'allant pas au même but, ne pourra par consequent que causer des incidents dont celuy-cy, se trouvera souvent embarrassé.

Il faudra voir au reste les suites de cette affaire et comme elle sera prise à Vienne et ailleurs. Il y a toute apparence, que l'Intendant sera rappellé et le Colonel cassé et que le Gouvernement sans attendre qu'on le luy demande, préviendra par là les justes reparations qui pourroient s'exiger."

Das Wahrscheinlichste sprechen wohl uns vorliegende Briefe aus, welche bemerken, daß Rödel, „der in äußerster Desperation nach Indien habe gehn wollen, die Sache erdichtet, um bei Stanislaus in Gnaden aufgenommen zu werden," oder wie ein anderer Brief besagt: „il se peut que le prétendu empoisonneur a voulu imiter Rabelais, lequel revenant autrefois d'Italie et n'ayant point d'argent pour s'en retourner à Paris, se fit passer pour empoisonneur, par ou il fut conduit à Paris, bien traité et bien nourri et conduit devant le Roi qui le connoissait et à qui il découvrit tout le mystere." Flemming selbst legte der ihm gemachten Beschuldigung wenig Gewicht bei, wie er u. a. dem sächsischen Residenten zu Mainz, Kammerherrn Grafen von Eberstein, am 1. August 1725 schrieb: „Je sais seur que Stanislas même, qui me connait, ne me soupconne point, je crois que le delateur a été l'empoisonneur lui même, pour tirer un present de Stanislas. Enfin le jeu n'en vaut pas la chandelle." Wollte man übrigens noch einen ausdrücklichen Beleg dafür erfordern, daß König Friedrich August zu Anschlägen, wie sie Steinheil untergeschoben wurden, niemals seine Zustimmung gegeben haben würde, so vermögen wir auch diesen zu liefern. Im August 1725 ließ ein Major Crassau dem Grafen von Flemming eröffnen: „qu'il étoit très familier dans la maison de Stanislas et de tout ce qui l'approchait, qu'ainsi il aurait l'occasion de s'y tenir sans donner des soupcons et de faire ses rapports." Die Antwort Flemmings lautete aber auf Befehl des Königs ablehnend dahin: „Ayant parlé au Roi de la proposition du Maj. Crassau, S. M. ne l'a point aggrée,

disant que tous ces mauvais bruits de conspiration et d'empoisonnement, qu'on faisait courir dans le monde (quoique notre cour est connu pour être moins que toute autre destructeur du genre humain), lui donnoient de l'aversion pour cela.“ Eine ähnliche Antwort erging zu derselben Zeit auf ein gleiches Erbieten an den Holsteinschen Rath Schwanberg.

Jedenfalls gewann man auch in Paris sehr bald die Ueberzeugung, daß Harlay, von dem der dortige sächsische Gesandte schreibt, er sei „connu par sa folie,“* sich sehr übereilt habe, man ertheilte ihm daher „une bonne mercuriale“ und den Befehl, den Amtmann Weidner in Freiheit zu setzen: Letzteres geschah am 4. August 1725, auch ergingen Schreiben der französischen Regierung an den Grafen von Leiningen und Churpfalz „pour témoigner l'indignation et le désaveu du Roi T. Ch. de la conduite de l'intendant et pour offrir toutes les réparations qu'on pourroit désirer.“

Eine unangenehme Folge hatte der Vorgang noch für 4 junge sächsische Edelleute, unter denen ein von Gersdorf und von Uechtritz benannt werden: sie hatten in Strasburg an öffentlichen Orten sich über Leszczynski geäußert und Zutritt zu einem Maskenball gesucht, auf dem dieser mit den Seinigen erwartet ward: man hielt sie für verdächtig und arretirte sie: sie wurden zwar nach einigen Tagen in Freiheit gesetzt, aber mit der Weisung, sofort die Stadt zu räumen. Auch der Generalmajor von Francheville,** der am 12. August

* Nichts desto weniger ward er im Juni 1728 zum Intendanten von Paris ernannt: dort starb er am 26. Decbr. 1739. S. Mémoires du Marq. d'Argenson tom. II. p. 119. Paris 1857.

** Nicolas de Gisaucourt, Marquis de Francheville, stand einige Jahre in polnischen Diensten, welche er 1715 verließ. Wir finden Briefe von ihm an den Grafen von Flemming aus dem Jahre 1723, die seinen Wunsch, wieder eine Anstellung zu finden, ausdrücken. Im Jahre 1724 kam er, mit einem Empfehlungsbrief des Churfürsten v. d. Pfalz versehn, nach Dresden, ohne aber seine Absicht zu erreichen.

1725 nach Strasburg kam, um Leszczynski zu begrüßen, erhielt den Bescheid, dieser „werde ihn nicht empfangen, vielmehr habe er die Stadt sofort zu verlassen, weil er noch in Verbindung mit Flemming stehe, auch in Frankfurt während des letzten Complottes gewesen.“ Noch mehrere Jahre später (1728) ward auch der Chevalier de la Serre, der Neffe des bereits erwähnten Grafen v. Seissan, gewarnt, nicht, wie er beabsichtigte, nach Frankreich zu gehen, weil man dort gegen ihn den Verdacht hege, daß er bei dem Vergiftungsanschlag gegen Stanislaus betheiligt gewesen. Ganz war also der Verdacht auch später nicht aufgegeben worden.

Einige Jahre vergingen nun, während deren man in Sachsen speciellere Notiz von Leszczynski nicht genommen zu haben scheint: man wußte wohl, daß er noch Verbindungen mit Polen unterhielt, legte ihnen aber eine geringere Wichtigkeit bei als den Bestrebungen des Herzogs von Bourbon, von dem man, wie wir schon erwähnt, argwöhnte, daß er sich um die Thronfolge in Polen nach König Friedrich Augusts dereinstigem Ableben bewerbe und daß der Abbé de Livry eigends deshalb nach Polen (1726) gesendet worden „pour y disposer les esprits pour ce dessein.“ Als der Capitain Baumann im J. 1728 aus Kiel meldete, ein Fräulein von Ahr, Ehrendame am Hofe Leszczynski's, habe dem Assessor von Adlerfeld Mittheilungen über die Correspondenz gemacht, in welcher Leszczynski mit mehreren polnischen Großen stehe, und er werde den Brief, unter Anwendung geeigneter Mittel, erlangen können, antwortete ihm Flemming: „il n'est pas nécessaire, que vous vous donniez du mouvement, ni fassiez des dépenses pour voir cette lettre.“

Einige Jahre später ward man aber in Dresden, wie wir bereits erzählt haben,* bedenklicher und wir finden auch in

---

* Aus vier Jahrhunderten Bd. I. S. 242 u. f. Lémontey, histoire de la régence etc. t. II. p. 200 not. 1. erwähnt des Vorganges mit

den Correspondenzen des Cabinetsministers Grafen von Brühl aus den Jahren 1730 u. f., daß dieser damals ernstliche Besorgnisse vor einer dem König drohenden Vergiftung hegte. Es tritt dabei einer der zahlreichen Adepten jener Zeit auf, „Mr. de Beaussier* le chimiste,“ wie er benannt wird. Er hatte bis zum J. 1730 in der Schweiz gelebt, wo er mit seinen Geheimmitteln, wie er wenigstens versicherte, viele Wunderkuren erzielt hatte. Man schöpfte aber Verdacht gegen ihn, daß er nicht nur Gold mache, sondern auch prägen lasse: eines Tages erschien daher in seiner Behausung ein Commando Soldaten, welches ihn arretirte und sein Haus besetzte. Die Bauern der Umgegend, bei denen er durch seine erfolgreiche ärztliche Thätigkeit sehr beliebt war, bewaffneten sich zu seinem Schutze und nach einigen Tagen ward Beaussier wieder in Freiheit gesetzt. Er wendete sich aber nun nach Deutschland, hielt sich zeitweilig in Frankfurt auf und erfreute sich der Gunst des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der ihm den Rathstitel verlieh. Dem Grafen von Brühl sendete er wiederholt Arzneimittel und im Jahre 1731: „un remède contre tous les venins et poisons, même les plus fins,“ welches Brühl dem König im Mai 1732 gab. Auch später verlangte Brühl wieder Gegengift, das er auch mit einer ausführlichen Gebrauchsanweisung erhielt. Ein höchst wunderbares Arcanum aber sicherte er Brühl für dessen eigne

---

Chevremont ebenfalls, erzählt aber, dieser habe sich gegen den K. Friedrich August erboten, „de le défaire de Stanislas par des moyens sûrs:“ der König habe aber nicht nur dieses Anerbieten zurückgewiesen, sondern Chevremont arretiren lassen und Frankreich seine Auslieferung angeboten. Diese Angaben stimmen allerdings nicht mit der Wahrheit überein.

* Ein Anderer dieses Namens, ein junger Baron de Beaussier, befand sich im Jahre 1742 bei der sächsischen Armee: im Delirium eines hitzigen Fiebers versuchte er sich „aus Fantasie“ mit einem Rasiermesser das Leben zu nehmen, verwundete und verstümmelte sich dabei lebensgefährlich, ward jedoch gerettet. Wie aus der mehrfachen Correspondenz über diesen Vorgang hervorgeht, erregte sein Schicksal am sächsischen Hofe viele Theilnahme.

Person zu, „que ni empereur, ni roi puisse se vanter de l'avoir jamais eu," ein Mittel nämlich, sich die Gunst eines Jeden zu erwerben und zu sichern: unter der Voraussetzung der Wirksamkeit dieser Art Liebestrankes, können wir Beaufsiers Worte nur begründet finden, „vous aures lieu de benir le jour de notre connaissance, si le bon Dieu me conserve par sa misericorde, que je le finisse." Der Adept fügte auch noch ausdrücklich hinzu „je vous donnerai permission de le faire voir et faire devant le ☉" ein Zeichen, welches in der Correspondenz die Person des Königs bedeutete. Immerhin bietet uns dieser Vorgang eine den Reiz der Neuheit für sich habende Erklärung der fortdauernden königlichen Gunst, deren sich Graf Brühl zu erfreuen hatte. Trotz aller dieser Arcana scheinen aber doch die Finanzen des Wunderdoctors in einiger Unordnung gewesen zu sein: wir haben allen Grund zu vermuthen, daß wir ihn in einem Correspondenten des Grafen von Manteuffel wiederfinden, der apokryphisch unter dem Namen „le fils adoptif d'Edenstein" auftritt. Unter dieser Firma schrieb er dem gedachten Grafen, er besitze zwar Grundstücke im Werthe von 400,000 fl., bedürfe aber zu Abstoßung seiner Schulden, der Summe von 50,000 fl., die er sich von dem Grafen als Darlehn erbat: er versicherte in einem sehr mangelhaften Französisch, Graf Brühl werde zwar außer sich sein, wenn er erfahre, daß er übergangen worden, allein er wolle Manteuffel den Vortheil zuwenden, sein Capital zu 1000 pC. anzulegen: er bot seine Geheimnisse ihm an, indem er beifügte: Enfin de Vous donner une idée de ce que vous attend, saches que l'on vous fera voir la réalité de la transmutation en si peu de jours, à si petits feu et à si petits frais, que par ce seul ouvrage vous serés, convaincu de l'excellence de la préference que je vous donne." Andere Geheimnisse, wie die der Scheidung des Kupfers vom Silber, des Goldes vom Silber, ohne schwierige Operationen, eines unfehlbaren Mittels gegen die Schwindsucht (lait de perles dissoutes),

deutete er nebenbei an, fügte aber die Bedingung einer baldigen Antwort bei, indem er versicherte, außerdem: „on tournerat bride en France, ou il se trouvera mille richards à l'affut pour saisir à gros frais des faussetés, pourvu qu'elles ayent l'apparence de verité.“

Graf Manteuffel lehnte aber das Anerbieten in einem humoristischen Briefe dankbar ab: er schreibt u. a. „Je vous avoue, que si j'avois 400000 fl. en fond de terres et que je possedasse le merveilleux secret de faire valoir en peu de jours à petit feu et à peu de frais, un capital de 50000 ecus, à raison de mille pour cent, je ne serais guéres embarassé de trouver cette somme. Je vendrais mes terres pour la moitié de ce qu'elles vaudroient, je contenterois mes creanciers et j'emploierois le reste à realiser son secret et à me mettre en état de subvenir aux besoins des honnetes gens et en celuy de faire admirer partout mon coeur bienfaisant.“ Schließlich räth er ihm unter Anwendung der eignen Worte des Briefstellers, „de tourner bride en France“ um die „richards“ zu beglücken, „plus alertes que les Allemands pour saisir à gros frais des faussetés, qui ont l'apparence de quelque verité.“

Soviel von Beaussier!

Mit dem Tode Friedrich August I. (1. Februar 1733) trat ein, Leszczynski's Ansprüchen auf Polen günstiger, Umschwung ein. Am 23. August 1733 reiste er von Paris ab, ging, als Kaufmann verkleidet, nach Mainz, von da nach Cöln und über Lippstadt nach Halberstadt: hier blieb er eine Nacht: wahrscheinlich war der dort commandirende Generalmajor von Marwitz durch den, Leszczynski günstig gesinnten, Fürsten von Anhalt-Dessau von dem Incognito des Reisenden in Kenntniß gesetzt: Stanislaus setzte dann seine Reise über Dessau nach Berlin fort, wo er die Nacht vom 1—2 September verweilte und von wo er über Frankfurt a. d. O. nach Polen ging. Dem König von Preußen war, wie wenigstens

Graf Manteuffel überzeugt war, die Reise ein Geheimniß geblieben. Am 12. September 1733 ward Stanislaus bekanntlich auf dem Felde zu Kola zum König von Polen erwählt.

Der französische Gesandte zu Berlin, Marquis de la Chetardie, erhielt die Nachricht davon bereits am Vormittag des 15. September, er beschloß dieselbe als Geheimniß zu bewahren und sie dem König von Preußen persönlich mitzutheilen, um ihm wo möglich in der Ueberraschung ein Anerkenntniß zu entlocken. Den ganzen Tag hielt sich der Gesandte in seinen Zimmern eingeschlossen und schickte erst gegen Abend nach Postpferden unter dem Vorwande, er wolle nach Charlottenburg fahren. Wie er sich aber auch bemüht hatte, sein Vorhaben zu verbergen, der Feldmarschall Graf von Seckendorf erhielt doch durch seine Spione bereits am Nachmittag Notiz von der an Chetardie gelangten Nachricht und dessen Absicht: sofort sendete er einen reitenden Boten nach Potsdam an den General von Grumkow mit dem Gesuch, den König zu benachrichtigen, ihn vorzubereiten und darauf aufmerksam zu machen, wie nöthig es sei, jedes Wort, das er zu Chetardie sagen werde, wohl zu überlegen. Der Bote kam zwei Stunden vor Chetardie in Potsdam an, der sonach den König vorbereitet fand und die noch für den Abend erbetene Audienz erst nächsten Tages erlangte. Ueber den Verlauf derselben schrieb König Friedrich Wilhelm am 17. September an den Grafen von Seckendorf nachfolgenden eigenhändigen Brief: „Chetardie ist vorgestern hier angekommen, ich habe ihn aber denselben Abend nicht gesprochen. Es war schon späth. Gestern morgen als er auff die Parade kam, sagte ich zu ihm Eh bien, Monsieur, Stanislas est proclamé, worauff er nichts sagte, als daß er mich gerne allein sprechen möchte. Nach der Parade ging ich mit ihm in den weißen Saal, da sagte er mir, Stanislas sey erwehlet unanimemt am 12. huj. und er hoffte, ich würde ihn vor König von Pohlen erkennen. Ich antwortete auf das erste,

das wäre mir lieb, daß es unaniment geschehn, so würde nun kein Krieg werden und auf das Lezte, daß ich ihn mit vielen plaisir erkennen würde, sobald als ihn der Keyser wird erkannt haben. Er sagte noch wegen des Krieges, das könnte er nicht sagen, daß deswegen kein Krieg entstehn würde, denn Frankreich müsse wegen des passirten satisfaction haben. Ich habe geantwortet, so wäre Frankreich aggressor, weil der Keyser keinen Mann hat über die pohln. Gräntze gehn lassen und das müsse sich das gantze Reich annehmen. Worauf er sagte, Sie würden das Reich nicht angreiffen, sondern nur den Kayser allein in seinen Erblanden. Ich sagte, so müssen Sie ihn in Sicilien oder in den Niederlanden attaquieren. Darauff meinte er, man könnte ihn auch in Breisach und Freyb. beykommen und das gienge das Reich nichts an und hoffe er, daß ich mich nicht darein melieren würde. Ich sagte ihm aber, das liegt auch im Reich und wer mein Haubt anpackt, der packt mich selbst an und das müste ein schlechter Kerl seyn, der sein Haubt verlassen wolte, ich würde ihm gewiß mit meiner ganzen force beistehn. Worauff er sagte, daß alle Fürsten des Reichs nicht also sprechen. Und damit war die Audienz zu Ende. Kommen Sie morgen nach Wusterhausen, da will ich ihnen mehr sagen. Dieses können Sie alles wegschreiben, denn es alles wahr ist."

Bei einer andern Gelegenheit sagte der König in seiner characteristischen Redeweise zu dem Feldmarschall Grafen von Seckendorf: „ich weiß wohl, er meint ich werde sagen, es sei kein casus foederis, wenn die Franzosen den Kaiser wegen der polnischen Sache attaquiren, meine Kerls sind mir auch damit angestochen gekommen, ich habe ihnen aber gesagt, sie sollen mit solchen Chicanen das Maul halten, casus hin, casus her, ich bin ein ehrlicher Kerl, wenn der Kaiser Krieg kriegt, so stehe ich ihm bei, was schiert mich der casus." Den König in solchen Gesinnungen zu bestärken, war denn nicht nur der Graf von Seckendorf, sondern auch Graf von Manteuffel bemüht, der

sich die schwierige Aufgabe stellte, den Gegner der sächsischen Interessen, den gewandten Marquis de la Chetardie, auch mit den Waffen des Witzes zu bekämpfen. Eine Gelegenheit dazu bot ihm Voltaire. Dieser hatte die Wahl Leszczynski's durch einige Verse gefeiert, die von des Letztern Anhängern so schnell als möglich dem Marquis de la Chetardie zugesendet wurden, um sie in Berlin dem Hofe mitzutheilen. Dies sollte bei Gelegenheit einer Einladung geschehn, die der Marquis an einem Tage zu Anfang des Monats October 1733 zum König erhalten hatte. Die Verse waren aber Tags zuvor dem Grafen von Manteuffel ebenfalls zugegangen und er bemühte sich denn, wie er schreibt „son pegase surанné" in Trab zu setzen und Voltaire's Verse durch einen Zusatz zu vervollständigen. Durch den Grafen von Seckendorf ging diese zweite Auflage dem König zu, der, „se plaisant fort à faire des niches," bereitwillig es übernahm, den Marquis auf das Eis zu führen. Dieser beeilte sich in Wusterhausen angekommen, das Product der Voltairischen Muse vorzutragen, welches nach Manteuffels Angabe also lautete:

„Il falloit un monarque aux fiers enfants du Nord
Un peuple de héros, s'assembloit pour l'élire.
Mais l'aigle de Russie et l'aigle de l'Empire,
Menaçoient la Pologne et maitrisoient le sort.
De la France aussitôt, son trone et sa patrie,
La vertu descendit aux champs de Varsovie,
Mars conduisit ses pas: Vienne en frémit d'effroi,
La Pologne à genoux courut la reconnaître,
Peuples nés, leur dit elle, et pour Mars et pour moi,
De nos mains à genoux recevéz votre maitre.
Stanislas à l'instant vint, parut et fut Roi."

Soweit Voltaire! Sehr überrascht war aber Chetardie, als der König ihm bemerklich machte, er habe das Gedicht ja nicht vollständig vorgetragen, seine Abschrift enthalte noch folgenden Schluß:

Mais ayant remarqué, du haut d'une fenêtre
L'invincible Themis, campée à l'autre bord,

Partons, s'ecria-t-il, cette Dame peut-être,
Ne voudra pas de nous, retournous à Chambord!
On le vit à l'instant partir et disparaître.
L'espoir le fit venir, le remord le chassa,
Stanislas, en un mot, vint, parut et s'eclipsa.

Manteuffel schreibt an den Grafen von Wackerbarth sehr befriedigt und selbstgefällig über den Triumph, den er davon getragen, indem er beifügt: „Notez s'il Vous plait, que Themis, qui est d'ailleurs la déesse de la justice, s'applique fort heureusement en cet endroit, à la juste cause de ceux qui campoient à l'autre bord de la Vistule et à l'Imperatrice de Russie, qui les protege."

Ehe sich aber Manteuffels* Prophezeiung bewahrheitete, hatte die sächsische Partei und insbesondere die sächsische Gesandtschaft in Warschau einen schweren Stand: eine Handvoll Sachsen fand aber Gelegenheit ihre Tapferkeit so glänzend zu bewähren, daß wir den Vorgang um so weniger mit Stillschweigen übergehn wollen, als die Einzelnheiten darüber weniger bekannt geworden sind, als sie es verdienen. Bereits am 8. September 1733 zogen sich, vor einem drohenden Angriff gewarnt, die sächsischen Gesandten, der Graf von Wackerbarth Salmour und der General von Baudissin, ebenso wie der russische Gesandte Graf von Löwenwolde, in das Palais des östreichischen Gesandten, Grafen von Wilzeck, zurück, das dieser gastlich ihnen anbot: es war dies um so nothwendiger, da der Primas auf das von mehreren polnischen Großen an ihn gestellte Verlangen, er solle den sächsischen Gesandten eine Schutzwache stellen, wie dies bei allen andern geschehn, dies verweigerte (il n'a fait que branler la téte et n'en veut entendre parler, wie die sächsischen Gesandten meldeten). Das sächsische Palais, in der Kra-

* Manteuffel schlug damals auch vor, man solle denselben Mann, der, wie wir oben erzählt, bereits im J. 1712 Stanislaus in Schweden aufgesucht, an ihn absenden, um mit ihm zu verhandeln, allein der Vorschlag fand in Dresden keinen Beifall.

kauer Vorstadt gelegen, blieb, nachdem die Papiere und das Silberzeug in Sicherheit gebracht worden, der Obhut des Obersten von Schlichting anvertraut, der etwa 60 Dragoner und 40 Diener, Stallknechte u. s. w. unter seinem Commando hatte. Am 18. September früh 11 Uhr erschienen drei polnische Abgeordnete vor dem Palais, welche die sächsischen Gesandten zu sprechen verlangten und auf die Mittheilung, daß sie nicht zugegen seien, einem Secretair eröffneten, sie seien beauftragt, den Gesandten im Namen des Königs Stanislaus und der Republik aufzufordern, Warschau mit ihrem Gefolge sogleich zu verlassen: den unangenehmen Auftrag persönlich zu entschuldigen, bezog sich der Sprecher, der Castellan Wislicki, auf das Sprichwort „Posel jako Osiel d. h. un deputé est obligé d'exécuter ce que son maître lui ordonne," wie es der Secretair Henselius übersetzt. Nach Ausrichtung ihrer Commission empfahlen sich die Herren höflich, „avec un compliment très civil." Diese Höflichkeit war aber nicht von Dauer. Am 29. September wurde die Mittagstafel der sächsischen Gesandten durch die Botschaft unterbrochen, daß die Polen unter dem Commando des Woiwoden von Kiow, Grafen von Potocki, das sächsische Palais anzugreifen beabsichtigten und gleichzeitig erschienen bei dem östreichischen Gesandten zwei Abgesandte, welche das Verlangen stellten, der russische und die sächsischen Gesandten sollten binnen 3 Stunden das Palais verlassen und unter Escorte die Reise an die Grenze antreten: für den Fall ihrer Weigerung ward deren Auslieferung verlangt und die Drohung beigefügt, man werde die Herren mit Gewalt holen. Graf von Wilzeck machte dagegen das Asylrecht seines Hotels sehr lebhaft geltend und versicherte, er werde seine Schützlinge nöthigenfalls mit Gewalt vertheidigen. Die Abgeordneten „prirent la chose ad referendum" und der wackere Graf ließ alle Anordnungen zu einer kräftigen Vertheidigung gegen einen gewaltsamen Angriff seines Hotels treffen. Zu diesem kam es nun zwar nicht, allein eine halbe Stunde später rückte ein Trup-

pencorps mit zwei Kanonen vor das russische Gesandtschafts-hotel, dessen Besatzung von wenigen Mann mit einigen Offizieren, den Befehl erhalten hatte, sich nicht zu vertheidigen, aber gegen Gewalt zu protestiren. Die Polen drangen ein, nahmen die Russen, deren einige verwundet wurden, gefangen, plünderten das Hotel und entführten 120 Pferde, die sich in den Ställen fanden. Gleichzeitig erschienen zwei Offiziere bei den sächsischen Gesandten, in Begleitung des sächsischen Majors Strimeis: Erstere meldeten, das sächsische Palais sei von 2000 Mann cernirt, man wisse, daß darin eine große Anzahl Soldaten, insbesondere auch Russen verborgen seien, von denen ein Anfall gegen die Truppen der Republik zu besorgen sei: es werde daher die Uebergabe des Palais verlangt: im Gewährungsfalle solle die Besatzung ungefährdet, das Palais unversehrt bleiben, außerdem werde man es mit Kanonen zusammenschießen. Die sächsischen Gesandten erwiederten, daß nach der dem Primas bereits übergebenen Liste nur 60 Soldaten im Palais seien, sie erboten sich den Befehl zu geben, daß zwei polnische Offiziere eingelassen würden, um mit eignen Augen sich zu überzeugen, daß die Besatzung nicht stärker sei und keine Russen sich darunter befänden. Dieser Vorschlag ward zwar angenommen und zur Vollziehung gebracht, allein kaum hatten die polnischen Offiziere das Palais verlassen, als um 4 Uhr Nachmittags der Angriff darauf begann.* Die Polen, 2000 Mann stark, führten 6 Kanonen vor der Hauptfront des Palais auf, deren Kugeln sehr bald das Thor zertrümmerten, weite Lücken in die Mauer rissen. Ihrer Uebermacht sich bewußt, eines leichten Sieges über die Handvoll Gegner gewärtig, stürmten die Polen: allein, obwohl 1 gegen 20, erzitterten die deutschen Eichenherzen nicht: als die Angreifer in den Hof

* Unsere Nachrichten gründen sich nicht bloß auf die Depeschen der sächsischen Gesandten, sondern auch auf die damit übereinstimmenden, nach Berlin gelangten Berichte, welche Graf von Manteuffel von dort mittheilte.

eindrangen, empfing sie ein so furchtbares Feuer, insbesondere auch aus kleinen, sonst nur zu Freudenschüssen bestimmten, Böllern, welche die Sachsen maskirt in die Fenster gestellt hatten, daß die Polen zurückwichen. Die Kanonade begann von Neuem, Sturm folgte auf Sturm, bis Abends um 9½ Uhr: die Sachsen, die unter der Führung des Obersten von Schlichting, Oberstleutnant von Pirch, der Majore Rotenberg und Strimeis und des Hauptmanns von Pflugk, sich mit Löwenmuth vertheidigten, blieben Sieger: allein von der polnischen Garde waren gegen 40 Mann getödtet und verwundet, der Gesammtverlust der Angreifer soll sich auf 100, nach einer andern Angabe sogar auf 300 Mann belaufen haben, während von den Sachsen nur ein Offizier verwundet ward. Nach 10 Uhr erfolgte noch ein, durch einige Kanonenschüsse unterstützter schwacher Angriff, der ebenfalls zurückgeschlagen ward, dann schwiegen die feindlichen Geschütze, und die Sachsen suchten nun während der Nacht die Bresche, welche die Kanonen geöffnet, wieder zu schließen. Immittelst hatte der päpstliche Nuntius Paulucci eine Vermittelung versucht und eine Correspondenz mit den sächsischen Gesandten zu diesem Behuf eingeleitet, die denn auch sein Anerbieten dankbar annahmen. Die Letztern begnügten sich aber nicht damit, sondern versuchten auch, sich mit der russischen Avantgarde, die bereits jenseits der Weichsel sich Warschau näherte, in Verbindung zu setzen, um den Heranmarsch der russischen Armee zu beschleunigen. Nachts 2 Uhr ward der Capitain Roquin nebst einem russischen Offizier und einem Boten, der sich bereit erklärte, die Weichsel nöthigenfalls zu durchschwimmen, aus dem östreichischen Gesandtschaftspalais mit einem chiffrirten Schreiben an den russischen Commandanten abgesendet, allein um 4 Uhr war Roquin mit der Nachricht bereits wieder zurück, daß der Plan mißlungen sei: der russische Offizier hatte sich eines kleinen Bootes bemächtigt, in dem aber kein Ruder sich fand: als er, um diesem Mangel abzuhelfen, in einem Busch einen Baumstamm umhieb, erregte

das Geräusch die Aufmerksamkeit polnischer Soldaten, welche in einer nahegelegenen Schenke sich befanden: sie nahmen den Russen und den Boten gefangen, während Roquin in der Dunkelheit sich ihnen durch die Flucht entzog. Immittelst hatten die Polen ebenfalls die Dunkelheit benutzt; sie waren in den Garten des sächsischen Palais und einige Nebengebäude eingedrungen, hatte Kanonen auf der Rückseite aufgeführt und dadurch die sächsische Besatzung in eine sehr gefährliche Lage gebracht: es erging eine nochmalige Aufforderung an die Sachsen, sich binnen einer halben Stunde zu ergeben, unter der Drohung, daß man außerdem das Palais an allen vier Ecken in Brand stecken und die Besatzung werde über die Klinge springen lassen. Mit dieser Botschaft erschien früh 6 Uhr der Major Strimeis, den die Polen durchgelassen hatten, abermals bei den Gesandten, indem er zugleich mittheilte, daß man keine Lebensmittel im Palais mehr habe, es auch an Pulver fehle. Der General v. Baudissin gab nun die Genehmigung zur Uebergabe des Palais, jedoch nur unter den Bedingungen, daß die Besatzung freien Abzug erlange und bis zur schlesischen Grenze geleitet, die Dienerschaft zur Rückkehr zu ihren Herren entlassen werde, das Palais mit allem was darin befindlich, unversehrt bleibe. Würden die Polen auf diese Bedingungen nicht eingehn, so sollte sich die Besatzung bis auf das Aeußerste, mit dem Bajonet und dem Degen vertheidigen. Dazu waren die wackern Sachsen vollständig bereit, ja die Offiziere hatten Mühe, die Kampflust ihrer Leute zu mäßigen, welche zu einem Ausfall geführt zu werden verlangten, als sie gewahrten, daß die Casernen geplündert und aus einigen Nebengebäuden des Palais, die man aus demselben nicht decken konnte, Küchen- und andere Geräthschaften von den Polen geraubt wurden. Dem Oberst von Schlichting und dem Kriegsrath Simonis, gelang es schließlich ohne weiteres Blutvergießen, den bereits durch die Bemühungen des päbstlichen Nuntius vorbereiteten ehrenvollen Accord, nach den vom General von Baudissin

gestellten Bedingungen abzuschließen, in welchem denn u. a. auch ausdrücklich zugesagt ward, daß der in den Kellern des Palais aufbewahrte Ungarwein, welcher den Gesandten, wie dessen mehrfache Erwähnung beweist, sehr am Herzen lag, unberührt bleiben sollte. Als der Hauptmann von Pflugk die Dragoner im vollen Waffenschmuck in das Lager des Woiwoden von Kiow geführt und vor diesem das Gewehr präsentiren ließ, forderte der Woiwode dem Hauptmann den Degen ab, gab ihn aber sofort mit den Worten zurück: „Vous vous êtes défendus vaillamment comme des gens d'honneur et de mérite, je vous rends votre épée et je laisse à votre choix de rester cette nuit au camp, où l'on vous traitera honnêtement, ou bien de marcher aux casernes, car je serois ravi de marquer par la le respest, que j'ai pour Mr. l'Electeur et l'envie, que j'ai de mériter ses bonnes grâces," ein Bestreben, das der Woiwode allerdings durch seinen Angriff auf eine sehr eigenthümliche Weise bethätigt hatte!

Vor den andringenden Russen konnte Stanislaus sich übrigens in Warschau nicht halten, er mußte sich nach Danzig zurückziehen, welches belagert ward.

Die Unterstützung, welche Stanislaus von Frankreich hoffte, blieb lau und weit hinter seinen Erwartungen zurück, da der Cardinal von Fleury ihm abgeneigt war. Ein sich hierüber verbreitendes Schreiben des sächsischen Gesandten zu Paris, Grafen von Hoym, vom 27. Januar 1727 gegründet auf die Mittheilungen „d'un homme assez bien instruit" bewahrheitete sich im Jahre 1734 vollständig. Graf von Hoym hatte damals geschrieben: „On dit, qu'il s'agissoit de prendre des mesures avec le parti de Leszinski en Pologne etc. et de faire à l'Abbé de Livry * des remises d'argent. Mais soit que ce dernier article rencontre des oppositions du coté du ministre de la finance

* Französ. Gesandter in Warschau.

ou que le Cardinal, qui dans le fond hait en secret la Reine et sa famille, ne veuille que les amuser par des simples demonstrations exterieures et ne rien faire pour eux en effet, on ne croit pas, qu'on songe serieusement à faire de grands efforts en faveur du père de la Reine et on a de la peine à concilier la pretendue disposition du ministére de lui être favourable, avec le parti qu'on a pris tout nouvellement sur le retranchement de sa pension, laquelle vient d'être reduite de 300000 livres à 200000, ce qui ne marque pas une grande disposition à épuiser pour lui les tresors. Cependant on juge par la connaissance qu'on a du caractére du Cardinal, que soit par faiblesse et par une prétendue bienseance ou pour cacher les sentiments peu favorables qu'on luy impute à l'egard de la Reine, il pourroit bien faire quelque chose, mais faiblement et sans aucune envie serieuse de faire reussir leurs desseins, à moins que la premiere depense une fois faite, cela ne l'engage à quelque chose de plus et qu'on voulut apres soutenir ce qu'on auroit commencé."

Mehrere Monate widerstand Danzig, dessen ganze Umgegend unter Wasser gesetzt worden war, tapfer allen Angriffen, allein gegen Ende des Monats Juni 1734 erkannte man, daß die Stadt sich nicht lange mehr werde halten können.* Leszczynski mußte sich zur Flucht entschließen. Einer seiner Briefe, von welchem uns eine Abschrift vorliegt, gibt eine ausführliche Erzählung der dabei von ihm bestandenen Fährlichkeiten. Leszczynski verbreitete sich darin zunächst über die Gründe, die ihn veranlaßt, so lange als möglich

* Als theilweisen Ersatz der durch die Belagerung erlittenen Schäden, erhielt Danzig im J. 1737, nach einer Mittheilung des dort im Auftrag der sächsischen Regierung befindlichen Kammerherrn von Unruh vom 15. Mai 1737, 1500000 Livr. von Frankreich.

in der belagerten Stadt zu verharren, und fährt dann also fort: *

„Die verschiedenen Pläne, welche man entwarf, um meine Flucht zu sichern, lieferten mir einen neuen Beweis des Eifers, welcher meine Anhänger beseelt: erbot sich doch eine heldenmüthige Frau,** mich, unter Mithülfe eines ins Geheimniß gezogenen Bauern, zu retten, indem sie sich als Bäuerin verkleiden und mich für ihren Mann ausgeben wollte.

Ein anderer Vorschlag ging dahin, ich möge mich an die Spitze von 100 entschlossenen Männern stellen und die feindlichen Linien durchbrechen: ich hielt dies für unthunlich wegen der Ueberschwemmung, die drei Stunden weit Danzig umgab, und wegen der Umwallung, welche die Belagerer aufgeworfen und die man zu Pferde nicht hätte erklimmen können.

Der Plan, der mir den meisten Erfolg zu versprechen schien, ward von dem französischen Gesandten (Marquis de Monti) vorgeschlagen. Ihn auszuführen, begab ich mich am Abend des 27. Juni, eines Sonntags, in seine Wohnung, unter dem Vorwand, daselbst eine Nacht ruhig zu schlafen, indem ich mich aus dem Bereiche der Bomben entfernte, die in dem Theile der Stadt, den ich bewohnte, niederfielen.

Um 10 Uhr des Abends verließ ich das Haus des Gesandten, als Bauer verkleidet und mit einem einzigen Hemde von grober Leinewand auf dem Leibe, begleitet vom General Steenflycht, um den Offizier aufzusuchen, der meiner auf dem

* Der Brief ist französisch geschrieben, wir ziehen jedoch bei der Umfänglichkeit des Schriftstückes vor, es in der Uebersetzung wiederzugeben. S. übrigens Leben des St. Leszczynski aus dem Französ. übersetzt durch Herrn *** Leipzig 1770 S. 206 u. f. und Leben Sanislai I. Stockholm 1741 S. 443 u. f. Oeuvres du philosophe bientaisant t. I. p. 73 sq. Leipzig 1764.

** Es war die Gräfin Czapska, Gemahlin des Woiwoden von Pomerellen s. Leben des St. Leszczynski rc. S. 211.

Walle wartete: auf zwei kleinen Kähnen setzten wir über den Graben. Der Offizier ging nun voraus, um uns durch den Außenposten, den ein Unteroffizier und einige Soldaten bildeten, zu führen. Plötzlich hörte ich einen Streit und sah, daß der Unteroffizier sein Gewehr auf den Offizier anschlug, den er ebenso wenig als seine Begleiter passiren lassen wollte. Diese zu strenge Gewissenhaftigkeit nöthigte den Offizier zu sagen, wer ich sei. Der Unteroffizier, der sich von der Wahrheit der Angabe überzeugen wollte, trat nun an den Kahn, betrachtete mich und als er mich trotz der Dunkelheit erkannte, machte er mir eine tiefe Verbeugung und wünschte mir glückliche Reise. Der Umstand, daß der Unteroffizier mich erkannt, ließ mich allerdings die Entdeckung des Geheimnisses und Gefahr für meine Sicherheit besorgen.

Nachdem wir von dem Offizier Abschied genommen, schifften wir in der Ueberschwemmung weiter, in der Hoffnung, die Weichsel zu erreichen, über sie während der Nacht zu setzen und den Tagesanbruch jenseits der feindlichen Postenkette zu begrüßen. Wie groß war aber mein Erstaunen, als unsere Begleiter, nachdem wir eine Viertelstunde gerudert, uns an eine schlechte Hütte mitten im Wasser führten und uns erklärten, wir müßten hier den Rest der Nacht und den folgenden Tag verweilen, da die Nacht schon zu weit vorgerückt sei, als daß wir unter ihrem Schutze die Weichsel erreichen könnten. Es blieb nichts übrig, als sich zu fügen und auszusteigen, so lebhaft auch unsere Besorgniß über die augenscheinliche Gefahr war, welche diese Verzögerung nach sich ziehn mußte.

Wir betraten die Hütte und da selbst, wenn meine Lage mir den Schlaf gestattet hätte, nicht einmal ein Winkel, in dem ich ausruheu können, vorhanden war, so benutzte ich die Zeit, um Bekanntschaft mit meiner erlauchten Gesellschaft anzuknüpfen, die aus vier Personen bestand. Der Anführer meiner Begleitung machte mir vom Anfang an und ich hatte mich, wie die Folge lehren wird, darin nicht getäuscht — den

Eindruck eines Narren: er gab sich ein Ansehn von großer Wichtigkeit, beanspruchte, daß man nicht widerspreche, sondern ihm blind gehorche. Ich würde mich gern dieser Subordination unterworfen haben, wenn ich nicht wahrgenommen hätte, daß unser Commandant ohne alle Kenntniß der feindlichen Posten, die wir zu vermeiden hatten, blos die große, ihm von dem Gesandten versprochene Belohnung vor Augen, uns auf jeden Zufall hin weiter führen wollte. Der Zweite, den ich fragte, wer er sei? antwortete mir ohne Hehl, er sei ein bankerotter Kaufmann. Die beiden andern waren zwei Schnapphähne* und nach dem Ausdruck ihres Gesichts zu urtheilen, vollendete Schufte. Ich verbrachte den Rest der Nacht auf einer Bank an den Bankerottirer gelehnt, mit dem ich am meisten vertraut ward, weil ich mich, da er polnisch sprach, mit ihm am leichtesten verständigen konnte.

Montag, den 28. früh, trat ich aus der Hütte, um mein Auge auf die Stadt zu richten, in welche unausgesetzt die Bomben flogen, und um über das traurige Loos aller der lieben und treuen Freunde nachzudenken, die ich verließ und die jetzt bald gezwungen werden mußten, sich gegen ihren Willen für meine Feinde zu erklären. Der Schmerz zerriß mein Herz!

Ich wendete dann meine Gedanken auf mein eignes Loos: ich wußte nicht, wo ich mein Haupt würde niederlegen können, was ich thun solle: so abgehärtet ich auch gegen das Unglück geworden, ich würde dem Kummer erlegen sein, ohne Gottes Beistand. Während ich diesen Gedanken nachhing, hörte ich den Kanonendonner aller feindlichen Batterien, sowie der Flotte, begleitet von einem lebhaften Musketenfeuer. Ich hielt es für ein Freudenfeuer über die Eroberung von Weich-

---

* Man hatte in Danzig ein Corps von Freischützen errichtet, welche 5 Thlr. und ein Gewehr erhielten, mit der Erlaubniß, das, was sie bei den Todten fänden oder dem Feinde abnehmen würden, zu behalten: sie erhielten den Namen Schnapphähne. M. X., Merkwürdigstes Leben und Schicksal des K. Stanislai. Frankfurt und Leipzig 1736. S. 846.

selmünde, die mich nicht wenig bekümmerte: ich versank in so tiefes Nachsinnen, daß General Steenflycht mich am Kleide zupfen mußte, um mich aufzufordern, eine Suppe zu genießen, die er zubereitet hatte.

Kurze Zeit darauf stieß ein Mensch in einem kleinen Kahn ans Ufer, der behauptete, sein Capitain schicke ihn, um dem General Steenflycht ein Billet und zwei Stückchen geräucherte Zunge zu übergeben. Das Billet wünschte ihm glückliche Reise: wir haben den Absender niemals erfahren und ebensowenig, wie es dem Boten möglich geworden, uns aufzufinden. Ich zog bedenkliche Folgerungen daraus für unsere Sicherheit, die lediglich auf dem Geheimniß beruhte, welches unsere Flucht decken mußte. Gott hat sie gelingen lassen, um uns zu überzeugen, daß alle menschliche Klugheit eitel ist und nur Gottes heilige Vorsicht, mit der er auch uns leitete, unser Vertrauen verdient. Der Tag verging mir sehr langsam, ich sehnte die Nacht herbei: mit ihrem Einbruch schifften wir uns ein und setzten unsern Weg durch Schilf und unwegsame Gegenden fort, indem wir sehr häufig, wenn das Wasser zu seicht ward, die Kähne durch den Sumpf und nach einem Graben, der etwas tiefer war, zu schleppen genöthigt waren. Gegen Mitternacht gelangten wir an die Landstraße längs der Weichsel. Unsere Führer ließen uns aussteigen und berathschlagten ins Geheim unter sich: es ward uns dann eröffnet, daß der General Steenflycht mit dem Anführer unserer Begleiter und dem Bankerottirer auf der Straße fort gehn solle, die beiden Schnapphähne aber würden mit mir im Kahne bleiben: eine Stunde Wegs weiter würden wir wieder zusammentreffen. Diese Trennung entsprach meinen Wünschen gar nicht, indem ich fürchtete, den General Steenflycht nicht wiederzusehn: ich glaubte, daß wir, nachdem wir die Weichsel erreicht, nun übersetzen würden, allein wir würden uns aus der Nehrung am andern Ufer nicht haben heraushelfen können.

Nachdem wir zwei Stunden mühselig weiter geschifft,

fragte ich, als wir uns von der Straße entfernten, wo unsere Gefährten seien? Die Antwort war, sie seien voraus und wir würden sie bald erreichen.

Da der Tag anbrach und alle Häuser in der Umgegend voll Russen lagen, konnten wir die Stelle der Weichsel, die zur Ueberfahrt bestimmt war, nicht erreichen, wir mußten Schutz suchen im Hause eines meinen Begleitern bekannten Bauern. Beim Eintreten ward er befragt, ob Russen bei ihm einquartiert seien, die Antwort lautete: nein, doch kämen sie häufig während des Tages zu ihm. Wir mußten gleichwohl dort verweilen. Meine beiden Schnapphähne führten mich sogleich auf den Boden, warfen mir eine Schütte Stroh hin und versicherten mir, ich könne ruhig sein, sie würden Schildwache stehn und unsere Gefährten aufsuchen.

Nach zwei schlaflosen Nächten, hätte ich gern geruhet, es war mir aber nicht möglich und da ich mein Lager sehr hart fand, stand ich auf und lugte durch ein kleines Fenster: 20 Schritte von mir, sah ich zwei Russen, welche ihre Pferde auf der Wiese grasen ließen. Ein Offizier wandelte auf und ab und 100 Schritte weiter, ritt ein Trupp von 6 Kosaken. Dieser unangenehme Anblick jagte mich schnell auf meine Schütte Stroh zurück zum Nachdenken, wie ich mich dieser Blokade entziehn könne: durch die Wirthin des Hauses, die sich zu mir schlich, erfuhr ich, daß die Gefahr mir noch viel näher sei, als ich glaubte: fünf Kosaken waren im Hause selbst, um zu frühstücken. Auf diese Mittheilung blieb ich unbeweglich liegen: während zwei voller Stunden — so lange blieben sie — konnte ich ihre Unterhaltung, die sich auf die Belagerung von Danzig bezog, ganz deutlich hören. Nach ihrer Entfernung kam die Wirthin, welche wahrscheinlich ein Geheimniß in meiner Person ahnete, wieder zu mir und fragte mich, woher ich komme und wer ich sei? Sie bemerkte, sie höre wohl aus meiner Sprache, daß ich nicht aus der Gegend sei und ebenso sehe sie mir an, daß ich kein Bauer sei. Ich ließ sie glauben, was sie wollte. Am Bedenklichsten

war es, daß sie Besorgnisse für ihr Haus aussprach, welches die Russen, wenn sie mich entdeckten, niederbrennen würden: ich fürchtete, sie werde mich nöthigen, das Haus zu verlassen, doch gelang es mir, sie soweit zu beruhigen, daß sie mich in Ruhe ließ.

An diesem Dienstag (den 29.), den ich allein auf dem Boden, getrennt vom General Steenflycht zubrachte, lernte ich eine neue grausame Qual kennen, die darin liegt, wenn man trotzdem, daß man sich zum Handeln völlig kräftig fühlt, nicht handeln kann und mit untergeschlagenen Armen das Unglück, das jeden Augenblick hereinzubrechen droht, abwarten muß.

Die gezwungene Unthätigkeit stimmte mich sehr traurig, doch stießen mir zwei Gedanken auf, die mir zur wahrhaften Beruhigung gereichten. Der erste war, daß mir Gott Steenflycht, den einzigen Mann, der mir von einigem Nutzen hätte sein können, entzogen, damit ich nur auf Ihn mein Vertrauen setze, der andere Gedanke, der mich beschäftigte, war der an einen sichtlichen Beweis der göttlichen Vorsehung. Sie müssen wissen, daß, als wir von Danzig aufbrachen, der französische Gesandte uns 200 Ducaten übergab, 100 an Steenflycht, 100 an mich. Nicht gewöhnt, Geld bei mir zu tragen, ward mir das Gold gleich beim Beginn unserer Reise lästig und ich beschloß, mich dessen zu entledigen und es Steenflycht zur Aufbewahrung zu übergeben. Trotzdem weiß ich nicht, wie es kam, daß ich aufschob, es ihm auszuhändigen und jetzt nach meiner Trennung von ihm, fiel mir ein, in welcher Lage ich gewesen sein würde, wenn ich nicht einen Heller bei mir gehabt hätte. Gott hatte sichtlich für mich Sorge getragen!

Sehr gelangweilt über meine Lage, stieg ich endlich vom Boden herab, um mich mit meinen Führern zu besprechen, die mir versicherten, sie wüßten, daß der General Steenflycht nur eine Viertelstunde von uns entfernt sei und daß er in der nächsten Nacht mit uns an der Weichsel bei der Ueberfahrt zusammentreffen werde, daß auch das Boot schon bereit

liege: da aber der Wind sehr heftig sei, wüßten sie nicht, ob wir die Ueberfahrt würden wagen können, indem uns nur ein kleines Fischerboot zu Gebote stehe. Ich sagte ihnen, daß wir nicht zaudern dürften und daß wir, da uns beim fernern Verweilen an unserm jetzigen Aufenthaltsorte die größte Gefahr drohe, Alles wagen müßten.

Diesen Entschluß gefaßt, setzten wir uns, sobald es etwas zu dunkeln anfing, in den Kahn, den wir nach einer Viertelstunde, als wir an nicht überschwemmtes Land kamen, zurückließen. Wir wanderten eine gute Stunde zu Fuß bis an die Weichsel, meist durch Morast, der uns bis an die Knie ging, wadend. Als wir auf der Landstraße angelangt waren, sagte mir einer der Schnapphähne, ich möchte mit seinem Cameraden warten, er wolle eine Viertelstunde weiter gehn und sehn, ob der Kahn an dem bestimmten Platze sei. Nachdem wir eine gute Stunde gewartet, kehrte er mit der Angabe zurück, er habe den Kahn nicht gefunden, die Russen müßten ihn weggenommen haben.

Was nun thun? Es gab kein anderes Mittel, als umzukehren. Wir gingen eine Stunde weit zurück und kamen endlich in ein Haus, dessen Besitzer ein vernünftiger, thätiger und entschlossener Mann war. Er versprach mir, mich über die Weichsel zu bringen und hat sein Wort gehalten. Er versteckte mich auf dem Boden seines Hauses und ging aus, um einen Kahn zu suchen und einen sichern Ort zur Ueberfahrt auszukundschaften.

Mittwoch, der 30. Juni brach an. Ich konnte keine Ruhe finden, stand am Fenster und sah zu meiner Freude den Anführer meiner Begleitung, der mit General Steenflycht sich von uns verirrt hatte, in das Haus treten. Auf mein Befragen erzählte er, daß, als er in der vorigen Nacht sich nach der verabredeten Stelle am Ufer der Weichsel begeben wollen, sie auf der Landstraße Kosaken begegnet hätten: es sei ihm gelungen, sich zu retten, was aber aus Steenflycht geworden, wüßte er nicht. Ich glaubte ihn verloren! Auch dieses neue

Unglück bekämpfte ich, indem ich mir vergegenwärtigte, daß ich, verlassen wie ich war, aller meiner Geistesgegenwart bedürfe und mich dem Kummer nicht hingeben könne.

Gegen 5 Uhr des Abends kehrte mein Wirth zurück und sagte mir, er habe zwar einen Kahn bei einem Fischer gefunden, bei dem zwei Russen einquartiert seien, allein es sei unmöglich, über die Weichsel zu setzen, da das Ufer voller Russen sei, welche ihre Pferde weideten und nach mir suchten, da man wisse, daß ich die Stadt verlassen: man halte alle Bauern an, die etwa von meinem Alter und Aussehen seien.

Ich mußte fast die Hoffnung aufgeben, zu entkommen: es ward beschlossen, daß wir noch die Nacht und den folgenden Tag in unserm Zufluchtsort verweilen wollten.

Am Donnerstag, den 1. Juli, ward nochmals berathschlagt, ob nicht eine andere Ueberfahrt zu finden sei, welche einige Sicherheit biete. Eine große Flasche Branntewein regelte den Gang unserer Berathungen: der Gesandte hatte sie nebst einer Flasche Ungarwein, die mich, ich kann es wohl sagen, während der 7 Tage meines Herumschweifens allein aufrecht erhalten hat, in unsern Vorrathskorb packen lassen. Um auf den Branntewein zurückzukommen, so mußte ich bei dessen Vertheilung mit großer Umsicht zu Werke gehn: gab ich meinen Führern nur wenig, so waren sie kleinlaut und furchtsam, äußerten nur, daß es unmöglich sei, durchzukommen, daß sie fürchteten, festgenommen und gehangen zu werden: wenn ich die Dosis aber hätte vergrößern wollen, so hätten sie mich mitten durch das feindliche Lager geführt. So schwebte ich immer zwischen zwei sehr unbestimmten Grenzen und die Schwierigkeit ward noch dadurch vergrößert, daß ich mit meinem wenigen Deutsch nur mit großer Mühe mich ihnen verständlich machen konnte.

Um 6 Uhr Abends kehrte unser Hauswirth voller Freude mit der Nachricht zurück, daß alle Kosaken sich entfernt hätten, die Stelle der Ueberfahrt unbesetzt sei und der Kahn meiner am Ufer der Weichsel in der Entfernung einer Stunde

warte. Mit Ungeduld sehnte ich die Dunkelheit herbei: mit ihrem Eintritt setzte ich mich zu Pferde, der Hauswirth bestieg ein anderes und wir verabredeten, daß er vorausreiten, ich 50 Schritt hinter ihm folgen und meine 3 Führer die Nachhut bilden sollten.

Wir mußten durch fürchterliche Morastlöcher, in denen mein Pferd, das sehr schlecht auf den Füßen war, bei jedem Schritt auf die Nase fiel, wir sahen auf allen Seiten die Wachtfeuer der Feinde und mußten der Gräben wegen ganz nahe bei dem Dorfe Heysmarck vorbei, in dem ein starker Wachtposten stand. Hier war es, wo die Feinde ihre Artillerie und Munition, so wie sie anlangte, ausschifften. Nachdem wir eine halbe Stunde glücklich, ohne Jemand zu begegnen, zurückgelegt, bat mich unser Wirth, zu warten, während er untersuchen wolle, ob die Gegend, die er als die gefährlichste bezeichnete, frei sei. Ich wartete nicht lange, er kam höchst bestürzt mit der Nachricht zurück, daß die Strecke voller Russen sei, die ihn selbst befragt hätten und daß er sich nur durch die Ausrede gerettet, daß er Lebensmittel ins Lager gebracht und seine Pferde, die er auf der Weide verloren, suche. Bei dieser Mittheilung bemächtigte sich meiner Begleiter eine panische Furcht und sie waren sofort einig, wir müßten umkehren. Da dies offenbar das Gefährlichste war, erklärte ich, ich würde es nicht thun, wir wollten uns mit Knitteln bewaffnen, um die Kosaken, wenn sie nicht stärker als wir wären, niederzuschlagen, wären sie zu zahlreich, so brauchten wir nur den von unserm Wirth eingeschlagenen Ausweg zu ergreifen und angeben, wir suchten Pferde, die sich verlaufen. Mein Vorschlag fand aber keinen Anklang; endlich ergriff der Wirth das Wort und sagte, wir sollten warten, er wolle nochmals auf Entdeckung ausgehn und ausspähen, ob wir nicht rechts oder links uns vorbeischleichen könnten. Während er fortging und wir auf dem Bauche lagen, waren meine drei Schufte im Begriff, mich zu verlassen, indem sie wiederholt sagten, sie hätten keine Lust, sich aufhängen zu lassen. Ich

bat nur, daß sie die Rückkehr des Wirthes abwarten möchten: sie verstanden sich dazu: der Wirth kam bald zurück mit der unerwarteten, frohen Nachricht, daß die Kosaken sich entfernt, die Ueberfahrt in diesem Augenblick frei sei. Sogleich setzte ich mich zu Pferde, während meine 3 Begleiter mir in der Ferne in der entschiedenen Absicht folgten, sogleich zu fliehen, wenn mir oder dem Wirthe etwas zustoße. Wir legten bald die halbe Stunde, die uns von der Landstraße trennte, zurück und bemerkten auf ihr einen kleinen russischen Wagen mit 3 Personen. Wir versteckten uns hinter Bäumen und wurden nicht bemerkt. Hundert Schritte weiter, ließen wir unsere Pferde zurück und gingen eine Viertelstunde weit zu Fuße. Hier hieß der Wirth mich am Ufer der Weichsel im Gebüsch verstecken: bald sah ich ihn mit dem Kahne kommen: in demselben Augenblick stießen meine 3 Führer zu uns. Wir schifften uns ein und kamen durch sichtliche Gnade Gottes unbemerkt über die Weichsel.

Glücklicher Weise fanden wir am andern Ufer ein großes Dorf, in welchem wir am Freitag, den 2. Juli mit Tagesanbruch eintrafen. Ich wünschte natürlich sogleich Pferde zu bekommen, um meine Reise fortzusetzen, allein dies war unmöglich. Meine Begleiter, die sich nun in voller Sicherheit glaubten, gingen in ein Haus, legten sich trotz meiner Bitten nieder und versanken in tiefen Schlaf. Mir blieb nichts übrig als Wache zu halten, indem ich um das Haus herumging. Endlich, als meine Geduld erschöpft war, trat ich in das Zimmer und weckte, so sanft ich es vermochte, einen meiner Begleiter, um ihn mit aller denkbaren Freundlichkeit zu bereden, Pferde zu miethen. Er entschloß sich: nach zwei Stunden kam er total betrunken mit einem Mann zurück, der uns einen Wagen mit zwei Pferden unter der Bedingung vermiethen wollte, daß ich den Werth deponire, damit er, wenn uns die Kosaken beraubten, seiner Bezahlung sicher sei. Da sich weiter nichts thun ließ und die Zeit drängte, kaufte ich Wagen und Pferde um den von ihm geforderten Preis

von 25 Ducaten. Während der Verhandlung darüber versammelte sich eine Menge Volks um uns: in Gegenwart Aller fing der betrunkene Kerl an, sich über seine Verdienste zu verbreiten, indem er äußerte, er werde kein Narr sein und wolle wissen, wieviel er auf seinen Theil erhalten werde, da er sich der Gefahr, gehängt zu werden, ausgesetzt habe, um mich zu geleiten. Unser Anführer fing nun an, sich mit ihm zu streiten, sagte ihm, er sei ein Elender, jetzt sei es nicht Zeit davon zu reden, er habe ebenso viel gethan wie er, mache aber jetzt keine Ansprüche. Dieser Streit, der immer heftiger ward, verrieth den um uns Versammelten, daß ich ein Mann von Bedeutung sein müsse, so daß alle mich aufmerksam betrachteten. Ich bemühte mich, so gut ich konnte, den Streit beizulegen und hätte am liebsten den Betrunkenen zurückgelassen, wenn ich nicht hätte besorgen müssen, daß er in dem Zustande, in dem er sich befand, mich noch vollends verrathen werde. Ich mußte ihn also in den Wagen packen, ihn halten, oder richtiger gesagt, auf den Rücken nehmen, damit er nur nicht den Hals breche. Unser Anführer setzte sich auf den Bock, um zu fahren: der Dritte, der mir noch als der vernünftigste erschienen war, blieb zurück, um dem Gesandten zu melden, daß ich glücklich über die Weichsel gekommen sei. Endlich um Mittag konnten wir weiter fahren, wagten aber nicht, nach dem Wege zu fragen, um nicht, wenn wir verfolgt würden, unsere Spur zu verrathen. Ich richtete mich, da mir die Gegend nicht unbekannt war, nach der Landkarte und da wir die Nogat passiren mußten, fuhren wir nach der Stelle, wo sie sich von der Weichsel trennt, indem wir Marienburg, wo eine feindliche Garnison lag, zur Linken ließen. Wir kamen durch wenigstens zwanzig Dörfer, die von den Sachsen oder Russen besetzt waren, ohne daß uns Jemand befragt hätte.

Nachdem wir vier Stunden rasch gefahren waren, konnten unsere Pferde nicht weiter, wir mußten ihnen, zumal es sehr heiß war, einige Ruhe gönnen. Aber wo anhalten, da überall Feinde lagerten? Die Vorsehung bot uns Hülfe.

Wir bemerkten ein Haus etwa 100 Schritte von der Straße entfernt, in dem keine menschliche Seele war. Hier verweilten wir und setzten nach der nöthigen Rast unsere Reise fort. Abends 8 Uhr gelangten wir an eine Schenke am Ufer der Weichsel. Wir fanden ein altes Fischerboot am Ufer liegen und meine Begleiter, in der Meinung, die Nogat sei vor uns, wollten in dem halbverfaulten Kahn übersetzen. Glücklicher Weise fragte ich einen Vorübergehenden, ob es die Nogat sei und erfuhr, daß der Fluß die Weichsel, die Nogat anderthalb Stunden weiter entfernt sei. Ohne diese Berichtigung wären wir verloren gewesen. Wir eröffneten nun dem Wirth in der Schenke, wir seien Fleischer aus Marienburg und wollten über die Nogat setzen, um Vieh zu kaufen. Er versicherte, dies sei unmöglich, weil alle Kähne bis auf die kleinsten herab, weggenommen und nach Marienburg gebracht seien, um den Uebergang der Polen, welche auf dem andern Ufer der Nogat streiften, zu verhindern. Wir sahen uns genöthigt, da unsere Pferde nicht weiter konnten, die Nacht in einer Scheune zuzubringen. Bei Tagesanbruch ward wieder berathschlagt und meine Begleiter waren der Meinung, es gebe kein anderes Mittel, als das, über die Brücke zu Marienburg zu gehn. Ich mochte ihnen vorstellen, soviel ich wollte, daß dort Garnison liege, die uns unfehlbar festhalten werde, sie nahmen keine Vernunft an und drohten, mich zu verlassen, wenn ich ihnen nicht nachgäbe. Endlich bestimmte ich sie wenigstens dazu, daß wir bis an die Nogat gehn wollten, erst wenn wir da kein Mittel zum Uebersetzen fänden, sollte der Weg über Marienburg eingeschlagen werden. Wir fuhren also auf einem abscheulichen Wege weiter bis in ein kleines Dorf. Als ich vorschlug, hier Erkundigung einzuziehn, widersprachen meine beiden Begleiter, die mich immer meistern wollten, erklärten dies für gefährlich und für unnöthig, da wir ja schon wüßten, daß es unmöglich sei, anders als in Marienburg über die Nogat zu kommen. Endlich bewog ich den Einen, in ein Haus zu gehn, um zu fragen, es traf sich

aber zu meinem großen Glück, daß die Bewohner nur polnisch sprachen und daß er sich mit ihnen nicht verständigen konnte. Ich stieg daher vom Wagen, um mit den Leuten zu reden: meine Begleiter widersetzten sich dem, weil sie fürchteten, ich möchte mich durch die Sprache verrathen: bei dem Streite hierüber verließen sie den Wagen und erklärten mir geradezu, sie würden davongehn, indem sie wiederholten, sie hätten keine Lust, gehangen zu werden. Da ich ihre Unverschämtheit und Albernheit nicht länger zu ertragen vermochte, erklärte ich mich damit ganz einverstanden. Ich betrat das Haus und eröffnete in höflichen Worten der Wirthin, daß ich über die Nogat zu setzen wünsche, um Vieh zu kaufen. Sie antwortete mir, es sei kein einziger Kahn auf dem Flusse und sie selbst habe Vieh zu verkaufen. Als ich ihr versicherte, ich werde auf dem Rückwege es ihr abnehmen, sie würde mich aber sehr verpflichten, wenn sie mir Gelegenheit zum Uebersetzen verschaffe, sagte die gute Frau, ich sehe wohl, ihr seid ein guter Mann, ich gebe euch meinen Sohn mit, der euch führen wird; eine Viertelstunde von hier wohnt am andern Ufer einer unserer Freunde, ein Fischer, der einen kleinen Fischerkahn versteckt hat; auf ein gegebenes Zeichen wird er herüberkommen und euch abholen. Ich dankte der guten Frau herzlich und setzte mich mit ihrem Sohne in den Wagen. Als meine beiden Schufte mich mit zuversichtlicher Miene und begleitet von einem Führer erscheinen sahen, kamen sie herbei, um den Wagen ebenfalls zu besteigen und da es nicht an der Zeit war, Vorwürfe zu machen, sagte ich kein Wort. Wir gelangten nach einer Viertelstunde an das Ufer der Nogat, wo in der That auf ein vom Sohne meiner Wirthin gegebenes Zeichen, der Fischer aus seiner Hütte kam und seinen Kahn ins Wasser schleppte. Sowie der Kahn an das Ufer stieß, bestieg ich ihn mit einem meiner beiden Führer und befahl dem andern mit dem Wagen, den ich nicht über das Wasser bringen konnte, der Rückkehr seines Cameraden, den ich noch an demselben Tage zurücksenden wollte, zu warten.

Auf diese Weise kam ich mit Gottes Hülfe über die Nogat und fand zu meinem Glücke in dem kleinen Dorfe Bialagora am jenseitigen Ufer einen kleinen Wagen mit zwei Pferden, der mich Sonnabend, den 3. Juli, nach Marienwerder brachte.

Nachdem ich meinen Führer mit einigen Zeilen an den Gesandten entlassen und endlich in dem Gasthofe allein war, suchte ich nach den unglaublichen körperlichen Strapatzen für meinen Körper Ruhe, die ich für mein Gemüth nicht finden konnte.

Den Tag nach meiner Ankunft in Marienwerder hatte ich die frohe Ueberraschung, meinen treuen Gefährten, den General Steenflycht, wiederzufinden, der mir zum wahren Troste gereicht."*

Ueber den traurigen Aufzug, in dem der Flüchtling in Marienwerder ankam, erzählt ein Brief von dort d. d. 3. Juli 1734 Folgendes:

„Ich berichte mit bestürzter Feder, wie daß der liebe und alte Greis Rex Stanislaus, heute um ¾ auf 12 Uhr Mittags in armer und elender Equipage und Gestalt bei uns angekommen. Sein Fuhrwerk war ein Bauerwagen, das Polster ein Bund Stroh, das Gespann ein Paar schlechte Pferde, darauf der Kutscher, ein elender zerlumpter Junge, saß. Des liebsten Herrn Kleidung war ein grauer Rock und große lederne Pumphosen, ein Paar geflickte Stiefeln. Zur größten

* Stanislaus war, wie wir gesehn, nicht sehr schnell vorwärts gekommen: gleiches Schicksal theilte aber, ziemlich gleichzeitig, mit ihm sein Gegner, König Friedrich August, der in fünf Tagen nur 1½ Meilen in Polen zurückzulegen vermochte. Der Cabinetsminister Graf v. Sulkowski schrieb deshalb in einem eigenhändigen Briefe an den Kammerherrn von Erdmannsdorf d. d. Skata, den 7. März 1734: „En pleine marche depuis cinque jours, pour faire trois lieues de Cracovie jusqu'ici, je vous dirai que les bagages, tout petit qu'il devoit etre, nous fait enrager, car nous n'avons recue les derniers chariots que ce soir, tous quasi brisés et cassés et beaucoup de chevaux crevés et estropiés d'une facon qu'on ne peut pas s'en servir plus-outre."

Fatalität bei solchem Aufzug, mußte der Kutscher in das vornehmste Wirthshaus, der Hauptwache gegenüber, einkehren, da ihn gleich einige Soldaten erkannten, die in Warschau unter dem Prebendowskischen Regiment gewesen. Er hat zwar beim Absteigen, da ihn ein Rittmeister von der Garnison bewillkommt, plattdeutsch, als bäurisch, reden wollen, es hat aber nicht geklappt. Da unser Oberster, Rochau, abwesend, so hat ihm der Oberstleutnant Mayer* die Visite gegeben, welchen Stanislaus embrassiret und dem König dabei die Thränen in die Augen getreten. Er hat sogleich zum Postmeister geschickt und fragen lassen, wann die Post abginge, da er nun zur Antwort erhalten, daß solches erst morgen Nachmittag geschehe, so däuchte ihm dieses zu lang zu sein und bat sich eine Estafette aus, ich weiß aber nicht wohin. Den Augenblick ist der Oberstleutnant wieder bei ihm, sie haben einen Schneider kommen lassen, daß er ihm ein deutsches Kleid verfertige, wozu der Oberstleutnant das Geld auslegen will. Der holdselige Herr hat auch ein ganz grobes bäurisches Hemde angehabt, das so schwarz, wie die Erde, welches mir der Wirth, der ihm eins von den seinigen gegeben, gesagt hat. Der König hat keine Schildwache verlangt, sondern sich nur einen Soldaten zur Aufwartung ausgebeten, denn er keine Menschenseele bei sich hat. Die Flucht aus Danzig ist auf einem Boot geschehn. So viel hat man von seinem Kutscher erfahren, daß dieser Bauer zu Wasser bis Picktow, nebst noch einem Schupper gekommen, da er sich dann vor Geld von seinem Wirth ein so sanftes Fuhrwerk ausgebeten hat. Es sind hier wohl 20 Menschen, welche das redliche graue Haupt in Danzig gesehn und also nur allzuwahr, daß er es selbsten ist."

Es war die höchste Zeit gewesen, daß Leszczynski Danzig

---

* Ein anderes Schreiben erzählt, Leszczynski habe sich gegen diesen durch den heiligen Geistorden, den er auf seiner Flucht auf dem bloßen Leibe getragen, legitimirt.

verlassen, denn am 30. Juni ward die Stadt übergeben. Die Eroberer hatten gehofft, den König selbst dort zu finden, mußten sich aber mit dem französischen Gesandten, Marquis de Monti, begnügen, den sie gefangen nahmen; weitläuftige diplomatische Verhandlungen waren Folge davon. Seine Gefangenschaft und später seine Befreiung, theilte sein Liebling, ein großer Cyperkater, den er an einer Kette wie einen Hund hielt. Als der Marquis im April 1736 auf der Rückreise nach Frankreich durch Stettin kam, lockte der Anblick des auf des Gesandten Schooß im Wagen sitzenden ernsten Katers eine Menge Menschen herbei. Ein satyrischer Schuster bot dem Marquis während des Wechselns der Pferde, ein Paar hohe Wasserstiefeln an, „comme étant de fort bon usage en pareille compagnie," was aber Se. Excellenz sehr übel nahmen.

Die Staffette, welche der von uns mitgetheilte Brief aus Marienwerder erwähnt, trug ein Schreiben Leszczynski's an den französischen Gesandten zu Berlin, Marquis de la Chetardie, welchem ein anderes an den König von Preußen einlag, in dem Leszczynski um dessen Schutz bat. Der König war gerade auf einer Reise zur kaiserlichen Armee, die unter dem Prinzen Eugen von Savoyen im Felde gegen die Franzosen stand, begriffen. Der Marquis de la Chetardie übergab daher das Schreiben an den König den Ministern, indem er sich dringend dafür verwendete, man möge Leszczynski in Sicherheit bringen: „dut on le faire garder même comme une espèce de prisonnier." Auf der andern Seite erklärte der russische Gesandte, sein Hof werde jede Unterstützung des Flüchtlings als „une rupture ouverte" betrachten. Sachsen wünschte die Auslieferung Leszczynski's und man hätte es gern gesehn, wenn man von Seiten der Russen Gewalt gebraucht hätte. Der Graf von Manteuffel (der frühere sächsische Cabinetsminister, der damals in Berlin lebte) schrieb am 7. Juli 1734 an den, das sächsische Corps in Polen commandirenden, Herzog von Sachsen-Weißenfels: Graf von

Münnich (welcher die Russen commandirte) habe sehr wohl gethan, demjenigen, der ihm „le dit oiseau“ überliefere, 20,000 Rubel zu versprechen, er für seine Person würde noch 10mal mehr geboten haben, denn Münnichs Feinde würden ihm jedenfalls das Gelingen der Flucht beimessen. „Il n'avait,“ fährt Manteuffel fort, „qu'un parti à prendre, il falloit laisser Votre Altesse Serin. avec son corps de troupes près de Danzig, marcher avec toute la cavalerie Russienne droit à Marienwerder, se mettre aux trousses de l'evadé, le poursuivre partout ou il serait allé, fut ce même jusque dans le chateau de Königsberg et tacher de le prendre mort ou vif, on en eut crié ici, comme des aigles, mais il n'eut été ny plus ny moins et le Patron luymême, (der König von Preußen), j'en repondrais corps pour corps, se seroit contenté de l'excuse, qu'on lui auroit faite après coup“ etc. Man dachte auch daran, den König von Preußen an seiner schwachen Seite zu fassen, ihm das sächsische Rutowskische Riesenbataillon, oder wenigstens einen Theil desselben, als Tauschmittel für Leszczynski anzubieten. Eine Andeutung hierüber ging vom Fürsten von Anhalt-Dessau (dem alten Dessauer) aus und der Minister Graf von Brühl war auch, als ihm der Generalmajor von Löwendal dies aus Weinheim durch den als Courier abgesendeten Capitain Lettau meldete, geneigt, dem König Friedrich August II. diesen Vorschlag zu machen: er setzte sich deshalb mit dem Cabinetsminister, Grafen von Sulkowski, in Correspondenz, der aber das Opfer als ein ungeheueres betrachtete und wenigstens die Modification beantragte, daß man sich eine dereinstige Rückgabe der Riesen vorbehalte: wehklagend fügte er in seinem Briefe bei: „je prévois fort bien, que le bataillon de grands grenadiers sera obligé de payer le violon.“ Immittelst war aber der günstige Zeitpunct zu einem solchen Anerbieten verflossen und der Feldmarschall Graf von Seckendorf,* welcher als Mittelsperson

* Dieser konnte gar nicht begreifen, warum man sächsischer Seits „so

dabei dienen sollte, rieth selbst davon ab. Wir haben wenigstens keine Nachweisung in unsern Acten gefunden, daß der Vorschlag, wie Förster erzählt,* geschehn oder wie Stenzel** behauptet, einige lange Soldaten von jenem Bataillon damals wirklich verabfolgt worden seien.

Die preußischen Minister hatten Leszczynski's Schreiben dem König von Preußen nachgesendet, indem sie zugleich, wie Graf von Manteuffel nach Dresden meldete, sich dafür verwendeten, daß dem Flüchtigen Schutz möge gewährt werden. Der Courier traf den König in Eisenach an: dieser las das Schreiben und den Bericht seiner Minister, ohne ein Wort zu sagen und setzte, ohne Antwort nach Berlin zu geben, seine Reise fort. Wochen vergingen, nach Berlin gelangte, trotz des Erinnerns der Minister, keine königliche Entschließung darüber, was mit Leszczynski werden solle, die Minister geriethen bei den im verschiedensten Sinne an sie gestellten Anträgen in die größte Verlegenheit; Manteuffel schrieb deshalb dem Grafen von Brühl: „comme Sa Majesté Prussienne est souvent susceptible de sentimens de tendresse et de compassion et accoutumé à prendre des resolutions dans les premiers mouvemens de ses passions, il se pourroit facilement, qu'Elle eut deja pris son parti." Erst gegen das Ende des Monats Juli erfuhr man in Berlin, daß der König, ohne seinen Ministern auch nur den Empfang ihres Berichts zu notificiren, direct an den in Preußen commandirenden General von Katte den Befehl ergehn lassen, Leszczynski zu schützen und nöthigenfalls die Truppen zu diesem Zwecke zusammen zu ziehn. Bei der Abreise aus dem

---

sparsam mit großen Kerls sei," er bemerkte dem Grafen von Manteuffel, er habe nicht geglaubt, „que nous (die Sachsen) fussions attaqués de la même maladie, que le Roi de Prusse et que nous fassions serieusement autant de cas que lui, de grands hommes."

* Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Th. II. S. 125, 126, 134.

** Geschichte des preußischen Staates, Band 3, S. 664.

kaiserlichen Feldlager sagte der König von Preußen zum Prinzen Eugen, Stanislaus sei in seinem Lande in seiner Gewalt, er habe befohlen ihn festzuhalten und gebe sein Wort, ihn noch 4 Wochen zu behalten, damit der Kaiser immittelst seinen Wunsch eröffnen lassen könne, was mit ihm geschehn solle, der Prinz möge dies dem Kaiser melden. So lauteten die Mittheilungen des Fürsten von Anhalt-Dessau und des Herzogs von Würtemberg, welche bei jener Aeußerung zugegen waren. Auch der Feldmarschall Graf von Seckendorf schrieb, der König habe versichert: „qu'il ne retenoit et retiendroit Stanislas, que pour procurer à S. M. Imp. des conditions d'autant plus avantageuses à la paix future."

Leszczynski blieb nicht lange in Marienwerder: verkleidet, in preußischer Uniform,* reiste er nach Riesenburg, wo er drei Tage verweilte. Von hier aus begleitete ihn der Oberstleutnant von Rappe ein Stück Wegs, nach dreistündiger Fahrt aber bestieg der Flüchtling einen andern Wagen, in dem der Amtsrath und Amtmann von Marienwerder seiner harrte: dieser führte ihn in das Amthaus zu Liebemühle, wo Leszczynski einige Tage im Geheimen verblieb. Der Cornet Eggerland geleitete ihn sodann nach Angerburg, wo er am 25. Juli eingetroffen, auf dem Schlosse verborgen ward. Von Haus zu Haus ward der Befehl ertheilt, „nicht das Geringste von Leszczynski's Anwesenheit zu erwähnen, da es nur ein falsches Gerücht sei." Man hatte die Vorkehrungen gut getroffen und eine Zeitlang war Leszczynski's Spur seinen Feinden verloren: man verbreitete das Gerücht, er sei von Riesenburg nach Thorn gegangen. Der Herzog von Sachsen-Weißenfels sendete den Rittmeister von Donis vom Venedigerschen Cuirassierregiment auf Kundschaft aus: nach mancherlei Irrfahrten gelangte dieser nach Angerburg, es

* Förster: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen Th. II. S. 131.

ward ihm aber, als er sich bei dem commandirenden Obersten v. Bock meldete, die Erlaubniß zu längerem Verweilen verweigert: der Oberst stellte zugleich Leszczynski's Anwesenheit in Abrede. Donis schöpfte zwar Verdacht, zumal er eine Menge Polen in Angerburg wahrnahm, konnte sich aber keine bestimmte Ueberzeugung verschaffen, da ihn auf Befehl des Obersten ein Offizier bis zu seiner Abreise unausgesetzt begleitete. Nach dem Mißglücken dieses Versuches, schickte der Herzog hierauf den Wachtmeister Weinland zur Beobachtung in die Gegend von Angerburg, mit der Instruction, er solle eine verabredete Notiz geben, wenn Leszczynski sich entferne. Als der Wachtmeister am 8. August 1734 am Orte seiner Bestimmung eintraf, hatte aber Leszczynski bereits am 6. d. M. Angerburg verlassen und seine Reise unter militairischer Escorte nach Königsberg fortgesetzt. Auch dort suchte man anfänglich seinen Aufenthalt zu verbergen: Stanislaus bezog im Schlosse zuerst nur zwei ärmlich meublirte Zimmer über der Wohnung des Generalleutnants von Katte, der ihn aus seiner Küche speiste, wofür der König von Preußen, wie unsere Quelle angibt, monatlich 150 Thlr. aussetzte:* kein Fremder ward bei ihm vorgelassen. In Königsberg verlautete aber das Geheimniß schon nach wenigen Wochen: das tragische Geschick des ehrwürdigen Greises, der nach einem, seinem Vaterlande gewidmeten Leben voll Kampf und Sorgen, seine letzte Hoffnung scheitern, jetzt am Abend seines Lebens, dem heimathlichen Heerd abermals und für immer den Rücken zu kehren, sich genöthigt sah, mußte wohl bei jedem

* Förster a. a. O. Th. II. S. 135 gibt an, der König von Preußen habe Stanislaus in Königsberg monatlich 300 Thlr. gezahlt: dies mag später geschehen sein, als er aus seinem Incognito hervorgetreten war. Ein Brief vom März 1735 meldet uns, daß Mittwochs und Sonnabends auf dem Schlosse bei Stanislaus regelmäßig Cour stattfinde, die sehr zahlreich besucht werde. „General Katte," heißt es in dem Briefe, „hat dabei die Wirthschaft und bei Caffee und Chocolade bringt man die Zeit meist mit Kartenspiel zu."

Theilnahme erregen, um wie viel mehr bei der leicht sich begeisternden Jugend: es kamen daher Stanislaus lebhafte Sympathien der Einwohner Königsbergs, insbesondere der Studierenden entgegen, die sich u. a. dadurch geltend machten, daß man Bänder und Ringe mit den Worten „Vive le Roi Stanislas" trug. Diese Theilnahme ward noch lebhafter, als sich im Januar 1735 das Gerücht verbreitete, es habe ein Mordanschlag gegen Leszczynski stattgefunden: was wir darüber lesen, beschränkt sich auf die Mittheilung, daß zwei Unbekannte in der Uniform des polnischen Regiments Bachoir im Schlosse zu Königsberg erschienen und um eine geheime Audienz bei ihrem frühern Feldherrn baten, die ihnen verweigert ward: man wollte Dolche bei ihnen wahrgenommen haben. Indessen, wenn auch etwas an diesem Gerüchte gewesen, so wagte doch Niemand Sachsen dabei in das Spiel zu ziehn und wie wenig selbst der immittelst an die Spitze der Regierung gelangte Graf von Brühl solchen Mordplänen seinen Beifall schenkte, beweist der Umstand, daß er im Januar 1735 dem Grafen von Manteuffel meldete, der König habe befohlen, „de faire encoffrer deux personnes, qui avoient proposé differemment, d'assassiner et d'empoisonner Stanislas et ses principaux adherens." Auch der Graf von Manteuffel schrieb in einem Briefe an den Syndicus von Rosenberg: „quand tout le conte seroit vrai en toutes ses circonstances, la chose doit avoir été projettée absolument à l'insu du Roi, ce Prince aiant de pareilles entreprises naturellement en horreur." Indessen war man seitdem in Königsberg noch vorsichtiger, weshalb der vormals sächsische Oberst de la Serre eine unangenehme Erfahrung machte: nachdem er den sächsischen Dienst verlassen, hatte er durch Verwendung des russischen Feldmarschalls Grafen von Münnich in Petersburg eine Anstellung gefunden: ein alter Bekannter Leszczynski's wollte er, als er am 24. März 1735 auf einer Reise Königsberg berührte, diesen aufsuchen. Ohne vorherige besondere Anmeldung betrat er

dessen Vorzimmer; da er sich als russischen Kammerherrn bezeichnete, vermeinten die Anwesenden, er hege einen Anschlag gegen Stanislaus. Der sofort benachrichtigte Generalleutnant von Katte ließ de la Serre arretiren und erst nach mehrwöchentlicher Haft ward er in Pillau, wohin er gebracht worden, entlassen. Allmälig sammelten sich in Königsberg eine große Menge flüchtiger vornehmer Polen von Leszczynski's Partei: in ihrer Begleitung fuhr er öfters aus, hätte aber bei einer solchen Gelegenheit, am 15. Juli 1735, beinahe sein Leben eingebüßt. Die Pferde vor dem Wagen, in dem Stanislaus mit 3 Magnaten saß, gingen durch, brausten durch die französische Gasse, und hatten den Wagen schon einem Abgrund ganz nahe geführt, als noch im gefährlichsten Augenblick ein schwedischer Unteroffizier herzusprang und mit riesenmäßiger Kraft und eigner Lebensgefahr die Rosse aufhielt. Zu derselben Zeit tauchte das Gerücht auf, daß die Russen eine gewaltsame Entführung Leszczynski's vorbereiteten und daß deshalb Truppen an der preußischen Grenze zusammengezogen würden: man erzählte sich, Graf von Münnich habe in Warschau bei Tafel getrunken, „à la santé d'une heureuse attaque de Königsberg.“ Der König von Preußen ließ auf diese Gerüchte hin, durch den General von Bork dem russischen Gesandten zu Berlin, Baron von Brakel, eröffnen, daß, wenn ein solcher Friedensbruch stattfinden sollte, „der König auf seine Indemnisirung in der sächsischen Nachbarschaft bedacht sein und um so leichter dazu werde gelangen können, als er in Berlin ein ziemliches Corps Truppen beisammen habe.“ Baron von Brakel bezeichnete natürlich jene Angaben als verläumderische und versicherte, die russischen Truppen seien nur „gegen Räuber und Wildschützen zusammengezogen.“ Mochte Stanislaus in Königsberg von den Russen jetzt nichts zu befürchten haben, so bedrängten ihn doch andere Sorgen. Er selbst hatte nur geringe Mittel, die Mehrzahl der Flüchtlinge aber, die ihm gefolgt waren, meistens gar nichts gerettet, ihr Credit in

Königsberg aber war bald erschöpft.* Aus Paris kamen schlechte Verse z. B.

„Que n'êtes vous plûs jeune et gras,
Roi Stanislas,
Et mieux fait pour le mariage,
La Czarienne ne ferait pas
Contre vous tant de fracas,
Et le monde en serait plus sage,"

aber nur wenig Rimessen, es entstand daher bald bittere Noth unter den Polen, welche ihre Erbitterung gegen Frankreich, von dem sie vergeblich die kräftigste Unterstützung erwartet, so steigerte, daß sie sich „allesammt eidlich obligirten, in ihren Testamenten ihren Kindern und Kindes Kindern einzuprägen, sich niemals mehr mit den Franzosen einzulassen,"** ein Rath, dessen Befolgung allerdings Polen auch später viel Unheil, viel edles Blut erspart haben würde.

Trotz der Bedrängnisse, in welchen die polnische Emi-

* Stanislaus konnte selbst in Königsberg nicht mehr als 30,000 fl. aufborgen.

** Aehnliche Erfahrungen, wie weit auf die Franzosen zu bauen, haben bekanntlich früher und später auch Andere als die Polen gemacht: so finden wir u. a. in einer gesandtschaftlichen Depesche vom 7. April 1703 folgende Stelle: „Ich habe gestern bei einem gewissen Freunde einen intercipirten Brief gesehn, welchen der Churfürst von Cöln an seine Frau Schwester des Groß-Prinzens von Florenz Gemahlin geschrieben, darin der Churfürst seinen gegenwärtigen statum sehr lamentable erzählt. Er meldet unter andern, daß die von Frankreich zu seinem bessern Unterhalt monatlich accordirten 4000 Thlr. schon verschiedene Male außenblieben und Er keinen Heller, ja fast das Brod nicht im Hause habe, dannenhero Er weil Er Ihm Selbst das Essen nicht zu verschaffen vermocht, schon dreimal bei andern sich ansagen und also speisen lassen müssen. Wenn Er nun von Frankreich Geld verlangte und sich beklagte, so würde Ihm diese Antwort: le Roi a des grandes dépenses sur les bras, ainsi qu'il a besoin de beaucoup d'argent, c'est pour cela que maintenant, il ena à faire pour lui même. Es gedenkt gedachter Churfürst auch, das wäre sein Dank, daß Er den beiden Kronen Frankreich und Spanien zu Liebe, über 300,000 Patagons aufgewendet." Patagon ist eine portugiessische Münze, im Werthe von 21 ggr. 1 pf. preuß. Cour. Gerhardt, Tafeln zur genauern Kenntniß aller 2c. Gold- und Silbermünzen S. 101.

gration sich in Königsberg befand, konnte es aber der Woiwode, Graf Czapski, doch nicht unterlassen, am Namenstage Leszczynski's, im Mai 1735, ein glänzendes Fest zu geben, das über 5000 Thlr. kostete.

Stanislaus hatte übrigens auch nach seiner Flucht sich bemüht, in Verbindung mit seinen Anhängern in Polen zu bleiben, und es lag dem sächsischen Ministerium sehr am Herzen, die Canäle, deren er sich dabei bediente, zu ermitteln.* Geheime Erörterungen hierüber führten hauptsächlich auf Frauen, welche mit großem Geschick die Correspondenzen beförderten: von der Einen, die allen Nachstellungen entging, lautete die Beschreibung also: „une femme polonaise, marquée de la petite vérole, habillée en bleu, faisant la folle, mais ne manquant pas d'esprit.“ Von einer andern, Namens Baucher, schreibt der Graf von Brühl: „cette fille tirant pension de St., ne se contente pas d'écrire à lui, mais se fait quasi un devoir, de répandre dans le public tout ce qu'elle croit lui pouvoir être en aucune manière avantageux, dut elle l'inventer. Elle a même poussé son ridicule attachement si loin, qu'elle s'est mise en tete de pouvoir jouer le role de son ministre en Hollande.“

Sehr sanguinische Hoffnungen bauten die Anhänger Leszczynski's auf ein Zusammentreffen desselben mit dem Kronprinzen von Preußen, Friedrich (II.), der im Herbste 1735 Preußen bereiste. Hatte der Prinz doch, wie man wußte, sich zu des vertriebenen Königs Gunsten lebhaft ausgesprochen, ja, einst bei Tafel gesagt, „que Stanislas méri-

* Wenn man einen solchen geheimen Vermittler erwischte, so verfuhr man nicht gerade sehr säuberlich mit ihm. Der Cabinetsminister Graf von Sulkowski schrieb einst in einem eigenhändigen Briefe: „la mauvaise engence Z. après lui avoir oté toutte, dont il pourroit se faire mal, il faut le mettre dans quelque prison et le faire du moient (moins) une fois par semaine bien fouetter et ne lui donné que du pain et de l'eau pour sa nourriture jusqu'à un nouvel ordre.“

tait pas seulement une, mais trois couronnes," trug er doch, wie man versicherte, selbst einen Ring mit den Worten: „vive le R. St.," hatte er doch dem Gerücht zu Folge, eine große Summe von einem reichen Franzosen geborgt, um sie Stanislaus zu senden. Zu Anfang des Monats October 1735 traf Friedrich in Begleitung des Oberstleutnant von Bredow und Leutnant von Buddenbrock, in Königsberg ein, es vergingen aber mehrere Tage, ehe er Leszczynszi sprach, da man ihrem Zusammentreffen den Anschein des Zufälligen geben wollte. Ein Diner bei der verwittweten Herzogin von Holstein bot endlich am 10. October dazu die erste Gelegenheit: es folgten hierauf mehrere längere Unterredungen Beider und beim Abschied vor der Abreise war der Kronprinz „sehr tendre und sonst recht vergnügt." So günstig auch Friedrichs Meinung von Leszczynski selbst gewesen sein mag, so erstreckte sich dies doch nicht auf alle Anhänger desselben: dies belegt ein Witzwort des Kronprinzen, das blutige Folgen haben sollte. Während Friedrichs Aufenthalt in Königsberg ward daselbst ein Thiergefecht gehalten, bei dem ein Bär gegen einen Auerochsen kämpfen sollte. Der Bär vertheidigte sich aber gegen den stürmischen Angriff seines Gegners sehr schlecht und ward von den Hörnern desselben übel zugerichtet. Friedrich bemerkte dabei, „der Bär hätte gut zu einem polnischen General gepaßt." Jedenfalls hat Friedrich manches geistreichere Wort gesprochen: hätte ein Anderer diesen Scherz gemacht, er würde unbeachtet verhallt sein. Wie es aber bei großen Herren zu jeder Zeit der Fall gewesen, ward das Wort von den Umgebungen aufgefaßt und bewundert. Unbedachter Weise erzählten preußische Offiziere Friedrichs Rede in einem Gasthause in Gegenwart mehrerer Polen: diese fühlten sich beleidigt, es entstand Streit, man zog die Degen und es wurden beiderseits Mehrere gefährlich verwundet.

Die aus der Geschichte bekannten Verhandlungen über die polnischen Angelegenheiten nahmen immittelst ihren Lauf und hatten das Ergebniß, daß Stanislaus zu Königsberg

unter dem 27. Januar 1736 auf die Krone Polens verzichtete, in deren Besitz Friedrich August II. trat. Die Mehrzahl der Anhänger Leszczynski's hatte sich bereits unterworfen und den deshalb erforderten Revers unterzeichnet, andere weigerten sich aber dessen, und als ihnen Stanislaus durch den Referendar Saluski Mittheilungen eröffnen lassen wollte, weigerten sie sich ihn anzuhören und drohten ihn zum Fenster hinauszuwerfen, faßten auch eine ausführliche Schrift „de 20 feuilles de papier" ab, welche sie zwar geheim hielten, aber den in Königsberg befindlichen Engländern und Holländern mittheilten. Stanislaus erschien nun selbst in einer Versammlung und fügte, nachdem er den Anwesenden für ihre Treue gedankt, die Worte bei: „Salvabo vos, sed non sine vobis," worauf aber ein Pole, Namens Massalski, mit lauter Stimme hinzusetzte, „si poterim." Ebensowenig befriedigt wie Massalski, schied einer der bei Leszczynski's Flucht betheiligten „Schnapphähne," der sich im März 1736 in Königsberg einfand. Stanislaus hatte ihm auf der Flucht einen Schlüssel übergeben, mit der Zusage, er solle bei Rückgabe desselben nach glücklich gelungener Rettung, ein gutes Trinkgeld erhalten. Der Mann erkrankte aber und erschien denn erst jetzt, den Schlüssel hoch in der Hand haltend, im Schlosse zu Königsberg: er ward von der Wache, der er seine Ansprüche nicht deutlich zu machen verstand, an den General Steenflycht gewiesen, der ihm aber bei der Erschöpfung der Casse, ein Mehreres als 2 Gulden nicht zu verabfolgen vermochte. Sich vergegenwärtigend, welchen andern Lohn er hätte erlangen können, wenn er Leszczynski verrathen hätte, rief der Schnapphahn klagend aus: „ich armer dummer Schöps, ich hätte ein reicher Mann werden können!"

Am Morgen des 27. März 1736 verließ Leszczynski, in einem Wagen mit der Gräfin Kraczinski sitzend, Königsberg, um zunächst bis nach den Osterfeiertagen in Angerburg zu verweilen. Am 9. April verbreitete sich plötzlich in Berlin das Gerücht, Stanislaus sei so eben angekommen: spaßhaft war es, daß

dazu einer seiner Gegner, der Graf von Manteuffel, Veranlassung gegeben, ja daß dieser selbst es war, den man für den entthronten Polenkönig gehalten hatte. Manteuffel erzählt das lächerliche Ereigniß in einem Briefe dem Grafen von Brühl. Nach einem großen Diner hatte er an jenem Tage sich bereits entkleidet und saß am Abend mit einer Zobelmütze auf dem Kopfe und in einen Pelz gehüllt, in seinem Zimmer, als seine Tochter in Begleitung einer andern Dame mit der Aufforderung bei ihm eintrat, er möge sie auf einer Spazierfahrt begleiten. Sie fuhren aus und trafen auf der Promenade einen Bekannten. Der Wagen hielt, Manteuffel bog seinen, mit der Zobelmütze bedeckten, Kopf zum Wagenfenster heraus, um einige Worte zu wechseln. Andere Spaziergänger, welche bemerkten, daß der neben dem Wagen Stehende, „parloit avec quelque soumission à un bonnet fourré,“ waren sofort zu der Vermuthung gelangt, die Pelzmütze sitze auf Leszczynski's Haupte.* Die Vermuthung ward im Publicum alsbald zur Gewißheit und der französische Gesandte, Marquis de la Chetardie noch am späten Abend mit zahlreichen Nachfragen über die Ankunft Leszczynski's belästigt.

Erst am 16. Mai 1736 früh 6 Uhr traf Stanislaus in Berlin ein: er trat incognito unter dem Namen eines Grafen von Ligny bei Chetardie ab. Der König von Preußen hatte sich schon früher sehr günstig über Leszczynski, den er, wenn er guter Laune war, König Stenzel zu nennen pflegte, ausgesprochen, indem er u. a. dem Grafen Manteuffel auf die Bemerkung, jener solle ein guter Mann sein, erwiederte, „nicht nur ein guter, sondern auch vernünftiger, artiger Mann:“** dem entsprach sein Empfang. Sobald der König

* Hier war es nur eine Zobelmütze, welche die Aehnlichkeit begründete, Leszczynski hatte aber, wie Graf Manteuffel bei anderer Gelegenheit erzählt, in dem Controlleur Huisson einen ihm sprechend ähnlichen Doppelgänger.

** Aehnlich spricht sich auch die Marquise von Pompadour über Leszczynski aus: sie sagt von ihm in einem Briefe an den Gr. de Tressan vom

Leszczynski's Ankunft erfahren, sendete er seinen Generaladjutanten von Hacke an ihn zur Begrüßung ab, die allerdings etwas mangelhaft ausfiel, da Hacke weder polnisch noch französisch, Stanislaus aber nicht genügend deutsch verstand. Als Letzterer mit dem König am 17. Mai die erste Unterredung hatte, umarmte ihn dieser mit den bekannten Worten: „mein Herr Graf, ich bin sehr erfreut, Ew. Majestät bei mir zu sehn,"* und beschenkte ihn, seine bekannte Sparsamkeit überwindend, mit einer kostbaren, auswendig vergoldeten, inwendig mit rothem Sammet ausgeschlagenen, über 4000 Thaler kostenden Kutsche, nebst einem Gespann von 8 schönen Pferden. Das Geschenk wollte Stanislaus alsbald zu einer Spazierfahrt nach Monbijou benutzen, allein heftiges Regenwetter trat, augenblicklich hindernd, entgegen: als dies ihm bemerklich gemacht ward, erwiederte er: „cela est vrai, mais que voulez vous, que j'y fasse? Je porte malheur partout ou je vais." Im Tabakscollegium war Stanislaus wiederholt ein gern gesehener Gast und es harrte dort seiner bei dem ersten Besuch eine neue Ueberraschung, indem ihm der König ein sehr schönes „service de tabagie" schenkte,** welches er einst in Prag von der Kaiserin erhalten hatte. Am 21. Mai 1736 verließ Leszczynski unter dem Donner der Kanonen Berlin, der König von Preußen bestritt seine Reisekosten bis Geldern und ließ

---

6. Mai 1756 c'est un grandhomme parcequ'il est bienfaisant et humain. Il porte sur son visage comme sa digne fille, le caractère de la vertu etc. Toutes les fois, que j'ai vu ce bon prince, j'ai été saisie d'un sentiment de vénération, qui est sans doute le tribut naturel, que les méchans même paient à la vertu. Lettres de Mad. la Marquise de Pompadour. Londres 1772. part. I. pag. 38.

* Förster a. a. O. Th. I. S. 227.

** Leszczynski war ein gewaltiger Raucher: wenn er die Pfeife einige Stunden entbehren mußte, lief ihm, wie Faßmann (Leben und Thaten Friedr. Augusti des Großen S. 552) erzählt, kalter Schweiß über das Gesicht.

ihm die geschenkte Equipage unentgeldlich nach Brüssel liefern.

Es ist bekannt, daß Leszczynski nach seiner Rückkehr nach Frankreich keinen weitern gewaltsamen Versuch, den Thron Polens wieder zu besteigen, unternommen hat, er unterhielt aber auch später noch Verbindungen mit seinem Vaterlande, denen man sächsischer Seits mit um so aufmerksamerer Besorgniß folgte, als auch jetzt wiederholte Warnungen vor Nachstellungen, welche die Anhänger Leszczynski's selbst gegen die Person des Königs Friedrich August II. beabsichtigen sollten, an diesen gelangten. Diese Besorgniß versuchten denn auch Betrüger auszubeuten. Im Jahre 1738 erbot sich ein ehemaliger Conditor Leszczynski's, Joseph Aliprandi, der, wie man wußte, von ihm nicht bloß zum Kuchenbacken gebraucht worden war, gegen den sächsischen Agenten Zamboni in London, 8 Briefe, die er aus Polen mitgebracht, an die sächsischen Minister auszuliefern und Alles, was er über die durch den Marquis de la Chetardie vermittelte geheime Correspondenz Leszczynski's wisse, zu enthüllen. Zamboni gab, auf diese Zusicherung hin, Aliprandi 40 £, damit er nach Sachsen reisen könne. Dieser nahm die Summe ebenso wie den Paß dankbar an, aber nur um damit und mit seinen Briefen auf immer zu verschwinden.

Vorsichtiger benahm sich der Minister, Graf von Brühl, das Jahr darauf. Mehrere Briefe aus Königsberg unterzeichnet „geborne von Reitzenstein," meldeten, es drohe dem König Gefahr in Warschau, deren Beschaffenheit die Briefstellerin anzuzeigen bereit sei. Der Capitain von Preuß erhielt den Auftrag zu näherer Erörterung: er fand denn auch in einem Städtchen in Ermeland die Correspondentin auf, die sich dann nach Königsberg begab. Sie erzählte, ihr Mann sei mit in eine gegen den König gerichtete Verschwörung verwickelt: sobald sie dies in Erfahrung gebracht, habe sie an den König geschrieben, der Brief sei aber von den Verschwornen aufgefangen und ihrem Manne zugesendet

worden: dieser sei, zu ihrem Glück, bei Eingang des ihren Brief als Einlage enthaltenden Schreibens, nicht zu Hause gewesen, sie habe dasselbe erbrochen und sei, als sie die Entdeckung ihrer Warnung und die ihr deshalb drohende Gefahr ersehn, entflohen. Diese Erzählung wollte dem Grafen von Brühl um so weniger glaubhaft erscheinen, als sich kein Glied der in Sachsen verbreiteten und angesehenen Familie von Reitzenstein finden wollte, welches man mit der Briefstellerin hätte identificiren können. Es ward auf Anzeige des Capitain v. Preuß bei dem preußischen General-Feldmarschall und Gouverneur von Röder in Königsberg, gegen die „geborne von Reitzenstein" eine Untersuchnng eingeleitet, bei der sie denn bald ihren Adel aufgeben mußte und sich als Luise Simon, die Frau eines Musketiers zu erkennen gab; sie hatte ihre Angaben erdichtet, in der Hoffnung, eine Belohnung zu erhalten. Diese Letztere setzte ein Urthel dahin aus: „daß ihr an zwei nach einanderfolgenden Tagen vor der Wacht 60 Postronken gegeben werden sollten." Es scheinen die „Postronken" aber nicht, wie man ohne nähere Kenntniß dieses Artikels vielleicht vermuthen könnte, eine Art Backwerk oder sonstige Leckerbissen gewesen zu sein, sondern sie mögen entschiedene Aehnlichkeit mit Ruthenstreichen gehabt haben: doch ward das schöne Geschlecht in der Simon insoweit beachtet, als man ihren Rücken schonte und sie nur während 5 Tagen, 6 Stundenlang mit der spanischen Fiedel, am hölzernen Esel stehn ließ, eine Strafe, die am 2. Februar und den folgenden Tagen 1740 zu Königsberg an ihr vollzogen ward.

Den letzten Versuch ähnlicher Art, den wir finden, unternahm in den Jahren 1749 und 1750 eine Frau von Maisoncelle, welche aus Nancy wiederholt Briefe an den Grafen von Brühl richtete, in denen sie ihm die Mittheilung eines wichtigen, den König und ihn, den Grafen, betreffenden Geheimnisses anbot. Brühl, durch frühere Vorgänge gewitzigt, wollte aber vor Gewährung einer Belohnung erst den Werth

des Geheimnisses abwägen: dies scheint die Frau von Maisoncelle ihren Interessen nicht entsprechend gefunden und ihr Geheimniß mit ins Grab genommen zu haben, wenigstens enthalten die jene Zeit umfassenden Depeschen des sächsischen Gesandten zu Paris, Grafen vom Loß, an welchen Graf von Brühl die geheimnißreiche Dame verwies, keine weitere Aufklärung.

Eine heimliche Ehe. 1714 u. f.

Der chursächsische Hauptmann Anton Joseph Trüstett, Freiherr von Uhrendorf, war ein tapferer Degen, der in den polnischen Kämpfen seine an Tollkühnheit grenzende Bravour vielfach bewährt hatte und sich deshalb der besondern Gunst des General-Feldmarschalls Grafen von Flemming erfreute, in dessen nächster Umgebung er sich längere Zeit befand. Ueber seine Vergangenheit, ehe er in den sächsischen Dienst getreten, über seine Familienangelegenheiten, herrschte aber ein mystisches Dunkel. Man wußte wohl, daß er aus dem Elsaß, aus einem alten edlen Geschlecht stamme,* es war bekannt, daß er früher als Fähnrich in französischem Dienst gestanden, allein wohin die öftern geheimen Reisen, welche er unternahm, gerichtet waren, das wußte Niemand und man hörte auch auf, ihn mit Nachfragen zu behelligen, nachdem er dergleichen, ihm lästige Fragen nur mit Degen oder Pistolen beantworten zu wollen, erklärt hatte. Die Neugierde mußte sich daher auf Vermuthungen beschränken und diese erstreckten sich denn, in den verschiedenartigsten Combinationen, insbesondere auf eine geheimnißvolle Dame, die den

* Gauhe, Adelslexicon S. 1891 sagt: „im Elsaß hat vor Zeiten ein altes Edelgeschlecht der Ritter von Uhrendorf florirt, so anno 1640 auch in Böhmen sich ausgebreitet, sowohl Uhrendorf als Großsattingen besessen und den Freiherrlichen Character mit Stephan, Ritter von Uhrendorf, der als kaiserl. Oberstwachtmeister in fürstl. Hessische Dienste als Obrister getreten, erhalten, es ist aber Solches bald darauf abgestorben.“ Ein in unsern Acten befindliches Zeugniß bestätigt, daß das Geschlecht zur Elsasser Ritterschaft gehörte.

Freiherrn zu Zeiten im tiefsten Incognito aufsuchte, eine Zeitlang an seinem Aufenthaltsorte (u. a. 1721 in Warschau) verweilte und dann wieder, wohin? wußte man nicht, verschwand. Manche meinten, Trüstett sei heimlich mit ihr verheirathet, doch widersprach dem seine Lebensweise, die allerdings wenigstens so viel bewies, daß er selbst sich von jeder Fessel des Ehestandes für emancipirt erachtete. War er doch bekannt als einer der eifrigsten Verehrer des schönen Geschlechts, waren doch seine zahlreichen Siege im Felde der Liebe in Aller Munde. Daß er dabei nicht immer sehr wählerisch war, beweisen uns allerdings einige uns vorliegende Briefe von seiner Hand, aus denen wir u. a. ein zahlreiches Verzeichniß des demi monde in Warschau in den J. 1721 u. f. und verschiedene Beiträge zur chronique scandaleuse jener Zeit liefern könnten.

Im Jahre 1720 bat Trüstett um das Prädicat als Major, indem er erklärte, er verlange das Tractament nicht eher, als bis die Reihe an ihn komme; „obwohl der König," wie Flemming schrieb, „das Patent als Titularmajor nicht gern gab," so vermittelte doch der Feldmarschall die Erfüllung dieses Wunsches, allein er nahm zugleich Veranlassung, mit dem neuen Major eine freundschaftliche Rücksprache zu nehmen, ihn auf die über ihn in Umlauf seienden Gerüchte und darauf aufmerksam zu machen, daß es sehr in seinem Intresse liege, dieselben zu widerlegen. Trüstett verweigerte aber anfänglich selbst dem Feldmarschall jede nähere Auskunft. Zu Anfang des Jahres 1724 starb Trüstetts Vater, Nicolaus,* und unser Held gelangte als ältester Sohn in den Besitz des Stammgutes Uhrendorf und des Dinghofes Ernoldsheim im Elsaß: der Nachlaß war aber verschuldet, es entstanden

* Seine Mutter war Marie Isabelle geb. de Moulin: unser Held hatte noch vier Geschwister, einen Bruder, Nicolaus, Leutnant in französischen Diensten, und 3 Schwestern, Catharine Elisabeth, Ludovica und Anna Sophie.

Streitigkeiten unter den Hinterlassenen und die Verhältnisse Trüstetts besserten sich durch die Erbschaft nur wenig. Flemming, der ihn seiner bedrängten Lage zu entreißen lebhaft wünschte, schlug ihm nun eine vortheilhafte Heirath vor: Trüstett lehnte diese ab, entschloß sich aber endlich, dem Feldmarschall seine Lage zu entdecken, die allerdings sehr eigenthümlich war: er wußte nämlich selbst nicht, ob er wirklich verheirathet sei oder nicht? Wir bedauern lebhaft, daß unter allen vor uns liegenden Federn, sich keine novellistische befindet; nur einiger Zuthaten bedürfte es, um mit einer solchen, in romantische Tinte getaucht, Trüstetts Abentheuer zu einem Roman von mehreren Bänden umzugestalten. Dazu geht uns aber alle Befähigung ab und wir begnügen uns daher, einen Aufsatz (in der Uebersetzung aus dem Französischen) wiederzugeben, den Trüstett selbst niedergeschrieben hat, um auf Flemmings Veranlassung, bei einer nach Frankreich zur Regulirung seiner Angelegenheiten unternommenen Reise, damit „bei den Casuisten zu Paris anzufragen," wie das Verhältniß, in welchem er zu der geheimnißvollen Dame stand, rechtlich zu beurtheilen sei? Trüstetts Erzählung lautet also:

„Einem uralten adligen Geschlecht entsprossen, erhielt ich eine gute Erziehung, die jedoch nicht den gewünschten Erfolg hatte: ich war von Jugend auf sehr liederlich und ein Händelsucher. Dies zog mir einen Streit zu, dessen trauriger Ausgang* mich schon in meinem 20. Jahre nöthigte, mein Vaterland zu verlassen. Ich ward nicht klüger im Auslande, besonders den Frauen gegenüber, deren ich so viele verführte, als mir möglich war. In dieser Absicht suchte ich auch einige Jahre später die Bekanntschaft eines Mädchens, Angelika Bessi, die zwar von niederer Herkunft, aber sehr wohl erzogen war: ich fand aber bei ihr mehr Tugend und Widerstand, als ich erwartet hatte. Ueber ein Jahr bewarb ich mich er-

* Trüstett entleibte, wahrscheinlich im Duell, einen Leutnant de Roquade: das Nähere ersehn wir nicht.

folglos um ihre Gunst, obwohl sie mich auf das Leidenschaftlichste liebte und meinetwegen ein Verlöbniß brach, das sehr vortheilhaft für sie zu sein schien: ich sage schien, in der That war es aber ein Glück für sie, daß sie den Mann nicht heirathete, der sich später als ein roher Mensch, als ein Trunkenbold erwies, der sein Vermögen verschwendete. Flehte ich sie um eine Gunstbezeigung an, so erklärte sie dagegen, daß ich diese nur durch die Ehe erlangen könne; ich konnte ihr diese nicht versprechen, eröffnete ihr vielmehr, daß ich einen Vater habe, der mich enterben würde, wenn ich ohne seine Einwilligung mich vermählen wollte. Meine täglichen langen Besuche beunruhigten ihre Eltern, die ohnehin mit dem Bruch des Verlöbnisses sehr unzufrieden waren, sie versicherten ihrer Tochter, ich betrüge sie und verboten mir das Haus. Meine Geliebte bat mich dagegen dringend, ich möge den Versuch machen, die Einwilligung meines Vaters zu unserer Ehe zu erlangen. Diesem Drängen zu entgehn, schrieb ich einen rührenden Brief an meinen Vater, den ich meiner Geliebten und diese ihren Eltern zeigte, allein ich hütete mich wohl, den Brief abzusenden, da ich sehr gut wußte, daß mein Vater mir viel eher seinen Fluch, als seine Einwilligung senden würde. Einige Zeit darauf gab ich vor, eine Antwort erhalten zu haben und äußerte meine Verzweiflung darüber, daß mein Vater mir jede Hoffnung abgeschnitten, mich mit Fluch und Enterbung bedrohe: ich beruhigte mein Gewissen über diesen Betrug damit, daß meine Geliebte ihrer Seits auch ihre Versprechungen nicht erfüllte, indem sie wiederholt bei Rendezvous, die sie mir zugesagt, ausblieb: meine Drohung, daß ich, da sie meine Wünsche nicht krönen wolle, sie trotz meiner Liebe zu ihr, verlassen werde, bestimmte sie zu Zusagen, von deren Erfüllung sie das Bewußtsein der Gefahr, welche ihre Tugend lief, abhielt. Eines Tages, als wir zusammen in der Messe waren, wendete sie sich zu mir in dem Augenblick, als der Priester das Sacrament in die Höhe hob, und sprach, „versprechen Sie mir zu dieser Stunde, daß Sie mich heirathen

werden.“ Ich antwortete, „Oui, quand je pourrai.“ Ich betrachtete diese Zusage als eine nichtige, denn abgesehn von meinen leichtfertigen Grundsätzen, hatte ich ja eine Bedingung beigefügt, welche mein Versprechen leer und unerfüllbar machte. War es nun diese Zusage, welche das Mädchen beruhigte, war es ihre Liebe oder Schwachheit, genug sie erfüllte jetzt meine Wünsche, deren Gewährung sie so lange und entschieden verweigert hatte. Die Folgen unseres Umganges zeigten sich bereits, als ich genöthigt ward, mich über 50 Meilen von ihr zu entfernen: sie schrieb mir die leidenschaftlichsten, aber traurigsten und rührendsten Briefe. Sechs Monate waren so verflossen, als sie voller Verzweiflung mir meldete, wenn ich nicht zu einem bestimmten Tage bei ihr eintreffe, werde sie sich am dritten Tag darauf vergiften. Ich kannte ihren Character, ich mußte befürchten, daß es keine leere Drohung sei, doch will ich offen bekennen, daß ich vielleicht gezögert haben würde, ihrer Aufforderung nachzukommen, wenn nicht der Zufall mich unterstützt hätte, der mir die Reise erleichterte. Ich fand meine Geliebte fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Am ersten Abend schon schilderte sie mir mit den lebhaftesten Farben die verzweiflungsvolle Lage, in die ich sie gestürzt und stellte mir dann die Frage, ob ich sie heirathen wolle, als das einzige Mittel, sie vor dem Gespötte der Welt, den Vorwürfen ihrer Verwandten, dem Zorn eines auf das Aeußerste erbitterten Vaters zu retten. Ich beschwor sie bei ihrer Liebe, nicht etwas von mir zu verlangen, das uns Beide unglücklich machen, mir selbst zur Unehre gereichen müsse: ich versicherte ihr, daß ich sie während meines Lebens nie verlassen, Alles, was ich im Stande sei, für sie thun werde, daß ich sie mehr wie mein Leben liebe, aber weniger als meine Ehre und daß ich sie deshalb nicht heirathen könne. Da sie sah, daß das Mitleiden mich nicht zu einem thörichten Schritte zu bewegen vermöge, sagte sie mir weinend, sie habe die Absicht gehegt, sich zu vergiften, Gott habe ihr aber Kraft gegeben, diesen unchristlichen Vorsatz zu überwinden, sie sei bei einem Geist-

lichen zur Beichte gegangen, der ihr Trost zugesprochen: wolle ich sie nicht heirathen, so werde sie sich für den Rest ihrer Tage in einen einsamen Waldort zurückziehn und Niemand, selbst ich nicht, solle je wieder von ihr hören. Ihre Reden rührten mich aufs Tiefste, erschütterten aber meinen Entschluß nicht. Sie flehte, ich solle mein Gewissen befragen und bat mich als letzten Liebesbeweis, ich möge zur Beichte gehn, was ich einige Jahre, wie sie wußte, unterlassen und zuvor einige Tage frommer Zurückgezogenheit in einem Kloster widmen. Sie bezeichnete mir dazu das Kloster, in welchem ihr Beichtvater wohnte, der bereits unsere Verhältnisse kannte und von dem Mädchen gewonnen war: denn er bemühte sich vielmehr, mich zur Einwilligung zu der Heirath zu bestimmen, als mich zu bekehren. Er bediente sich aller Waffen der geistlichen Beredsamkeit, um meine Zustimmung mir zu entreißen, die ich mit solcher Hartnäckigkeit verweigerte, daß er erklärte, er könne mir die Absolution nicht ertheilen. Ich stellte ihm vor, daß ich erst 24 Jahre alt, noch minderjährig sei und der Zustimmung meiner noch lebenden Eltern bedürfe, daß mir ferner als Offizier die Einwilligung des Fürsten, dem ich diene, und meiner Vorgesetzten erforderlich sei, daß ich weit entfernt davon, diese zu erlangen, vielmehr enterbt und cassirt werden, meine Ehe null und nichtig sein würde. Der Pater erklärte darauf, er wolle uns heimlich trauen, wenn ich Veröffentlichung scheue, er versicherte, daß er die Erlaubniß des Bischofs dazu und Dispensation von dem Aufgebot einholen wolle, indem er den Fall ohne Nennung der Namen vortragen werde. Seinen Zuredungen, seinen Schilderungen der ewigen Strafen, die er mir vor Augen führte, gelang es, mich dazu zu bewegen, daß ich zu Allem Ja sagte. Ein Genosse meines liederlichen Lebens, dem der Pater ebenfalls Gewissensscrupel erregt hatte, die aber nicht von Dauer waren, trug viel mit dazu bei, mich zu bestimmen. Wir wurden getraut im zweiten Geschoß eines stets verschloßnen, an die Kirche anstoßenden Thurmes, in dem zwar eine Capelle ist, in der aber nie-

mals Gottesdienst gehalten wird: Niemand war Zeuge der Handlung, als jener Camerad, die Mutter und die Schwester meiner Geliebten. Drei Monate später genas Angelika eines Mädchens, das aber nach einem Jahre starb. Seit meiner Verheirathung vor 10 Jahren, habe ich meine Geliebte stets unterstützt und von Zeit zu Zeit incognito mit ihr als Ehemann gelebt, allein die Schande, die Reue oder vielmehr die Verzweiflung über die Eingehung einer solchen Ehe, haben mich bewogen, Alles zu thun, um die Sache geheim zu halten vor den Augen derer, die mich überall der Liebe nachjagen sahen: ja ich suchte mir noch mehr den Anschein zu geben, daß ich dies thue, als es wirklich der Fall war. Jetzt, nach dem Tode meines Vaters, erwartet meine Frau, daß ich sie als solche anerkennen werde, ihre Verwandten verlangen dies und verfolgen mich deshalb, indem sie anführen, daß ein solches Verhältniß, so lange verheimlicht, meiner Frau zur Schmach gereiche, die Verläumdung sie für meine Maitresse erkläre. Diese Gründe sind richtig, allein sie entkräften meine Besorgnisse nicht; bei Veröffentlichung meiner Ehe sehe ich vorher, daß man alle Chicanen anwenden wird, mir das Wenige, was mein Vater mir hinterlassen hat, zu entreißen, ich sehe die Schmach vorher, daß man mich aus den Adelslisten meines Vaterlandes streichen wird, in welchem man solche Fälle mit größter Strenge beurtheilt. Vortheilhafter wäre daher für mich die gänzliche Trennung meiner Ehe, allein dies kann nicht entscheiden, weil ein ehrlicher Mann eher Alles Preis geben muß, ehe er sein Gewissen verletzt. Ich muß also prüfen, ob ich die Trennung meiner Ehe vor meinem Gewissen würde verantworten können. Ich habe für mich, meine Unmündigkeit, den Mangel des Aufgebots, für welches keine Dispensation eingeholt worden ist, wenigstens hat mir der Pater die schriftliche Erlaubniß des gegenwärtig verstorbenen Bischofs nicht vorgelegt. Ich habe ferner für mich den Umstand, daß die Trauung nicht in einer Kirche erfolgt ist, sondern in der Capelle eines Thurmes, in welcher nie Gottes-

dienst gehalten wird. Ich habe endlich für mich, den Mangel der Competenz des Pfarrers und den Mangel genügender Zeugen. Ich betrachte aber diese Umstände noch nicht als durchschlagend, weil sie nur auf äußere Förmlichkeiten sich beziehn, aber mein Inneres noch nicht beruhigen können. Die Ehe soll ein freies, nicht durch Ueberraschung erlangtes Gelöbniß enthalten, daß man der Person, welcher man sich vermählt, stets in Treue verbunden sein wolle; diese Erfordernisse waren bei mir nicht vorhanden. Mein Gelöbniß war ein unfreiwilliges, erzwungen durch Mitleiden und mein zur unrechten Zeit aufgeregtes Gewissen, ein mächtigerer Zwang für ein gutes Herz, als Gewalt selbst. Ich sah vor mir ein Mädchen, welches ihre Liebe zu mir für ihr ganzes Leben unglücklich zu machen, einen Vater, der sie zu tödten drohte, sie selbst voll Verzweiflung sich erschöpfend in dem rührendsten Flehen: ich selbst war ohne einen Heller, mithin nicht im Stande, alle dem drohenden Unheil zu begegnen: auf der andern Seite stand mein Beichtvater, der mir 8 Tage lang die Absolution verweigerte und bestimmt versicherte, ich könne den ewigen Strafen nur entgehn, wenn ich mein Versprechen halte, das ich doch nur bedingungsweise gegeben hatte. Der Pater hat mich daher zu meiner Zustimmung bewogen, „subreptitie et par surprise,“ denn ich hatte nur zugesagt, meine Geliebte zu heirathen, „quand je pourrai,“ war aber weit davon entfernt, als Unmündiger, ohne Zustimmung meiner Eltern mich verehelichen zu können. Man wird mir einhalten, daß ich nach erlangter Volljährigkeit eine Protestation hätte einlegen sollen, allein derselbe Grund, der mich zur Verheimlichung meiner Ehe bewog, mußte mich abhalten von einer Protestation, durch welche die Sache veröffentlicht worden sein würde, zudem war ich auch früher nie in der Lage, mich mit meiner Frau in Güte auseinandersetzen zu können, wie ich jetzt hoffe, wenn ich ihr eine angemessene Rente, genügend um anständig zu leben, aussetze.“

Das in Paris eingeholte Gutachten entsprach aber den Wünschen Trüstetts nicht ganz: es ging dahin:

„Sur l'état du mariage contracté en la manière énoncée ci-dessus, le conseil est d'avis,

1mo. Que ce mariage n'étant nullement revêtu des formalités prescrites par le St. Concile de Trente et les ordonnances de Nos Rois, il seroit cassé en Parlement et deffense aux parties de se hanter et fréquenter.

2do Qu'il faut scavoir, si les mêmes loix s'observent dans le pays ou le mariage a été contracté.

3tio. Que malgré touts ces défauts, le Monsieur ayant promis d'épouser, quand il le pourroit, il a tellement engagé sa parole, que s'il vouloit en épouser une autre, il feroit un faux serment, en repondant en face de l'église, quil n'a ni promis, ni contracté mariage avec aucune autre personne.

4to. Que le plus sur moyen, s'il se peut, est de retirer mutuellement les paroles données, en faisant une pension honnête à la personne intéressée si elle veut bien avoir assez de raison pour y consentir n'ayant point d'enfants.

Délibéré à Paris ce 20 Novbr. 1724.

Pin

Vicre de St. Eustache."

Trüstett theilte dieses Ergebniß dem Grafen Flemming mit, unter der Bemerkung, daß er seiner Frau den Vorschlag einer gütlichen Trennung eröffnet, diese aber denselben entschieden abgelehnt habe, „elle m'a dit," fügte er bei, „qu'elle donneroit les mains à tout ce que je voudrois, hors à ce point et qu'elle choisiroit plutôt la mort, que de l'accepter:" er selbst habe denn auch dem Mitleid nachgegeben „et nous viverons ensemble sur l'ancien pied."

Konnte Flemming unter diesen Umständen seinem Günstling durch eine reiche Frau die Existenz nicht verbessern, so suchte er wenigstens seine Carriere zu befördern. Als im

Jahre 1725 der Prinz Friedrich August sich mit der Anfrage, ob Trüstett, der immittelst Oberstleutnant geworden war, sich wohl zu seinem Adjutanten eigne, an den Feldmarschall wendete, antwortete dieser:

„Je ne saurois dire autre chose au sujet de Mr. le Baron de Trysted, si non que c'est un cavalier de merite et un parfaitement honet homme et qui a du service, mais c'est un pauvre diable, aussi lay-je assisté pendant qu'il a été chez moi en lui fournissant des chevaux de mon écurie et en lui donnant même la table: mais comme pauvreté n'est pas vice, je puis assurer V. A. R., qu'Elle sera bien servie par lui."

Trüstett ward denn auch zum Obersten und Generaladjutanten des Prinzen ernannt, er genoß aber dieses Avancements nicht lange: er starb plötzlich, im kräftigsten Mannesalter zu Dresden, zu Anfang des Monats October 1726. In seinem Testament hinterließ er den Theil seines Vermögens, über den er frei disponiren konnte, seiner Gemahlin, die er als solche anerkannte, „in consideration derer währenden seines Ehestandes von ihr genossenen aufrichtigen Liebe und Treue."

Wollen wir diese Erzählung mit einer naturhistorischen Reflexion schließen, so wäre es die, vielleicht nicht ganz neue, daß es doch Frauen gab und gibt, welche besser sind als die Männer!

Der Marquis von Langallerie und der König von Madagascar. 1716.

Philippe de Gentils, Marquis de Langallerie,* einer alten, aber wenig begüterten französischen Familie entsprossen, war geboren im J. 1656 zu Motte-Charente. Er trat, sobald seine Jahre es gestatteten, in die französische Armee und hatte bereits den Rang eines Generalleutnants erreicht, als ihn Streitigkeiten mit dem Minister von Chammillard veranlaßten, seine Stellung aufzugeben. Er kam mit dem Prinzen d'Elboeuf und andern Franzosen, „mécontents de leur patrie," wie ein Brief aus Wien vom 5. April 1706 meldet, zu dieser Zeit nach Wien, ward dort sehr gut aufgenommen und trat in kaiserlichen Dienst. Aus diesem aber „seines verdächtigen Verhaltens wegen" — wie ein kaiserliches Schreiben sich ausdrückt — „entlassen," lebte er theils in Cassel, theils in Holland, bemüht, seinen Degen wieder an den Mann zu bringen (u. a. bei Racoczi), beschäftigt mit der Entwerfung von Plänen, bald zu Gunsten der einen, bald der andern der zu Anfang des 18. Jahrhunderts sich bekriegenden Mächte. So finden wir von ihm u. a. einen Aufsatz, bestimmt für den Czar Peter den Großen, während des Kriegs der Russen mit den Türken. Langallerie schlug vor, es solle eine Vertrauensperson abgesendet werden „pour faire continuer la révolte des Montenegrins et leur promettre de S. M. Czarienne une forte assistance:" man solle sich auch

---

* Die Mémoires du Marq. de Langallerie, Haag 1743, sind untergeschoben, s. Pierer, Universallexicon Bd. 9, S. 199 s. v. Langallerie.

mit den Häuptern anderer Stämme, mit denen er, Langallerie, seit einiger Zeit eine Correspondenz eingeleitet, in Verbindung setzen. Er selbst erbot sich, einen Hafen in Griechenland zu bezeichnen, der geeignet sei, eine Flotte aufzunehmen und sich leicht befestigen lasse, er erklärte sich ferner bereit, ein Corps von 6000 Mann zu werben und in einem päbstlichen Hafen einzuschiffen, in der Erwartung, daß der Pabst eine gegen den Erbfeind des christlichen Namens gerichtete Unternehmung begünstigen und seinen Unterthanen gestatten werde, ihre Schiffe dazu zu vermiethen. Langallerie beabsichtigte demnach damals, mit Hülfe des Pabstes die Türken zu Gunsten des Czaren zu bekriegen. Der Plan blieb aber ein Blatt Papier.

Langallerie befand sich im Jahre 1715 abwechselnd im Haag und in Amsterdam in großer finanzieller Bedrängniß: seine Frau und 3 Kinder hatte er in Cassel zurückgelassen: seine kärgliche Existenz fristete er zum Theil von den Unterstützungen, welche ihm das französische protestantische Consistorium zufließen ließ: ein einziger ärmlicher Diener, der ihm aus frühern bessern Tagen treu geblieben war, besorgte seinen Haushalt. Den ihm persönlich bekannten sächsischen Gesandten im Haag, von Gersdorf, vermied er sorgfältig, pflog aber vertrauten Umgang mit einem Manne, der, wie Gersdorf schrieb: „prend le nom de Comte ou Prince même de Linange, c'est un gentilhomme de la basse Garonne, qui s'est mis un nombre infinie de chimères dans la tête." Plötzlich zeigte sich im Mai des Jahres 1716 eine auffallende Veränderung in Langallerie's Verhältnissen: an die Stelle des einzigen Dieners traten 4 Lakaien in glänzender Livree, ein Kammerdiener und ein maître d'hôtel: war er bis jetzt bescheiden zu Fuße gewandelt, so rollte er jetzt in einer eleganten Equipage durch die Straßen: sein obgedachter Freund theilte diesen Luxus. Ueber die Quelle des plötzlich Langallerie zugeflossenen Reichthums, die er in tiefes Dunkel hüllte, zerbrach man sich vergeblich den Kopf, die verschieden-

sten Vermuthungen wurden aufgeworfen. Man erzählte, der preußische Agent im Haag habe Langallerie 60,000 Fr. ausgezahlt: Einige meinten daher, das Geld komme vom König von Preußen, bei dem ein Plan Langallerie's, eine Handelscompagnie in Afrika zu errichten, „par laquelle on verroit arriver la poudre d'or à foison," Anklang gefunden habe. Wer aber König Friedrich Wilhelm I. Vorsicht, wenn es sich um Zahlungen handelte, kannte, vermochte dieser Combination am wenigsten Glauben zu schenken. Andere erinnerten sich, daß ein Chevalier Fraiser, dessen Vater Arzt des Königs Karl II. von England gewesen und dessen Schwester mit dem Lord Peterborough vermählt war, wenige Jahre nach dem Regierungsantritte Friedrich August I. von Sachsen, diesem Anerbietungen eröffnet hatte, eine Colonie in Madagascar zu gründen: Fraiser war zwar seitdem verschollen, Linange aber hatte sich längere Zeit in England aufgehalten und man brachte daher, da er viel von Madagascar sprach und sich sogar König dieser Insel nannte, jenen frühern Plan mit ihm in Verbindung, meinte, er habe ihn wieder aufgenommen und in Dresden Gehör gefunden. Allein auch dies erwies sich als ungegründet.

Immittelst traf Langallerie Vorkehrungen, die offenbar auf eine von ihm beabsichtigte kriegerische Expedition deuteten, er kaufte, nachdem er durch den Bankier Rooms Winkel in Amsterdam auf gute Wechsel eine bedeutende Summe erhoben, eine Fregatte in Nordholland, die er baar bezahlte, bald darauf eine zweite, deren Preis er zur Hälfte tilgte, er miethete Matrosen für höheren, als den gewöhnlichen Lohn, er nahm einen Offizier, Foudron oder Vaudron, als Adjutanten an. Ein gewisser Linvier trat förmlich als Langallerie's Resident in Amsterdam auf, erschien in dieser Function bei dem dänischen Residenten im Haag, von Stöcken, und erklärte, er beabsichtige, Namens seines Committenten, einen Vertrag mit dem König von Dänemark zu schließen, nach welchem Langallerie gestattet werden solle, ein Lager für 20,000 Mann zu

errichten. Stöcken antwortete nicht geradehin ablehnend, aber ausweichend, die Sache sei zu wichtig, man müsse erst die Absichten des Generals näher kennen lernen. Diese wurden denn nun dahin angedeutet, Langallerie und Linange hätten einen Vertrag mit dem türkischen Gesandten geschlossen, um Morea mit Protestanten zu bevölkern. Allein dies war der Wahrheit nicht gemäß. Langallerie hatte vielmehr, da seine gegen die Türken gerichteten frühern Pläne verworfen worden, beschlossen, sich dem Sultan in die Arme zu werfen, aber nicht sowohl, um in Morea Colonien zu gründen, sondern vielmehr, um den Pabst zu bekriegen. Das Nähere ersehn wir aus dem deshalb abgeschlossenen Vertrag, der sich später in Langallerie's Papieren vorfand.

In der Einleitung desselben werden als Contrahenten bezeichnet „Osman Aga, Aga des Spahies et de la Mér," türkischer Gesandter in den Niederlanden, im Namen des Sultans (le plus grand et le plus puissant Empereur des Turcs, couronné du soleil et de la lune) auf der einen Seite, auf der andern: „le très puissant et sérénissime Landgrave de Linange, Prince de l'empire Romain, souverain Prince de Chabannois, grand amiral de la Théocratie, etc. etc. et le puissant et très noble Seigneur Marquis de Langallerie, grand général maréchal et généralissime de la même Théocratie, Seigneur de la vieille Baronie de Pojetou sur la Garonne, Président et premier gentilhomme de la province de Xaintonge, Lieutenant général et gouverneur général dans la province de Bretagne, Stathouder du Roy de France dans la province de Périgord, Général Feldmarechal Lieutenant de l'Empereur Romain en Italie et Grand Feld-Marechal du Roy de Pologne." Die letztern Beiden Hochbetitelten versprechen ihre Hülfe zur Bekriegung des Pabstes durch den Sultan, insbesondere die Angabe von Mitteln, wie der Letztere möglichstbald Rom erobern könne, und sichern ihre schleunigste Ankunft in Constantinopel zu, „pour y tenir

conseil de guerre là dessus." Osman Pascha beschwört dagegen bei Mahomed, dem Propheten, im Namen des Sultans, die getreue Befolgung der nachfolgenden Artikel:

1) Beide „seigneurs" sollen in Constantinopel auf die ehrenvollste Weise empfangen werden und

2) dort, in und außerhalb der Stadt, Wohnungen ihrem Range gemäß, angewiesen erhalten.

3) Sie empfangen mit ihrem Gefolge sechs Jahre lang, von Unterzeichnung des Vertrags an gerechnet, einen durch besondern Vertrag festgestellten angemessnen Gehalt und genießen alle Privilegien, deren sich souveraine Fürsten oder Ambassadeurs erfreuen, wenn sie in den Ländern befreundeter Fürsten sich aufhalten.

4) Es wird ihnen, ihren Familien und ihrem Gefolge, vollständige Gewissensfreiheit zugesichert.

5) Der Sultan wird ihnen alsbald nach ihrer Ankunft in Constantinopel schriftlich die Erlaubniß ausfertigen lassen, ein Corps von 10,000 Mann, Franzosen oder Deutsche protestantischer Confession, anzuwerben und Kriegsschiffe zu erbauen, die zur Bekriegung der päbstlichen Macht unter ihrem alleinigen Befehl stehn sollen.

6) Alle Christensclaven, welche zu diesem Behufe in die Dienste der beiden seigneurs treten, sollen die Freiheit erhalten.

7) Allen Christen und Juden, welche sich in der Türkei niederlassen wollen, wird vollständige Freiheit und freie Religionsübung, ohne alle Abgaben, zugestanden.

8) Sobald der Sultan im Besitz von Rom ist, erhalten die beiden seigneurs gewisse, in einem besondern Vertrag bezeichnete Inseln und Provinzen im Mittelländischen Meere mit voller Souverainetät abgetreten, diese Königreiche „en orient," gehn auf ihre Erben mit voller Souverainetät über.

9) Der Sultan verpflichtet sich, Beide wieder in den Besitz der Provinzen und Güter in Frankreich und Europa überhaupt zu setzen, die man ihnen entzogen hat.

10) Osman Aga erklärt feierlich, daß die beiden seigneurs unter dem besondern Schutze des Sultans stehn, der sie in ihren Würden aufrecht erhalten wird.

11) Alle den Türken befreundete Mächte werden ersucht, Beiden und ihrem Gefolge, auf der Reise zum Sultan in jeder Weise förderlich zu sein.

12) Allen türkischen Unterthanen wird bei Todesstrafe anbefohlen, „de respecter ces deux seigneurs en toute occasion et tous qui se trouveront à leur cour et suite, avec tout l'honneur et service imaginable."

Der Vertrag, der auch deshalb interessant ist, weil man ihn als einen Vorläufer des Hattischerifs von Gülhani (1839) betrachten kann, mit dem er auch die Aehnlichkeit hat, daß er eben bloß auf dem Papier bestand, ward unterzeichnet und besiegelt von Osman Aga, datirt „à la Haye le 15 Mois Zilhezzi an 1128."

Osman Aga war es denn auch, der auf diesen Vertrag hin, bedeutende Summen den beiden „Seigneurs" zur Disposition gestellt hatte.

Daß es übrigens Langallerie's und seines Freundes Absicht gewesen, sich den Sitten der Türken vollständig anzuschließen, beweist ein uns ebenfalls in Abschrift vorliegendes Abkommen derselben (d. d. Haag, den 15. März 1716) mit Marie Anna von Delft und Anna Maria von Seeland. Die beiden Chefs der „théocratie, unis par des noeuds indissolubles d'amitié et de parenté," erklären darin, sie seien genöthigt, sich in entfernte Gegenden zu begeben „et de former des maisons convenables à leur rang." Sie kommen dann auf die beiden Mädchen, von denen es heißt: „nous les avons arretées des ce jour, pour nous servir dans nos besoins tant nocturnes que journaliers," sie sollen auf Lebenszeit 400 fl. jährlich erhalten: „surquoi elles seront obligées, de se nourrir, se vetir, s'entretenir et de nous servir en tout ce qui nous plaira, jusqu'à notre mort et en cas, qu'elles ayent des enfans de nous,

nous ne voulous pas, qu'elles soient chargée de leur entretien ni de leur education, dout nous prendrons nous mêmes le soin."

Daß Langallerie bei diesem Abkommen seine Gemahlin zum Beirath gezogen, bezweifeln wir, ersehn aber, daß er ihr bald darauf ein Ansinnen stellte, auf das sie jedoch einzugehn Bedenken trug, er schrieb ihr nämlich, sie solle sofort aus Cassel zu ihm eilen, um mit ihm nach Constantinopel zu gehn: „pour y être en otage avec ses trois enfants, pour sa fidelité et qu'en cas de refus, lui, Langallerie, la repudiait." *

Linange beabsichtigte übrigens neben seinem gemeinschaftlichen Unternehmen mit Langallerie, noch eine andere glänzende Speculation zum Besten des Publicums. In einem deshalb erlassenem Patent legte er sich außer den Titeln,

---

* Die Dame genoß in Cassel großer Achtung und hatte, wenn sie auch nicht in größern Hofzirkeln erschien, doch Umgang mit dem Landgrafen. Sie besaß Güter in der Schweiz, wohin sie bisweilen reiste und besuchte auch Stanislaus Leszczynski, während seines Aufenthalts in Weißenburg, mit dem und dessen Familie sie sehr vertraut war. Sie vermittelte, daß der Landgraf von Hessen-Cassel ihm im J. 1725 ein werthvolles Geschenk in 2 Gespannen von je 9 schönen Pferden machte. In demselben Jahre kam sie nach Dresden um geheime Mittheilungen über ihren Aufenthalt bei Leszczynski zu machen und zu seinem Gunsten zu verhandeln. Sie ward in Dresden sehr geehrt, wohnte im k. Schlosse, erhielt Geschenke an Porzellan und Ungarwein. Wir finden auch einige Briefe des Königs Friedrich August I. (im Concept) an die Marquise: in einem derselben bedankt der König sich 1727 für ein Arznei- oder Geheimmittel, welches sie ihm durch einen besondern Boten zugesendet, indem er beifügt: „quoy que je n'aye pas eu besoin de ses remedes, graces à Dieu, je n'ay pas laisse d'en garder." Die Marquise gab auch dem sächsischen Hofe Nachricht von geheimen, dem sächsischen Interesse nachtheiligen Intriguen, welche zu Cassel der Oberst de la Serre anzuspinnen versucht hatte. Die letzte Notiz über sie finden wir in einem Briefe eines Hrn. von Belot vom 15. Decbr. 1737, in welchem er schreibt: „Mad. la Marquise de Langallerie continue à faire sa résidence dans sa terre, la Baronnie Dallaman en Suisse, elle est retirée entièrement de tout commerce et vit dans les particularités de son domestique toute seule."

welche er in dem Vertrage mit Osman Aga führt, noch folgende bei: „Duc de Langelpont, de Madagascar, d'Ophir et de Feros, Marquis de Lusignan, Doleron de Pizpni et de Ruse, Comte de Cachotte, Hachard de Moriac, Dantel Dapremont, cidevant chef d'Escadre des armées navales de France et puis capitaine général des mers dans l'Amerique et dans l'Afrique et présentement par la divine providence, Grand Amiral généralissime des armées navales de la Théocratie du verbe incarné." Es wird in der Urkunde versichert, der Duc etc. habe sich in Gemeinschaft „avec un grand nombre d'armateurs Européens" in den Besitz der Inseln „Langelpont, Madagascar und Ophir" gesetzt: zur Ausbeutung der ungeheuern Reichthümer derselben sei eine Gesellschaft errichtet worden, mit dem Privilegium des ausschließlichen Handels dahin. Der Duc etc. verbleibt deren „protecteur et chef" und erwartet dagegen „des avances," welche er zu 10% zu verzinsen und wiederzubezahlen verspricht von den „effets, fruits, ou denrées des domaines à lui appartenants." Eine geographische Bezeichnung dieser Domainen läßt das Patent vermissen.

So toll der Inhalt war, es gelang doch darauf hin, wie Gersdorf versichert, „d'attraper des innocents et des fanatiques qui ont fourni de l'argent."

Das Treiben der beiden Abentheurer erregte natürlich Aufsehn und der Magistrat zu Amsterdam ward im Mai 1716 von den Generalstaaten angewiesen, deshalb nähere Erörterungen anzustellen. Gleichzeitig drohte Langallerie noch eine andere Verwickelung. Eine Bande Gauner hatte Wechsel gefälscht und u. a. die Handschrift des Bankiers George Clifford so täuschend nachgemacht, daß dieser selbst seine Namensunterschrift auf einem Wechsel von 20,000 fr. für ächt hielt, bis er aus seinen Büchern sich von der Fälschung überzeugte. In die Hände jener Gauner war auch Langallerie gefallen, sie beschuldigten seinen Secretair der Mitwissenschaft um ihre Verbrechen und er selbst mußte, obwohl in dieser Beziehung,

wie sich später herausstellte, völlig unschuldig, besorgen, daß er in jene Untersuchung mit hereingezogen werden würde. Allen ihm in Holland drohenden Unannehmlichkeiten zu entgehn, reiste er mit seinem Gefährten, dem „König von Madagascar," am 18. Mai 1716 heimlich ab, angeblich nach England. Von Hamburg aus schrieb Langallerie am 26. Mai 1716 an den König von Dänemark, er beabsichtige sich mit den Seemächten zu vernehmen, „pour contribuer ensemble sous le sceau d'une étroite alliance, amitié et confédération à l'avancement du regne de Jesus Christ." Er bat, der König möge einen seiner Minister an ihn abschicken, mit dem er in französischer Sprache über seine Vorschläge verhandeln könne, welche dahin gingen, der König möge ihm „prêter, louer, vendre ou donner, le plat pays dependant de Glückstadt et Altena." Langallerie scheint also seine Idee, Dänemark zum Sammelplatz seines für die Türken anzuwerbenden Heeres zu machen, wieder aufgenommen zu haben. In Kopenhagen war man aber nicht geneigt, auf die angebotene „alliance, amitié et confédération" einzugehn oder Langallerie die Altonaer Fluren zu verleihen. Man gab auf das Schreiben gar keine Antwort.

In Wien hatte man aber über Langallerie's Vorhaben ernstliche Besorgnisse gefaßt und man beschloß, demselben durch seine Festnehmung entgegenzutreten. Das nachstehende kaiserliche Schreiben, d. d. Laxenburg, den 30. Mai 1716 nahm dazu die Mithülfe der chursächsischen Regierung in Anspruch:

„Wir mögen Ew. L. freund, oheimb, brüd- und nachbarlich nicht verhalten, daß Uns mit vielen glaubwürdigen Umbständten, die Nachricht zugekommen, waßmaßen der von den Frantzosen im letzterm Krieg in Italien ausgerissene und hernach in Unsere Dienste als General von der Reutherey gewesene, wegen seines verdächtigen Verhaltens aber entlaßne Marquis de Langallerie, welcher ihme nunmehr den so ärger- als lächerlichen Titul, Generalissime du verb

incarné zugelegt hat, mit seinem, vormalen auch in französischen Diensten auf dem Meer als chef d'escadre gestandenen Nepoten, sogenannten Comte de Linange, sich dergestalten Gott und Ehrvergessen in seiner Aufführung bezeige, daß er sogar keine Scheu trage, dem obgesagten türkischen Erb- und Ertzfeindt des christlichen Geblüths und Namens anzuhangen und mit demselben zu Nachtheil der wehrtesten Christenheit, sehr gefährliche Vor- und Anschläge zu schmieden und zu deren wirklichen Ausführung, so vermessen und inpracticabel es auch scheinen mag, sich anheischig zu machen, wovon viele geschriebene und gedruckte Zeitungen allschon unterschiedene Meldung thun. Ew. L. werden Zweifelsohne über benannten Langallerie und seiner darzu mitverführten Helfer und Anhänger Gott und Gewissenloses Vorhaben einen Abscheu tragen und mit Uns und allen christlichen Fürsten der Meinung sein, daß solchem Unheil zeitlich zuvorzukommen und wie dergleichen boshaften Menschen andern zum Exempel und Abschrecken, Steg und Weg zu verlegen sei. Wir ersuchen daher Ew. L. freund-, oheimb-, brüd- und nachbarlich, Sie wollen in Dero Landen die schleunige Verfügung thun, besagten Langallerie sammt allen bei sich habenden Leuten, wenn er durch Dero Gebiet reisen oder in dortiger Gegend sich etwa sehn lassen sollte, nicht nur sogleich, ohne einziges Bedenken in Unsern Namen, handvest zu machen, sondern auch bei den benachbarten Reichsständen fürdersambst die vorsichtige Vorkehrung zu thun, damit ihm aller Orten nachgestellet, er zu gefänglicher Haft gebracht und darinnen bis auf weitere unsere Kaiserliche Verordnung wohl verwahrlich aufbehalten, allenfalls auch, da derselbe oder seine bei sich habenden Leute sich zur Wehr setzen wollten, gegen selbige die nöthige genugsambe Gewalt gebraucht werde, auf daß er nicht entkommen möge, wozu wir als Haupt der Christenheit und als Röm. Kaiser Ew. L. Kraft dieses, völligen Befehl und Macht geben und diesfalls zu Deroselben ein vollkommenes Vertrauen setzen, daß Sie es Ihro desto eifriger

werden angelegen sein lassen, als Sie dadurch Gott, Uns und dem ganzen Christenthumb einen angenehmen Dienst leisten und Ihro einen großen Verdienst machen werden. Wie viel aber an Geheimbhaltung dieses Werks bis zu dessen Vollzug, damit gedachter Bösewicht nicht entwischen und über das Meer oder sonsten sich nach der Türkei begeben möge, gelegen und was gute Sorg, Geheimniß und Wachtsambkeit darbei zu gebrauchen sei, das wird Ew. L. Vernunft Selbst am Besten beifallen rc."

Die sächsischen Geheimen Räthe erließen hierauf unter dem 9. Juni 1716 einen geheimen Befehl an die Commandanten zu Dresden, Leipzig und Wittenberg, Langallerie eintretenden Falls zu arretiren. Der Kaiser hatte aber auch seinem Residenten zu Hamburg, v. Kurzrock, directe Befehle zugehn lassen und auf dessen Veranlassung ward Langallerie kurz darauf in Stade festgenommen. Man fand holländische Wechsel im Belauf von 200,000 Thlr. bei ihm, aber bloß einen Ducaten baares Geld. Linange hatte sich nach Aurich geflüchtet, hier ward er auf Befehl des Fürsten von Ostfriesland ebenfalls arretirt, mit ihm sein Secretair und ein Jude, Isaac Menzes d'Acosta: sie waren im Besitz einer bedeutenden Summe baaren Geldes. Zur Abholung der Gefangenen wurden aus Wien starke Commandos abgesendet. Der kaiserliche Oberstwachtmeister von Eck übernahm Langallerie in Göttingen; mit einer Escorte von 1 Major, 1 Leutnant und 40 Mann kam Langallerie am 30. Juli 1716 durch das damals sächsische Städtchen Gefell. Ihm folgte Mitte August Linange mit ebensostarkem Geleit, das 20 Vorspannwagen und 2 Reitpferde bedurfte. Der Jude d'Acosta war in Erfurt erkrankt zurückgeblieben, im November 1716 ward er durch Sachsen nachgeführt: die Reise ging aber nicht sehr eilig, wenigstens bespannte man die 3 Wagen, welche ihn und sein bewaffnetes Gefolge bargen, in Gefell nur mit 7 Ochsen.

In Wien wurden die Gefangenen streng verwahrt. Langallerie gestand beim Befragen seine Pläne unumwunden

ein, während Linange den Vertrag mit dem Sultan läugnete, bis man ihn dessen durch die bei Langallerie gefundenen Papiere überwies.

Langallerie vermochte das Fehlschlagen seiner Pläne und die Haft nicht lange zu ertragen: ein Brief aus Wien vom 18. September 1717 meldet: „Der Langallerie ist heute früh, nachdem er schon viele Tage keine Speise zu sich nehmen wollen, sondern nichts als Wasser getrunken, gestorben. Er soll von der Zeit an, da die erste Zeitung wegen der wider die Türken erfochtenen Victoria allhier angelangt ist, sich ganz desperat aufzuführen und wenig oder gar nichts zu sich zu nehmen, sondern bisweilen nur etwas von Rosinen und Wasser zu genießen angefangen und damit bis zu seinem Ende, ungeachtet man ihn par force etwas von Speisen, aber umsonst beizubringen getrachtet, continuirt haben." Dieselbe Quelle versichert dagegen, „daß der bei dem Rumorhauptmann gefänglich sitzende, sogenannte Comte de Linange, sich vorerwähnten guten Zeitung halber, nicht nur sehr fröhlich bezeigt haben, sondern auch mit gut Essen und Trinken sich delectire, in der Hoffnung, daß er ehestens werde entlassen werden."

Diese Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung, Linange ward vielmehr auf den Spielberg gebracht. Von hier aus unterhielt er jedoch Verbindung mit seinen Genossen, durch deren Vermittelung er fortfuhr, seine chimärischen Pläne auszubeuten und Netze zu stellen, um darin Gimpel zu fangen. Näheres hierüber entnehmen wir den Mittheilungen des sächsischen Gesandten zu Berlin, von Suhm, aus dem Jahre 1720.

Ein Comte de Coulange, wie er sich nannte, angeblich ein Neffe des Comte de Linange, war es, der für Letztern als Hauptagent auftrat: von seinen Antecedentien ersehn wir nur, daß er einige Zeit in der conciergerie zu Paris gesessen.

Das Mährchen, mit welchem Coulange auftrat, war

eine Fortsetzung des von uns erwähnten, von Linange erlassenen Patents und lautete dahin: die Flibustier, welche die Insel Madagascar zu ihrem Zufluchtsort gewählt, an 100,000 Mann stark, hätten Linange zu ihrem König erwählt: der neue König wünsche dem Räuberleben seiner Unterthanen dadurch ein Ende zu machen oder vielmehr eine Art Sanction zu geben, daß er unter den Schutz eines mächtigen Fürsten trete, der die Flibustier durch Ertheilung eines Patents, vor dem ihnen überall drohenden Galgen * retten solle: die Flibustier wollten sich dagegen anheischig machen, jährlich einen Tribut von 15,000 Mark Goldes zu zahlen und ihre Raubzüge auf die Feinde ihres Protectors zu beschränken. Vom Spielberg aus, wo der König von Madagascar saß, war es unläugbar schwierig, die ferne Insel zu regieren und die Flibustier in Ordnung zu halten, es kam daher vor Allem darauf an, dem König (d. h. Linange) seine Freiheit wieder zu verschaffen. Coulange versuchte dies vergeblich in Wien, die Antwort auf seine Vorschläge war die Drohung, ihn seinem Oheim beizugesellen: er entfloh. In Dresden waren gleichzeitig, im Februar 1720, zwei Beauftragte Linange's, Lodi und Stegmeyer, angekommen, um sich mit einigen in Sachsen lebenden Anhängern desselben zu berathen: sie traten im Posthause ab und verhandelten drei Tage lang mit zwei Spaniern, Ronceval und Perez und einem Leipziger Kaufmann, Kutschenreuter: der Letztere zumal hatte ein wesentliches Interesse an einer erfolgreichen Anerkennung des Königs von Madagascar, da es diesem gelungen war, ihm für die königlichen Bedürfnisse eine Summe von 15,000 oder, nach einer andern Angabe, von 25,000 Thlrn. abzulocken: dafür war ihm die zur Zeit noch nicht einträgliche Stelle eines königlich Madagascarischen Cassirers und trésorier zugesichert

* Wir lesen u. a., daß man in England im J. 1702 eine Escadre gegen die Piraten von Madagascar ausrüstete, deren Commando einem gewissen Richardi übertragen ward.

worden. Der Congreß fand aber, „daß in Dresden nichts zu machen sei" und trennte sich ohne Ergebniß. Ronceval ging nach dem Spielberg, um sich neue Instructionen zu holen, Kutschenreuter kehrte nach Leipzig zurück, um sich beim Anblick seines schönen Patents über den Verlust seiner blanken Thaler zu trösten, Lodi reiste nach Berlin, wo er mit Coulange zusammentraf. Dieser ernannte ihn als „premier prince du sang," zum „ministre négociateur" beim Berliner Hofe und gab ihm aus der k. Madagascarschen Casse 30 fl. (wahrscheinlich einen Rest der Kutschenreuterschen Vorschüsse). Lodi ging zunächst den Minister von Knyphausen an, der aber auf die Offerten erklärte, er könne mit einem „ministre d'un Roi prisonnier," sich in keine Verhandlungen einlassen, mit dem wohlmeinenden Beifügen: „qu'il ferait bien, de ne pas se laisser employer par des fripons." Nachdem die 30 fl. zu Ende gegangen und Lodi keine weitern Zuschüsse zu den Kosten seiner Ambassade von Coulange erlangen konnte, wendete er sich an den kaiserlichen Gesandten zu Berlin, von Voß, mit vertraulichen Mittheilungen, unter denen auch die war, daß Coulange sich in Berlin befinde. Voß theilte dem Grafen von Wartensleben die Sache mit und trug auf Verhaftung des „soidisant Grafen Coulange" an. Letzterer erfuhr dies, blieb aber in Berlin und reizte den kaiserlichen Gesandten noch dadurch, daß er in seiner Equipage stolz vor dessen Hause vorbeifuhr. Der König von Preußen war abwesend, einige der Minister hielten es für zweifelhaft, ob er die Arretirung des Coulange billigen werde, „qui n'avait rien fait et qui ne demandait rien à personne," es gelang aber doch, den Befehl an den Commandanten von Berlin, von Forçade, auszuwirken, Coulange festzunehmen: er ward auf die Wache gesetzt und sein erstes Verlangen ging dahin, „que le ministre du Roi, son oncle, lui tint compagnie." Dem ward in soweit genügt, als auch Lodi Hausarrest erhielt. Vergeblich verlangte aber Voß, daß Forçade die Papiere der Gefangenen

in Beschlag nehme und versiegeln lasse, er gerieth deshalb mit dem Commandanten in Differenzen, in deren Folge Letzterer dem Gesandten melden ließ, daß, wenn er nicht die Kosten der Verpflegung Coulange's bezahle, er ihm militairische Execution in das Haus schicken werde. Voß beschwerte sich über diese, seine gesandtschaftlichen Vorrechte verletzende, Drohung und Forçade mußte sich durch die etwas gezwungene Auslegung seiner Worte entschuldigen, „que ne parlant pas bien l'allemand, il s'était mal exprimé.“ Es ward nun einer Commission die Untersuchung gegen Coulange übertragen, die im September 1720 noch mehrere in Berlin wohnhafte Personen, welche sich bei den „affaires de Madagascar et d'Angelpon“ betheiligt hatten, sowie einige aus Wien angekommene Fremde festnehmen ließ, welche mit Coulange in Verkehr hatten treten wollen. Man vermuthete in Berlin, „que Mr. le Comte de Coulange était un fripon, qui avoit projeté quelque tromperie à la façon de Clement.“ * Man besorgte eine Erneuerung der durch diesen veranlaßten, kaum ausgeglichenen Verwickelungen mit dem kaiserlichen und dem sächsischen Hofe und mochte dazu um so mehr Grund haben, als der König, trotz der erlangten Aufklärung über Kleements Betrug, doch noch von Argwohn besonders gegen Sachsen und den General-Feldmarschall Grafen von Flemming erfüllt war. Sagte er doch dem sächsischen Gesandten von Suhm noch bei einer Audienz im Frühjahr 1721: „Höre er, er muß deutsch reden, ich weiß wohl, daß der Flemming ein ehrlicher Kerl ist, aber in den letzten Affairen (mit dem Finger auf Kleements auf dem Kamin stehendes Portrait zeigend), ist er doch nicht ganz rein, er mag sagen, was er will.“ ** Indessen jene

* Ueber diesen s. des Verfassers Aus vier Jahrhunderten Th. I. S. 167 u. f.

** Das meinte aber Flemming nicht, oder er stellte sich wenigstens so, denn als ihm der Hofrath von Zech zu jener Zeit schrieb, ein preußischer Minister habe an zwei Personen 200 Ducaten gezahlt, um sie zu bestim-

Besorgnisse bewahrheiteten sich diesmal nicht, die Papiere der Gefangenen scheinen keine neuen Momente ergeben zu haben,* der kaiserliche Hof ließ die Sache fallen und es fanden sich sogar einige Hamburger, welche für Coulange's Freilassung 2000 Thlr. boten. Gegen Zahlung dieser Summe ward er zu Ende April 1720 entlassen. Suhm fügt dieser Meldung hinzu: „les autres de sa clique sortiront sans doute au même prix" — was uns sehr wahrscheinlich erscheint, vorausgesetzt nämlich, daß sich wirklich noch Hamburger gefunden haben sollten, die für Lodi und Genossen baares Geld zu geben bereit gewesen.

Coulange begab sich übrigens nach wieder erlangter Freiheit nach Hamburg in angenehmer Gesellschaft: eine junge Frau, die Gattin eines Arztes, hatte an dem Abentheurer solches Gefallen gefunden, daß sie ihren Mann heimlich verließ und dem Geliebten folgte. Das Paar tauchte 20 Jahre später in Petersburg wieder auf: dort erschien im J. 1740, laut brieflicher Nachrichten, ein Mann, der sich Gr. Dennewald nannte, den Titel eines dänischen Contreadmirals beilegte und „viele große Projecte brachte." Der dänische Resident wollte aber den Contreadmiral als solchen nicht anerkennen, die „großen Projecte" erwiesen sich als Seifenblasen und auch der Name Graf Dennewald verduftete, da Jemand in dem angeblichen Dennewald, Coulange und in seiner Begleiterin, die aus Berlin entlaufene Doctorin wieder erkannte, ein Umstand, der Beide veranlaßte, sich schleunig aus Rußland zurückzuziehn.

Einige Jahre nach der verunglückten Unternehmung Langallerie's lesen wir noch von einem andern Landsmanne

---

men, bei Flemming „espions abzugeben," antwortete der Feldmarschall: „c'est tant mieux, j'aime que l'on m'espionne et je voudrais qu'ils eussent gagné cet argent."

* Es liegen uns abschriftlich mehrere Briefe Roncevals vor, allein sie sind in spanischer Sprache geschrieben und ihre Abdruckung in dieser möchte wohl auch unsern Lesern spanisch vorkommen.

desselben, der seinen Fußtapfen folgte. Antoine Daru, ein Pariser Kind, trat, mit welchem Rechte, ersehn wir nicht, in Sachsen als ein Glied der Familie de la Mothe* Houdancourt auf; der nordische Krieg bot ihm Gelegenheit sich auszuzeichnen und seine Tapferkeit und Intelligenz verschaffte ihm ein rasches Avancement: sein Name wird in den Acten jener Zeit vielfach erwähnt. Im Jahre 1714 war er bereits Chef eines Regiments und Commandant von Krakau, im J. 1716 ward er Generalmajor: er vermählte sich mit einer reichen Polin, die sich in Schriften „Catarina Potok de la Motte Sta. Wielska" unterzeichnet.

Durch Rakoczi, wie er angibt, auf reiche, aber verfallene Silberminen in den Gebirgen bei Krakau aufmerksam gemacht, verwendete er das Vermögen seiner Frau auf bergmännische Unternehmungen, deren ungünstiger Erfolg ihn aber in Schulden stürzte und in vielfache Streitigkeiten verwickelte. Im J. 1719 ging er nach Paris auf Urlaub, der auf sein Ansuchen wiederholt verlängert ward. Die Nachrichten, welche der Chevalier de St. Laurent dem General-Feldmarschall Grafen von Flemming von dort über la Mothe mittheilte, lauteten aber bedenklich: er schrieb u. a. am 15. März 1724 „il duppe ici tout le monde par un pretendu elixir, qu'il vend, faisant le charlatan: il est ici caché pour debtes et fait courir le bruit, qu'il est party pour

* Mehrere dieses Namens dienten zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der sächsischen Armee. „Un gentilhomme de Metz, agé de 21 ans, nommé La Mothe de Rey," empfahl der Bankier Mailette de Buy in Berlin im J. 1713 dem General-Feldmarschall Grafen von Flemming, mit der Bemerkung, er sei von reformirten Eltern geboren, katholisch erzogen, aber jetzt, nachdem er den französischen Dienst verlassen, zur reformirten Kirche übergetreten. Für einen Joachim de la Mothe verwendete sich bei Flemming im J. 1721 der Herzog Leopold von Lothringen. Ein Mr. de la Mothe Brinvillier, der in spanischen Diensten Brigadier gewesen war, trat 1714 in die sächsische Chevaliersgarde ein. Ein Fräulein de la Mothe wird 1716 als berühmte Sängerin im Haag erwähnt: sie war früher beim Herzog von Lothringen gewesen.

la Saxe. Le Comte de Saxe (der berühmte spätere maréchal de France) est de ses amis et l'a soutenu, quoiqu'il sache son origine et sa mauvaise conduite." * St. Laurent schrieb ferner, es sei ihm, da er bei La Mothe einige Zeit (anscheinend als dessen Secretair) sich aufgehalten, gelungen, Kenntniß zu erlangen von einem Vertrag desselben mit dem Sultan. Der „traité, fait entre le grand seigneur d'une part et Messire le Comte de la Mothe, Lieutenant général des armées de S. M. le Roy de Pologne, Electeur de Saxe, gouverneur de Cracovie et colonel d'un régiment d'infanterie, Chevalier de l'ordre de S. Michel," welchen St. Laurent abschriftlich einsendete, war am 1. Januar 1723 vollzogen und sicherte la Mothe einen jährlichen Gehalt von 25,400 Thlr. sowie zu seiner Equipage 25,000 Thaler zu, „moyennant quoy," heißt es darin „le dit Seigneur Général s'oblige sur son honneur de bien et fidelement servir dans toutes sortes d'occasions avec tout le zele et toute la vigilance possible et qu'on luy laissera libre exercise de sa religion, de même qu'a tous les officiers, qu'il menera avec luy." Außerdem stipulirte sich la Mothe, daß „si l'on entroit en action contre la république de Pologne," man ihm zu einer Forderung von 50,000 livr. die er an Polen habe, verhelfe und zu einer Post von 150,000 Thlr., welche ihm „quelques seigneurs Polonois" schuldeten. Die türkische Justiz, unterstützt von der Aussicht auf eine Bastonade, sollte demnach die Schuldner zahlungsfähig und zahlungsgeneigt machen! Ueber den Abschluß des Vertrags meldete St. Laurent, es sei derselbe durch Mr. Lenoir, der die türkischen Angelegenheiten in Paris besorge, mit

* Wir finden einen Brief des Grafen Moritz v. Sachsen an den Grafen v. Lagnasco d. d. Fontainebleau, den 15. Septbr. 1724, in dem er sich für la Mothe verwendet: mit der ihm eigenthümlichen souverainen Verachtung der für gewöhnliche Sterbliche geltenden Regeln der Orthographie schreibt er über ihn: „Vous le conessez de tous tens pour un tres oneste homme."

La Mothe erfolgt, indem er versicherte: „nous n'étions que nous trois, quand la Mothe me dicta le dit traité et ensuite Lenoir l'emporta, pour le traduire en langue turc et l'envoya ensuite au grand visir et la première reponse que l'on recu, c'est que la Mothe fut agrée et à la seconde reponse le traité fut signé et à la troisieme reponse il devoit arriver incessament un homme deguisé de Turquie qui apporteroit les fonds.“ St. Laurent rühmte sich, daß er mit Gefahr seines Lebens die Ausführung des Plans behindert habe, er versicherte, daß la Mothe, als er den Verrath seines Geheimnisses und die Entfremdung der Papiere wahrgenommen, um letztere wiederzuerlangen, Mörder gedungen, die ihn in Paris aus einem Hinterhalt überfallen und verwundet. Kaum dem Tode entgangen, flüchtete St. Laurent, um sich zu retten, nach Rom. Von dort sendete er dann die Schilderung der Gefahren, die er gelaufen, ein: wir dürfen annehmen, daß er darin die Farben gewiß nicht geschont haben wird, da er hoffte, daß die Größe seiner Belohnung darnach werde bemessen werden. Unter den Offizieren, welche mit la Mothe einverstanden seien, benannte er auch „un nommé d'Argelet, major du regiment des gardes de la couronne à Varsovie,“ womit wahrscheinlich der Major d'Argelles gemeint ist, der seines Glaubens halber Frankreich verlassen und auf Empfehlung des Berliner Bankiers Maillete de Buy im J. 1711 durch den Grafen v. Flemming Anstellung in der polnischen Armee gefunden hatte: im Jahre 1727 entfloh er, um sich einer Untersuchung zu entziehn, ward aber, nachdem man ihn lange vergeblich verfolgt, im J. 1731 in Paris ausgespürt, dort arretirt und nach Sachsen ausgeliefert.

St. Laurent sah sich übrigens in seinen Hoffnungen getäuscht. In Dresden legte man seinen Eröffnungen ein geringes Gewicht bei und „Sa Majesté,“ schreibt Flemming, „n'a pas voulu preter l'oreille.“ Der Feldmarschall trug jedoch Bedenken, la Mothe wieder in den activen Dienst

eintreten zu lassen und die letzte von uns über ihn gefundene Notiz ist in einem Briefe Flemmings vom 1. Januar 1727 enthalten, worin er sein Bedauern ausspricht, daß er den Wunsch la Mothe's, ihm „quelque place ou gouvernement en Saxe ou en Pologne“ zu verschaffen, nicht entsprechen könne. Um übrigens der Ausführung ähnlicher Pläne, wie die von uns erwähnten, vorzubeugen, sahen sich die christlichen Mächte im Jahre 1725 veranlaßt, bei der Pforte, jedoch erfolglos, Vorstellungen zu erheben. Die „Berlinische privilegirte Zeitung vom Donnerstag den 27. Septembris 1725 no 116“ meldet aus Constantinopel den 1. August: „Es haben sich allerseits Christliche Gesandtschaften hieselbst zusammengethan, und dem Groß-Vezier in einer Audienz vorgestellt, wie übel es Dero hohe Principalen empfänden, daß die Ottomannische Pforte alle verlaufene und desperate Leute aus der Christenheit annähme und denenselben gute Dienste auftrüge, unter welchen sich auch ein Banquerottirer aus Livorno befände, welchen der Sultan in Dienste genommen und demselben das Commando über einige Türckische Schiffe, um damit wieder die Christenheit zu agiren aufgetragen hätte, dahero denn die christlichen Puissancen verlangten, daß solche ausgeliefert werden möchten. Allein der Groß-Vezier hat denenselben zur Antwort gegeben, daß es dem Groß-Sultan frey stände, allen und jeden Dienste zu geben, die er tüchtig zu einem und dem andern fände.“

Während, wie wir hier gesehn, Langallerie und la Mothe dem Sultan zu Hülfe ziehn wollten, lesen wir dagegen in den Correspondenzen des sächsischen Agenten zu Rom, Baron von Puchet, von einem ihrer Zeitgenossen, der auf eigne Faust einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen beabsichtigte. Im Jahre 1724 erschien in Rom auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem begriffen, ein junger Pole, Volski, aus Gnesen gebürtig: durch Puchets Vermittelung erlangte er in Rom die Erlaubniß die Franziskanertracht anzulegen, die ihm, wie Puchet angibt, seine Reise erleichtern sollte.

So zog er nach Jerusalem und verweilte dort ein Jahr. Beim Anblick der schwachen und schlecht ausgerüsteten türkischen Besatzung, kam ihm wahrscheinlich der Gedanke, daß es nicht schwer fallen könne, sie zu überrumpeln und das Kreuz statt des Halbmondes wieder in Palästina aufzupflanzen. Erfüllt von dieser Ueberzeugung, kehrte er nach Rom zurück: dort verlachte man zwar seine Eroberungspläne, er erlangte aber vom Pabste ein Canonicat an der Cathedrale zu Genua, dessen Antritt ihm jedoch das Capitel wegen Mangels der erforderlichen Eigenschaften verweigerte. Volski durchzog nun mehrere Jahre Frankreich und die Niederlande, ohne daß es ihm gelang einen förmlichen Kreuzzug zu organisiren, er brachte aber einiges Geld zusammen und fand wenigstens einen seiner Landsleute bereit, sich ihm anzuschließen. Im Frühjahr 1729 mietheten die beiden Abentheurer in Marseille ein kleines Schiff, kauften 12 Flinten und 12 Säbel und segelten zunächst nach Genua, um dort eine der Zahl jener Waffen entsprechende Armee zu werben: die Behörde trat aber dem entgegen und nur der Respect vor den französischen Pässen, welche Volski und sein Begleiter bei sich führten, bewahrte sie vor der Arretirung. Sie begnügten sich daher mit Ankauf eines Stückes Tuch, aus welchem die Uniformen für 12 Mann gefertigt werden sollten, und setzten ihre Reise nach Civitavechia fort. Hier fand aber die Expedition ihr Ende: Volski mit seinem Gefährten ward auf Veranlassung des französischen Consuls, den man von Genua aus benachrichtigt hatte, festgenommen: er erklärte, er wolle nach Malta gehn, von dort unter dem Schutz des Ordens gegen die Raubstaaten kreuzen, dann in Palästina landen und es (mit 12 Mann!) erobern. Der närrische Kauz ward nach Polen zurückspedirt.

St. Cyr unter Frau von Maintenon. 1717.

Der Geheime Kriegsrath von Suhm, im Jahre 1717 sächsischer Gesandter in Paris, erhielt den Auftrag, Erkundigung über die damals unter der Leitung der Frau von Maintenon stehende Abtei und Erziehungsanstalt zu St. Cyr und deren Einrichtung einzuziehn. In einem Briefe vom 15. März 1717 meldet er über die Vollziehung dieses Auftrags Folgendes: „Ich konnte bei meiner Ankunft in St. Cyr Frau von Maintenon nicht sprechen, weil sie lebensgefährlich erkrankt war:* der Bischof von Chartres führte mich ein und stellte mich den 250 jungen Damen vor, die alle gleichmäßig in dunkelbraunes Tuch, mit einem Mantel und Rock von gleicher Farbe gekleidet sind: ein leinenes Häubchen, verziert mit einer schmalen Spitze und einer Bandschleife, bedeckt die Haare. Die Mädchen sind in vier Classen vertheilt, welche sich durch die Farben der Bänder (roth, blau, grün und gelb) unterscheiden: ihre kurzen Schürzen haben Band und Saum von denselben Farben. Sie tragen gelbe Handschuhe und wenn sie in die Kirche gehn, über dem Häubchen einen Ueberwurf von schwarzer Seide. Es war ein lieblicher Anblick, wie die 250 jungen Mädchen von ihren Obern geleitet, in der Kirche erschienen. Zwei Classen traten jedesmal zusammen ein, in zwei Gliedern, die sich nach rechts und links vertheilten, sich dem Hochaltar, dann einem Crucifix zuwendeten, das Zeichen des Kreuzes schlugen, sich auf die Knie warfen, sich wieder erhoben und auf die Bänke setzten,

* Sie starb bekanntlich im J. 1719.

alles dies in einem und demselben Tempo. Nach Beendigung des Gottesdienstes und einem durch die hellen Stimmen sehr gut ausgeführten Gesang, verließen sie in derselben Weise die Kirche. Man führte mich dann in das Refectorium: an zwei langen Tischen saßen die Mädchen, unter ihnen die Lehrerinnen, am Ende des Saales, an einem besondern Tische, die Oberin und ihre Gehülfinnen, in der Mitte eine Demoiselle, welche vorlas. Die Tafeln waren sehr reinlich gedeckt, Jede hatte einen Teller Suppe vor sich, einen Becher zum Wassertrinken und eine kleine Schüssel mit Fisch, zwei zusammen jedesmal eine Schüssel mit Salat. Hierauf zeigte man mir den Erholungssaal, in dem sich in der Regel Frau von Maintenon aufhält: man unterhält sich dort, arbeitet, trägt Gedichte vor, führt auf „des dialogues et des comédies saintes." In den 4 Classen fand ich die jungen Damen an verschiedenen Tischen, an deren jedem eine Lehrerin saß, beschäftigt mit Schreiben, Lesen, Arbeiten, je nach der Verschiedenheit des Alters. Neben jeder Classe ist ein Schlafsaal, in welchem jedes Mädchen ein Bett mit Vorhängen von der Farbe ihrer Classe hat: die Betten stehn in einer Reihe, in der nöthigen Entfernung von einander. In der Mitte ist ein großer Kamin: Laternen brennen die ganze Nacht hindurch. Die jungen Damen waren so freundlich, mich einige Dialoge und einen Act aus Esther hören zu lassen. Die Darstellerin des Königs, mit dem Scepter in der Hand, war ein reizendes Mädchen, sie sprachen alle sehr gut und als Esther ohnmächtig in die Arme der Wache sank, konnte ich meinen Beifall nicht unterdrücken. Dann setzten sich die Mädchen theilweise an ihre Arbeit, andere hüpften fröhlich herum, ein Anblick, der in der That uns an die Engel erinnerte. Das Krankenhaus, die Apotheke, die Küche, die Vorrathskammern, die Gärten, alles fanden wir in schönster Ordnung; allerdings beträgt aber der jährliche Aufwand 200,000 livres, wobei jedoch die 1000 Thaler mit inbegriffen sind, welche jede, die Anstalt verlassende junge

Dame (etwa 20 jedes Jahr) erhält. Aufgenommen werden nur adlige Fräuleins, nach vollendetem 7. Jahre, die bis zum 20. Jahre bleiben und beim Scheiden mit Kleidern und Wäsche und 50 Thlr. Reisekosten (außer den gedachten 1000 Thlr.) versehn werden: diejenigen, welche den Schleier nehmen wollen, können lebenslang in St. Cyr verbleiben oder sich mit den 1000 Thlr. in ein anderes Kloster wenden. Ein Pergamentband enthält die Genealogie aller Aufgenommenen und wird noch nach Jahrhunderten als Beweis des alten Adels gelten können. Frau von Maintenon trägt allein schwarzes Band: sie hat sehr vielen ihrer Zöglinge vortheilhafte Heirathen verschafft. Unter den Pensionairinnen fand ich auch ein Fräulein von Königsmark, Tochter dessen, der in venetianischen Diensten starb, ein Mädchen von sehr vielem Verstand: der verstorbene König hat sie im Kloster erziehn lassen."

Wenn der Verfasser des Briefes als den Vater des Fräulein von Königsmark denjenigen bezeichnet, der „in venetianischen Diensten gestorben," so paßt dies auf den Feldmarschall Otto Wilhelm Gr. v. Königsmark, der nach Notizen, die wir den genealogischen Correspondenzen des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz entnehmen, aus seiner am 21. September 1664 mit Eva Gräfin von Horn (geb. 14. Sptbr. 1653) geschlossenen Ehe 10 Kinder, darunter 4 Töchter hatte: eine derselben war jedoch in den ersten Lebensjahren gestorben, eine bei seinem Tode bereits vermählt und die beiden andern, von denen die jüngste, Verica Ebba, am 9. November 1689 geboren, waren im Jahre 1717 bereits über die Jahre der Erziehung hinaus. Wahrscheinlich ist daher nicht eine Tochter des Grafen Otto Wilhelm, sondern Maria Dorothea d'Holland von Königsmark* gemeint, eine Tochter des Grafen Karl Johann von Königsmark (des ältern Bruders

* Näheres über sie findet sich u. a. bei Cramer: Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Th. I. S. 8 u. f.

der schönen Aurora) und der Lady Southampton, von der wir lesen, daß sie in dem Kloster erzogen worden, in welchem ihre Mutter Zuflucht gefunden hatte, nach Lösung ihres Verhältnisses zu ihrem unbeständigen Geliebten, den sie als Page verkleidet, begleitete. Wir finden diese Dame auch in andern Correspondenzen erwähnt. Sie lebte später in Paris und vermählte sich 1726 mit dem Grafen Carcado. Als ein Neffe des Generalfeldmarschalls Grafen von Flemming sich nach einem längern Aufenthalt in Paris von ihr verabschiedete und dabei bemerkte, er habe bereits seinen Paß sich geben lassen und selbst „le certificat de santé“ nicht vergessen, erwiederte sie: „je crois, que Monsieur votre oncle ne sera pas faché, de vous voir revenir de Paris avec un certificat de santé.“

Haben wir übrigens Frau von Maintenon hier dem Ende ihres Lebens nahe, in klösterlicher Zurückgezogenheit, den Freuden der Welt entfremdet, gefunden, so ist es des Gegensatzes wegen interessant, einen Blick in ihr Boudoir, etwa 26 Jahre früher, zu werfen. Einen solchen gestattet uns der Brief eines Correspondenten des Geheimen Rathes von Bose, Luther, aus Paris vom 18. April 1698, der also lautet:

„Madame de Maintenon, n'ayant pas assisté aux ceremonies du mariage du Comte d'Ayen avec Mademoiselle d'Aubigni, sa nièce, a recu les visites de toute la cour, couchée dans son lit, faisant l'indisposée, il n'y avoit aucune chaise dans sa chambre et lorsque Madame la Duchesse de Bourgogne* vouloit s'assoir, c'était sur le pied du lit. S. A. Royale Mad. d'Orleans,** l'a trouvé fort mauvais et s'est plaint, qu'on ne lui ait point

* Marie Adelheid, des Herzogs Victor Amadeus II. von Savoyen Tochter, geb. den 6. Decbr. 1685, in ihrem 12. Jahre am 7. Decbr. 1697 vermählt mit dem Enkel K. Ludwig XIV., Ludwig, Herz. von Bourgogne, geb. 6. Aug. 1682.

** Elisabeth Charlotte, Tochter des Churfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, deren wir schon früher gedacht haben (Th. II. S. 168 u. f.).

apporté de siege, ce qu'aiant été dit au Roi, il a repondu, que Mad. de Maintenon avoit eu ses raisons. Le soir le Roi, qui ordinairement ne donne la chemise qu'aux princes de sang, la donna au comte d'Ayen et Mad. la Duchesse de Bourgogne la donna à la jeune Comtesse. Tout cela s'étant passé il y a deja quelque tems, je n'en fais souvenir Votre Excellence que parceque l'on en veut prouver par la, qu'il y a entre Sa Majesté et Mad. de Maintenon quelque chose de plus, qu'amant et maitresse."

Die Potsdamer Garde.

Die Soldatenspielerei, eine Krankheit, an der viele Fürsten, insbesondere im vergangenen Jahrhundert litten, hatte bei dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., die besondere Richtung genommen, daß er nicht nur die meisten, sondern auch die größten Soldaten haben wollte.

In Folge seiner Bemühungen gehörte daher zu den Merkwürdigkeiten Potsdams vor Allem die Potsdamer Garde, eine Sammlung von Riesen, wie sie die Welt weder vor, noch nachher vereinigt gesehn. Das uns vorliegende Maß des ersten Gliedes seiner Garde gibt nicht weniger als 3 Dresdner Ellen 15³/₄ Zoll an:* Recruten von solcher Körpergröße waren natürlich selten, sie auszuspüren, sendete der König nicht nur zahlreiche Werbeoffiziere aus, sondern er hielt auch in auswärtigen Ländern, u. a. England, Neapel, besondere Agenten, welche großgewachsene Menschen aufzusuchen und für die Potsdamer Garde anzuwerben beauftragt waren.**

* Für die Uebersendung dieses Maßes (mensuram de vobis magnis grenaderiis) bedankt sich der Cabinetsminister Gr. v. Wackerbarth bei dem Generalleutnant von Grumkow in einem Briefe vom 20. April 1728, der wie viele aus der humoristischen Correspondenz derselben, in einem (durch obige Probe belegten) Küchenlatein geschrieben ist, bei dem Priscian tüchtige Ohrfeigen erhält: andere Briefe sind pommerschplatt.

** Im J. 1730 bereiste ein preuß. Hauptmann, Kalzo, die Ukraine, konnte aber nur 60 Mann auftreiben, die nicht einmal „de la taille du premier rang“ waren. Die Kaiserin von Rußland fügte noch 15 Mann hinzu, so daß Kalzo im Januar 1731 doch mit einem Transport von 75 Mann zurückkehren konnte. Ein, die Ausbeutung der Levante bezweckendes, Geschäft scheint nicht zur Ausführung gekommen zu sein. Im Jahre

Dabei wurden keine Kosten gespart, aber auch unerlaubte Mittel und Vorspiegelungen häufig nicht verschmäht. Ein Brief an den Grafen von Brühl vom 17. März 1739 erzählt u. a. folgenden Fall. Ein junger curländischer Edelmann, aus sehr reicher und angesehener Familie, kam, 19 Jahre alt, nach Deutschland, um hier zu studieren: sein hoher Wuchs erregte die Aufmerksamkeit eines preußischen Werbeoffiziers, der sich ihm auf der Reise anschloß, großes Gefallen an ihm heuchelte und ihn beredete, seinen Weg über Berlin zu nehmen, wo er sich ihm als Führer anbot. Kaum angekommen, führte er den Jüngling in ein Weinhaus und trank mit dem Arglosen auf das Wohl des Königs: alsbald trat ein Commando ein, nahm den Recruten, wofür ihn der Offizier erklärte, in Empfang und führte ihn auf die Wache: er mußte in der That als Soldat eintreten und hatte es als eine besondere Begünstigung zu betrachten, daß man ihm die Zusicherung gab, er solle nach einem Jahre Unteroffizier und nach drei Jahren Fahnjunker werden. Eine andere Correspondenz meldet uns einen gleichzeitigen, ganz ähnlichen Vorgang.

Im Jahre 1739 hielt sich in Turin und Genua längere Zeit ein preußischer Offizier auf, welcher dort u. a. Bekanntschaft mit der Familie des Marquis de Brezé machte und sich besonders einem, in dem Anfang der 20ger Jahre stehenden, Sohn desselben, dem Chevalier d'Argentera anschloß, der sich durch eine außerordentliche Körpergröße auszeichnete. Er

---

1734 erschien zu Berlin ein Graf von Gondola mit seinem Sohne, der sich vorstellte als: „un homme de grande qualité, natif de Ragusa," und behauptete, er habe sich von seiner frühern Stellung her, als venetianischer Gesandter in Constantinopel, noch vielfache Verbindungen in der Levante bewahrt: er versprach, dem König die Erlaubniß zur Aushebung großer Leute in den dortigen Provinzen auszuwirken, wenn man ihm dagegen verleihe, „le caractère de ministre et le ruban jaune." So meldete ein Brief des Hrn. von Ponikau vom 30. December 1734 dem Grafen von Wackerbarth.

sprach oft mit ihm von der preußischen Armee, der glänzenden Laufbahn, die sich in derselben öffne und bewog den jungen Mann, ihn bei seiner Abreise zu begleiten. Viele Monate vergingen, ohne daß die Eltern irgend eine Nachricht von ihrem Sohne, eine Antwort auf ihre Briefe an ihn, erhielten. Sie wendeten sich endlich an den ihnen befreundeten sächsischen Cabinetsminister, Grafen von Wackerbarth, und dieser veranlaßte den sächsischen Legationssecretair Rothe in Berlin, nach dem Verschwundenen sich zu erkundigen. Er fand sich auch bald, er saß auf der Hauptwache gefangen, nur mit der Erlaubniß, bei Tage bisweilen, in Begleitung eines Unteroffiziers, einige Stunden auszugehn. Der Offizier, der ihn nach Berlin gelockt hatte, war ein Werber für das Regiment des Markgrafen Friedrich von Schwed und hatte den langgewachsenen Fremdling diesem als Recruten präsentirt: damit war wohl der Markgraf, aber nicht der Chevalier d'Argentera einverstanden: alle Zuredungen, ihn in Güte zur Leistung des Fahneneides zu bewegen, blieben vergeblich und so ward er denn, bis zur Beugung seines harten Sinnes, auf die Hauptwache gesetzt. Rothe fügte dieser Mittheilung bei: „il me semble, qu'il n'en échappera pas mieux, que d'autres Marquis, Comtes et Barons étrangers qu'on a amené icy sous des grandes promesses et lesquels ont été mis après cela dans les rangs des soldats."

Galt es einem besonders schönen Exemplar, dem nicht anders beizukommen war, so scheuten die Werber auch nicht offne Gewalt, selbst wenn sie dabei in fremdes Gebiet einbrechen mußten. So entführte im J. 1724 ein Hauptmann vom Regiment des F. Leopold von Dessau einen langen Menschen aus der Gegend von Darmstadt: geknebelt ward der Arme in einen Wagen geworfen und fort ging die Reise: in der churhessischen Stadt Kirchhayn gelang es aber dem Manne durch Hülferuf, die Aufmerksamkeit zu erregen: Leute liefen zusammen, verhinderten die Abfahrt des Wagens, der Offizier der Garnison kam herbei, arretirte den preußischen

Hauptmann und ließ ihn nach Cassel bringen, wo ihm zwar gestattet ward, nach gegebenem Ehrenwort, daß er sich nicht entfernen wolle, frei herumzugehn, wo er aber einen längern unfreiwilligen Aufenthalt nehmen mußte, bis die Angelegenheit durch Verhandlungen beigelegt wurde. Im Januar 1733 drangen preußische Soldaten unter der Führung des Cornets v. K., über die Anhalt-Cöthensche Grenze, um sich eines dortigen langen Schäfers zu bemächtigen: es gelang ihnen, ihn in ihre Gewalt zu bekommen, allein ehe sie noch die preußische Grenze erreicht, entsprang er: der Cornet verfolgte ihn zu Pferde, löste ein Pistol auf ihn und der Mann sank todt zu Boden: der Thäter entfloh. Ein anderes Mal lauerten verkleidete Werber zwischen Harburg und Lüneburg einem hannöverschen Postillon auf, der allen ihren Verlockungen widerstanden hatte: als er mit dem Briefbeutel ankam, rissen sie ihn vom Pferde und schleppten ihn fort: das Pferd mit dem Briefbeutel ließen sie laufen.* Noch gewaltsamer verfuhr man, nach des Grafen von Manteuffel Mittheilungen, zu Anfang des Jahres 1740 gegen einen Pachter der Cistercienserabtei Paradies in Polen, dem wegen seines hohen Wuchses schon lange vergeblich nachgestellt worden war: gewarnt, war er sehr vorsichtig, wagte sich nie über die preußische Grenze, ja er wechselte selbst öfters sein Nachtquartier. Ein preußischer Offizier, der besonders sein Auge auf ihn geworfen, erfuhr, daß des Pachters Frau im Kindbette liege, er vermuthete demnach, daß der Gatte während dieser Zeit gewiß zu Hause anzutreffen sein werde: verkleidete Soldaten wurden abgeschickt, die sich in die Nähe der Pachterwohnung schlichen und in der Nacht in dieselbe einbrachen. Das Ehepaar ruhte zusammen in einem Bett: die Soldaten fielen über den Mann, der sich widersetzte, her, man band ihn, allein in dem Getüm-

* Das Ereigniß trug sich einige Monate vor des Königs Tode zu: Friedrich II. befahl sofort nach seiner Thronbesteigung, den Postillon in Freiheit zu setzen und seine Entführung streng zu bestrafen.

mel und der Dunkelheit, ergriff man statt seiner beiden Füße, nur einen derselben und fesselte diesen an das Bein seiner Frau: als man ihn dann aus dem Bett zog, riß man durch diesen Mißgriff zugleich die Wöchnerin mit heraus, die in Folge des Schreckens einige Stunden darauf verschied: der unglückliche Gatte ward, seines Flehens ungeachtet, fortgeschleppt. Vermochte er selbst sich nicht zu befreien, so versuchte es doch auf energische Weise sein Schutzherr, der Abt von Paradies. Da seine Reclamationen bei den preußischen Behörden erfolglos blieben, ließ er mehrere Kaufleute aus dem preußischen Städtchen Züllichau, die einen Markt unweit der Abtei besuchten, festnehmen: auf Verwendung des Stadtrathes zu Züllichau, entließ er zwar einige der Gefangenen, erklärte aber, er werde die übrigen als Geißeln für seinen Pachter behalten. Die preußische Regierung schrieb hierauf „fort cavalièrement," wie unser Gewährsmann angibt, an den Abt, worauf dieser in demselben Tone antwortete, der König von Preußen habe ihm nichts zu befehlen, er werde die Züllichauer zurückhalten, bis er seinen Pachter wieder habe. Als der König dies erfuhr, berief er den Leutnant von Gröben zu sich und befahl ihm, ohne seine Minister zu Rathe zu ziehn, mit 24 Husaren aufzusitzen, nach Frankfurt a. d. O. zu reiten und dort erst eine schriftliche Ordre, die er ihm übergab, zu öffnen. Der Leutnant befolgte den königlichen Befehl und war allerdings sehr erstaunt, bei Oeffnung der Ordre zu ersehn, er solle mit seinen 24 Husaren in Polen einrücken, dort sich auf die Güter der Abtei Paradies einlegen und um jeden Preis die Züllichauer befreien, nöthigenfalls die preußischen Regimenter Schwerin und Schulenburg zur Hülfe rufen. Der Abt fügte sich beim Erscheinen der 24 Husaren nicht, Leutnant von Gröben mußte daher, um seinen Auftrag vollziehn zu können, noch andere Unterstützung zu Hülfe nehmen.

Wenn man eine, vielleicht etwas stark colorirte Schilderung des weitern Verlaufs der Expedition aus der Feder des Herrn „Anton Franz Grünweber, königl. Hoff Richter des

Schwibußer Crayses" liest, so glaubt man allerdings eine Scene aus dem 30jährigen Kriege vor sich zu haben. Nach dieser Mittheilung rückte vor das Kloster Paradies am 21. März 1740 früh 6 Uhr „von dem Brandenburgischen Völkern eine Compagnie Musketiere und ein Corps Husaren," denen sich eine Menge Bürger aus Züllichau angeschlossen hatten, und ein und zwanzig, „dem Verlaute nach mit Granaten, Sturmleitern und andern Geräthschaften beladene Wagen" folgten. Ein in der Nähe des Klosters aufgestellter Wachtposten wurde „grausam geprügelt" und seiner Mütze und eines neuen Mantels beraubt. Dann theilte sich das gegen 400 Mann starke Corps „in drei Haufen, deren einer in der Gegend der St. Annenkirche sich aufstellte, um die von Seiten des Klosters gemuthmaßte Resistenz und Bewegungen zu observiren, die andern zwei aber das Kloster auf zwei Seiten, nehmlich durch das Conventvorwerk und bei dem Hospitalthor anfielen." Mit Mauerbrechern und Aexten ward das Hospitalthor aufgebrochen, sodann das zweite, in den Klosterhof führende, Thor mit Aexten eingehauen. Pater Deodatus, der den Eindringenden zuerst in die Hände fiel, ward durch einen Säbelhieb in den Kopf verwundet und gebunden, gleiches Schicksal hatte der Pater Amadeus, die Soldaten „schlugen ihm Ohrfeigen, zogen ihm die Säbel vor der Nase hin und her, thaten ihm alle nur ersinnliche Schimpfworte und Schmach an" und zwangen ihn, sie zur Abtei zu führen. Diese war fest verschlossen, allein die Zimmerleute brachen die doppelten Thüren und alle Thüren im Gebäude, selbst die eiserne Cabinetsthür, auf und es begann nun eine vollständige Plünderung, bei welcher eine Menge kostbarer Silbergeräthe, des Prälaten goldene Kette mit dem Kreuze, Geräthschaften aller Art, als gute Beute betrachtet wurden: das Verzeichniß der abhanden gekommenen Gegenstände füllt mehrere Seiten. „Aus des Herrn Prälaten Apotheke ward das von der letzten Frankfurter Messe gekommene Gewürze, Stockfisch, Häringe und andere Fischwaaren, an Werth 100 Thlr.,"

entwendet und dem Herrn Kaplan sein ganzer Bestand an Aquavit. „Die Soldaten drangen auch in die Klosterapotheke, zerschlugen die Fenster, mißhandelten den Apotheker, nahmen die besten Medicamente und Gewürze mit sich, tranken die Aquavite aus, zerschlugen die Flaschen und ließen, was sie nicht genießen konnten, auf die Erde laufen. Auch das Priorat ward gestürmt, die Chatoulle aufgehauen und einer darin befindlichen Summe Geldes beraubt, dem Prior vieles Silbergeräthe und sein bestes Pferd entführt. Der Prior selbst trat den Eindringenden, ohne sich ihnen zu erkennen zu geben, entgegen mit der Frage, was sie wollten? Schimpfreden, der Säbelhieb eines Husaren, den aber eine wohlthätige Weinrebe auffing, und Bajonetstiche, die glücklicher Weise nur streiften, waren die Antwort, der Prior aber entkam verwundet in das Kloster in einen geheimen Versteck. In der Kirche war der Convent versammelt, da man ein geistliches Fest, den Feiertag des heiligen Benedictus, beging. Die Soldaten drangen in die Kirche ein und riefen nach dem Prior: als dieser, der, wie gedacht, sich verborgen hatte, nicht erschien, verlangten sie, nachdem sie vergeblich das Kloster durchsucht, von den Mönchen, unter Mißhandlung mehrerer derselben, sie sollten den Prior zur Stelle schaffen, „indem sie sich herausließen, daß sie den Prälaten todt oder lebendig bringen sollten, auch sagten, daß, wenn sie einige Gegenwehr gefunden, sie das Kloster in Brand stecken wollen." Wir übergehn dabei die specielle Specification der einzelnen Ohrfeigen, Hiebe, Stiche ꝛc., welche der Bericht uns gewissenhaft erzählt, mit Stillschweigen. Die Züllichauer „zwei Krämer" wurden befreit, und nachdem der wüste Lärm lange Zeit gedauert, ließ endlich der commandirende Hauptmann den Subprior aus dem Chore in der Kirche abrufen, fragte ihn, „wo der Prälat und der Prior sei? und als der Subprior sich mit Unwissenheit entschuldigte, versetzte der Hauptmann, daß er einen Brief an den Prälaten und an den Prior geschrieben, er erwarte die Antwort, wenn sie also mit denen Allen nicht sprechen

könnten, wüßten sie, was sie weiter machen würden." Der erschreckte Subprior fürchtete schon das Kloster in Flammen aufgehn zu sehn, indessen es ward nicht so schlimm: plötzlich ertönte der Appell, die Soldaten stellten sich in Reihe und Glied und der Hauptmann verlangte vom Subprior, „da seine Leute nunmehr ermüdet wären, möchte man sie von Seiten des Klosters mit einem Gulden entschädigen," er beruhigte sich aber bei der Versicherung, daß „von Gelde gar nichts vorhanden wäre." Darauf setzte sich der Trupp unter dem Geschrei „Victoria! Sehet was die Brandenburger können!" mit den befreiten Züllichauern in Marsch, der Husarenoffizier aber versicherte noch beim Abzug: „Werdet ihr noch einmal Repressalien brauchen, werden wir bald wieder hier sein." Während des Ueberfalls des Klosters waren übrigens auch die Klostervorwerke heimgesucht, Kälber, Schaafe, Victualien und andere Gegenstände dort geraubt worden.

Hier hatte die Uebermacht den Preußen den Sieg verschafft, nicht so glücklich lief aber eine andere Expedition ab, bei der ein Trupp von beinahe 300 Mann Preußen von Marienwerder aus, nach Polen eindrang, um einige große Männer mit Gewalt zu entführen: die Polen eilten von allen Seiten bewaffnet herbei, griffen die Preußen an und verjagten sie nach einem förmlichen Gefecht.* Der russische Gesandte zu Berlin stellte deshalb die preußischen Minister, welche von diesen Vorgängen, besonders von dem Feldzuge gegen die Abtei Paradies gar nichts erfahren hatten, sehr ernsthaft zur Rede, bemerkte, er habe deshalb an seinen Hof berichten müssen, der solche Handlungen „d'hostilité ouverte" gegen Polen, gewiß nicht gleichgültig ansehn werde. Die nun drohenden Verwickelungen beunruhigten den König sehr,

* Aehnliche Vorgänge aus Polen werden mehrere erwähnt: als einst ein polnischer Edelmann, Prusinski, sich über die gewaltsame Entführung zweier seiner Unterthanen beschwerte, erhielt er auf sein höfliches Schreiben nur die Antwort, „que le Roi de Prusse avoit besoin du monde pour recruter ses régiments."

und der Oberst Camus, welcher, wie man vermuthete, dem König den Rath zu der Expedition gegen den Abt gegeben, mußte nun auch den Zorn des Königs empfinden, indem dieser einen Tisch mit allem, was daraufstand, nach ihm umwarf und ihn aus seiner Gegenwart verbannte.

Ueber Chur-Sachsen hatte der König durch seine Kundschafter ein förmliches Inventarium aufnehmen lassen, worin Jeder, der einige Zoll über die gewöhnliche Größe hervorragte, eingetragen war.* Mit dieser „liste des grands hommes, qui se trouvent en Saxe," überraschte Friedrich Wilhelm im J. 1726 den Generalfeldmarschall Grafen von Flemming, der, selbst ein Liebhaber, doch nicht ahnete, welche Schätze von Riesen Sachsen barg: daran war denn die Bitte geknüpft, die Verzeichneten dem König zu überlassen. Der Graf von Flemming erwiederte ausführlich, daß er zwar durch die Landesgesetze behindert sei, die Bestellung zwangsweise vollständig auszuführen, daß er aber sein Möglichstes thun werde, um dem königlichen Wunsche zu genügen. Er brachte auch 12 Mann „de la hauteur du 3me rang des grenadiers" zusammen, die er, genau nach dem Potsdamer Reglement gekleidet und bewaffnet, dem König sendete. Nach einer uns vorliegenden Berechnung kostete die Ausrüstung eines Mannes 49 Thlr. 11gl., nämlich

Uniform, Weste, Hose,	21 Thlr.	—
Leinewandhose,	—	12 gl.
Hut,	1 Thlr.	16 „

* Der König Friedrich Wilhelm I. schätzte überhaupt die Sachsen als Soldaten sehr hoch. Bei einem Diner am 31. December 1733 sagte er, in Gegenwart des Grafen von Manteuffel, zu dem französischen Gesandten, Marquis de la Chetardie: „Mes troupes, comme tout le monde en conviendra, sont assez belles, mais les Saxonnes, ma foi, sont bien plus lestes et en quoi elles sont préférables à toutes celles, que je connois, c'est qu'un Saxon est naturellement fait pour la guerre et qu'il attrape en 3 semaines un air soldat, que les miens attrapent à peine au bout d'une année."

Hemde und Halsbinde,		Thlr.	20	gl.
eine rothe Cravatte,			3	„
Seitengewehr mit Bandelier,	2	„	20	„
Stiefletten und Kniebänder,			16	„
Strümpfe,			20	„
Zopfband,			8	"
Patrontasche,	3	„	12	"
Flinte,	10	„		
Schuhe mit Schnallen,	1	„	8	„
Tornister,	—	„	18	„
Bleich (?)	5	„	12	„

Es war also kein unbedeutendes Geschenk, das man auch von Dresden aus umsonst zu machen, nicht die Absicht hatte, es ward vielmehr durch den Grafen von Wackerbarth in Berlin sehr deutlich die Erwartung ausgesprochen, daß man dafür einer Gegenleistung, bestehend in Seltenheiten aus der Berliner Kunstkammer entgegensehe, nur sollte der Anschein eines förmlichen Tausches vermieden werden, „pour éviter," wie Graf Flemming schrieb, „de troquer des raretés contre des figures vivantes." Diese für jene Zeit ungewöhnliche zarte Rücksicht, welche den Abschluß eines förmlichen Vertrags behinderte, ward aber in Berlin nicht anerkannt. Die Recruten wurden dankbar angenommen, allein die raretés blieben aus. Einige Zeit darauf ward dem damaligen Vertreter Sachsens am Berliner Hofe, von Suhm, unter den Fuß gegeben, man sei geneigt, die dortige Kunstkammer, das Medaillencabinet und die Bibliothek, als Tauschartikel für große Leute anzubieten. Suhm besichtigte denn nun mit dem Geheimen Rath von Marschall diese Sammlungen und bezeichnete darin (1720) Mehreres, von dem er glaubte, daß es als Handelsartikel dienen könne; wir finden 15 Nummern verzeichnet. Außer verschiedenen Kunstgegenständen, Schränken und Möbelstücken rc. aus Elfenbein rc., werden aufgeführt:

das Münzcabinet,

die Sammlung eines alten Herzogs von Pommern,

4 Marmorstatuen, (Diana von Ephesus, ein großer und ein kleiner Priap, Momus, mit dem Zusatz Suhms: „ce sont des idoles, qu'on pretend avoir été tiré des temples"),
eine Reiterstatue Friedrich Wilhelms,
ein heiliger Georg von Bronce, endlich
„des peaux extraordinaires des Indes.".

Der Gesammtwerth dieser Gegenstände ward von dem Geheimen Rath von Marschall auf 500,000 Thlr. berechnet: dagegen wollte er für den Tauschartikel nur einen unverhältnißmäßig geringen Preis bewilligen, für die größten Leute nur 300 Thlr. Suhm schlägt in seinen Depeschen förmlich die Hände über dem Kopf zusammen, über diese geringe Werthschätzung sächsischen Menschenfleisches und daran zerschlug sich auch der ganze Handel.*

Flemming ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, für sich Privatgeschäfte in „langen Kerls," mit dem König von Preußen zu machen. Ein Mal überließ er dem Letztern 4 Mann für 5000 Thlr., bei einer andern Gelegenheit 2 Mann, um dadurch zu erlangen „le pardon de Mr. de Sparfeld." Zu gleichem Zweck schrieb er an einen andern sächsischen Offizier am 3. Juni 1721: „Kann ich den langen schönen Kerl, Namens Andreas Hessen vom Criegerschen Regiment bekommen, so ist es mir lieb, noch lieber aber wird es mir sein, wenn er nicht viel kostet. Ich habe ihn vor Ihre K. M. in Preußen, gegen einen Basson (Fagottist) destinirt, gekleidet darf er nicht werden."

* Für den Fall des Zustandekommens des Tauschgeschäfts, wünschte König Friedrich August auch Polen beizuziehn und ließ daher (12. Juni 1720) dem General-Feldmarschall Gr. v. Flemming durch den Cabinetsminister Gr. v. Wackerbarth schreiben, „er möge dem General Münnich eine ordre zuschicken, daß er lange Kerle zu Grenadieren möchte anwerben, welche er nachgehends dem König von Preußen schenken wolle." Flemming weigerte sich aber, dem Befehle nachzukommen, indem er bemerkte: „je n'oserois donner un tel ordre, qui me rendroit coupable envers la republique (de Pologne)," er rieth, der König möge Münnich nur mündlich anweisen, „car je ne conseille pas non plus, de le faire par écrit."

Der Musikus, Namens Richter, den Flemming einhandeln wollte, war der Erste der Virtuosen auf seinem Instrument, und besonders von der Königin von Preußen geschätzt, die ihn oft bei sich blasen ließ. So sehr sie seinen Verlust beklagte, er ward Flemming für sein Hausmusikcorps überlassen.

Schon im J. 1716 hatte übrigens Flemming dem König ein Geschenk, bestehend in 6 schönen Leuten bestimmt und den damaligen sächsischen Gesandten in Berlin, v. Manteuffel, beauftragt, den König davon in Kenntniß zu setzen. Diesem schien aber die Zahl von 6 eine wahre Verschwendung und er beschloß, zu öconomisiren. Bei der nächsten Audienz eröffnete er dem König, Graf Flemming lasse sich Sr. Majestät zu Füßen legen und sich eine Gnade ausbitten. Auf die Frage was denn? antwortete Manteuffel, indem er sein Gesicht in ernste Falten legte: Ew. Majestät haben einige sehr schöne Leute in Ihrem Bataillon. Er will gewiß Einen loshaben, unterbrach ihn der König mit besorgter Miene. Ganz und gar nicht, erwiederte der Diplomat, der Feldmarschall wünscht vielmehr jene Zahl zu vermehren und bittet um Erlaubniß, Ew. Maj. drei bis vier ausgewählte Leute anbieten zu dürfen. Der König bezeigte die größte Freude, umarmte Manteuffel und bat ihn, Flemming seinen lebhaftesten Dank zu versichern. Flemming war mit der Ersparniß sehr zufrieden und befahl dem General v. Wostromirski, drei der Leute an den König von Preußen abzuliefern und ihm die drei andern „aufzuheben."

Aehnliche Lieferungen, die der König in seinen Dankschreiben als wahre Freundschaftsbezeigungen anerkennt, (je prens cela pour une véritable marque de Votre amitié, schreibt er einmal) kommen mehrfach vor.

Auch der sächsische Cabinetsminister, Graf von Wackerbarth, wußte sich dadurch dem König angenehm zu machen. Am Geburtstage desselben, am 4. August 1715 ließ er ihm durch einen großen, wohlgebauten Mann einen großen Strauß

von Tabacksblättern, nebst zwei schönen türkischen Pfeifen und einem gestickten, mit trefflichem Taback gefüllten Beutel überreichen und bat ihn zugleich auch als Geschenk anzunehmen: „le cupidon qui en était le porteur.“ Der König war über diese sinnige Aufmerksamkeit höchst erfreut, „et le présent,“ heißt es darüber in einem Briefe, „le mit de si bonne humeur et par consequent toute la compagnie, qu'ils n'épargnerent point le vin, dont la plus grande partie des conviés en prit presque plus, qu'elle ne put porter.“ Auch der Feldmarschall Graf Seckendorf erfreute den König im J. 1733 mit einem Tyroler, so hoch wie die Berge seines Vaterlandes, den er mit 5600 Thlr. bezahlt zu haben behauptete.

Im Jahre 1725 „schenkte“ ferner Flemming dem König von Preußen zwei „lange Kerls,“ für welche ihm, wie er versicherte, von Händlern, die mit ihnen beim König hätten Geschäfte machen wollen, 4000 Thlr. geboten worden. Flemming machte diesen Umstand bei dem preußischen Generalleutnant von York geltend, um als Gegengeschenk vom König ein Hirschgeweih von 66 Enden zu erlangen, ein Wunsch, der aber nicht erfüllt ward.

Diese Verweigerung mochte den Feldmarschall um so weniger geneigt machen, ein zu derselben Zeit an ihn gelangendes Gesuch, einen Flügelmann nach Preußen zu liefern, zu genehmigen. Ein Verwandter des Feldmarschalls, Julius Gustav von Flemming, war in preußische Dienste getreten, und sein Chef, der Generalmajor von Wensen, versprach ihm, nachdem er 6 Wochen Unteroffizier gewesen, das Fähnrichspatent, „unter der Condition, daß er sich obligirte, einen Flügelmann für das Regiment zur reconnaissance zu stellen.“ Einen solchen zu finden, hatte aber eben seine Schwierigkeiten, und so wendete sich denn Flemming an den Feldmarschall und bat ihn (im October 1725), „er möge gnädigst geruhen, ihm einen Kerl von großer Taille zu überlassen.“ Der reiche Graf war sonst gegen seine Verwandten sehr frei-

gebig und jederzeit bereit, sie zu unterstützen,* (schenkte er doch z. B. einige Jahre früher einem seiner Neffen ein Capital von 40,000 Thlr.) allein diese Anforderung schien ihm doch alle Grenzen zu übersteigen, er antwortete daher, „er könne dazu nicht behülflich sein, indem dergleichen Leute hier selten zu haben, auch solche anzuwerben und außer Landes zu schicken, nicht gestattet sei."

Eine ähnliche ablehnende Antwort erhielt auch der General von Grumkow (1737 Feldmarschall), als er die Bitte an Flemming stellte, er möge ihm die Erlaubniß verschaffen, durch seinen in sächsischen Diensten stehenden Bruder 10—12 große Leute in Sachsen gegen gutes Handgeld anwerben zu lassen. Selbst eine Dame behelligte den Feldmarschall mit ähnlichen Anliegen. Wir finden eine lange Correspondenz desselben aus den Jahren 1725 u. f. mit der Fürstin Marie von Radziwil (vermählt mit dem F. Georg Joseph), geb. F. von Anhalt, die den Grafen Flemming dringend anging, er möchte ihr einen Mann von „5 Fuß 11 Zoll 2 Strichen" verschaffen, den sie ihrem Bruder, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau schenken wollte, um gegen ihn die Freiheit eines Andern, der, wie sie behauptete, ein besseres Schicksal verdiente, einzutauschen. Sie mußte aber mehrere Jahre warten, ehe der Feldmarschall ihren Wunsch erfüllte; er entschuldigte sich damit, daß er „dans toutes les troupes de Saxe, tant infanterie que cavalerie," kein geeignetes Individuum auftreiben könne: aus Polen wolle aber Niemand nach Deutschland, weil man beim Außenbleiben der Nach-

* Er war aber auch sonst bereit, die Ehre der Familie (in seiner Weise) aufrecht zu erhalten: als einer seiner Neffen lieberliche Streiche gemacht, schrieb er dessen Vater (1723), er werde ihm den jungen Menschen zuschicken, indem er beifügte: „ou bien si vous trouvez à propos, qu'il soit mis à Sonnenstein, comme vous en aviez ci-devant le dessein, je l'y ferai mettre et l'on repandra le bruit, qu'il est mort. Vous pouvez choisir des deux parties, celui que Vous souhaitez."

richten von den dahin übergegangenen Polen dort glaube, „que le diable protestant les a emportés.“

Gelang es übrigens nicht, auf gütliche Weise den ganzen Bestand sächsischer Riesen nach Potsdam überzusiedeln, so scheute man auch, den Einzelnen zu erlangen, die Verletzung der sächsischen Grenze nicht, und wir finden ganze Stöße Acten, preußische Werbeexcesse betreffend. Ein Befehl vom 5. December 1718 warnte die sächsischen Unterthanen vor dem Ueberschreiten der preußischen Grenze und dem Besuchen der dortigen Schänken, Rescripte vom 28. März 1721 und 25. Mai 1724 ordneten die Bewaffnung der sächsischen Unterthanen an der preußischen Grenze an und die Vertheilung von Munition und Gewehren, welche in den Forst- und Amthäusern niedergelegt werden sollten, um nöthigen Falls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Wegen Festnehmung preußischer Werber entstanden wiederholt die ernstesten Streitigkeiten. Als im Jahre 1727 ein preußischer Unteroffizier, Zahn, in Sachsen arretirt und zum Strange verurtheilt worden war, ließ der König von Preußen sogar den sächsischen Gesandten zu Berlin, von Suhm, durch den Minister von Katsch bedrohen, „er werde für seine Person unglücklich sein,“ was man denn in Dresden, als Repressalie, dem preußischen Gesandten ebenfalls andeuten ließ: Suhm entfloh mit seiner Familie nach Lübben und die Differenz ward später durch die Erklärung, Suhm habe die Worte des Ministers von Katsch mißverstanden und die Zusage des Königs von Preußen beigelegt,* daß er „seine Leute ihrer Insolenz halber dergestalt ansehn und abstrafen werde, daß gewiß Andere sich daran zu spiegeln und vor dergleichen sich ins künftige um so vielmehr zu hüten Ursache haben würden.“ Als hierauf König Friedrich August in einem Schreiben vom 29. December 1727 er-

* Ueber den Vorgang mit Suhm s. u. a. Gallus, Geschichte der Mark Brandenburg. Bd. 5, S. 141. Carlyle, History of Friedrich II. of Prussia t. III. p. 91 u. f. Leipzig 1858.

klärte, er bestehe nicht auf Bestrafung der Schuldigen, weil er „Jemandem Verdruß zu verursachen von Natur nicht geneigt, am allerwenigsten aber Sr. M. Leute dermalen in Unglück zu stürzen gemeint," sendete der König von Preußen den Generalmajor Gr. v. Lottum eigends nach Dresden, um seinen Dank für diese Großmuth auszusprechen. Im Jahre 1739 erneuerten sich aber die Streitigkeiten. Ein preußischer Hauptmann vom Regiment Prinz Eugen von Anhalt, war nach Warschau gekommen, unter dem Vorgeben, er habe die preußischen Dienste verlassen: er warb heimlich mehrere Garde du corps und einen Holzträger aus dem Schlosse zu Warschau an und entfernte sich mit ihnen: allein man setzte ihm nach und nahm ihn fest: vergeblich bot er den Gardes du corps, die ihn arretirten, 500 Ducaten, wenn sie ihn entließen, er ward nach Warschau zurückgebracht und erst nach langer Haft und vielen Verhandlungen entlassen.

In England, welches eine Anzahl der stattlichsten Männer, aber um hohen Preis * lieferte, hatte der preußische Gesandte, von Bork, selbst den Vermittler bei mehreren Anwerbungen gemacht und dadurch große Mißstimmung beim Volke erregt. Als der Gesandte auf Urlaub nach Berlin ging, ließ das englische Cabinet den Wunsch andeuten, daß er auf seinen Posten nicht zurückkehren möge, da zu besorgen stehe, der Pöbel werde ihn insultiren. Der König von Preußen, der in einem ähnlichen Falle England bereits einmal nachgegeben hatte, ** nahm diese Eröffnung aber sehr übel auf, erklärte, er werde Bork nicht abberufen und „wenn ihm in London etwas zustoße, werde er sich an den englischen Gesandtschaftssecretair in Berlin (Guydicke) halten."

Wiederholt wurden dem Könige die dringendsten Vorstellungen gemacht, er möge dem Treiben der Werber Einhalt

* Ein Irländer, Kirkland, der aus London entführt ward, kostete 8862 Thlr. S. Fr. Förster, Friedrich Wilhelm I. K. v. Preußen, Th. II. S. 297.

** s. Aus vier Jahrhunderten Th. II. S. 162.

thun; so schreibt Graf von Wackerbarth an den Minister Grafen von Brühl am 11. August 1732: Je sais, que l'Empereur, aussi bien que le Prince Eugène, doivent avoir fait de serieuses representations à S. M. Prussienne au sujet de sa passion pour les grands hommes et des moyens, qu'Elle embrasse et des depenses, qu'Elle fait pour en avoir, de manière, qu'on se flatte, que cela aura fait de l'impression sur son esprit." Diese Hoffnung bestätigte sich aber nicht, obwohl die ernstesten Conflicte mit den Nachbarstaaten drohten. Der Churfürst von Cöln, aus dessen Staat mehrere Männer gewaltsam entführt worden waren, ließ eine gleiche Anzahl preußischer Unterthanen mit bewaffneter Macht wegnehmen, „bis er seine Leute wiederhabe." Derselbe Churfürst verhandelte (1732) mit dem Churfürsten von der Pfalz, mit Hannover, Hessen-Cassel und mehreren andern Regierungen über ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Uebergriffe preußischer Werber. Auch der Kaiser, der dem König gestattet hatte, in den östreichischen Staaten „lange Leute" anzuwerben, sah sich in Folge des Mißbrauchs, der mit dieser Erlaubniß getrieben ward,* veranlaßt, sie zu Ende des Jahres 1737 zurückzunehmen. Der König von Preußen war darüber außer sich. Ohne seine Minister davon in Kenntniß zu setzen, erließ er einen Befehl, durch welchen er verbot, einem kaiserlichen Soldaten oder Recruten, der sich ohne preußischen Paß in den preußischen

* Es wurden u. a. im J. 1722 in Ungarn einige preußische Werbeoffiziere festgenommen, für welche sich der König von Preußen „en désavouant pourtant leur conduite et déclarant, qu'ils avoient outrepassé ses ordres," vergeblich beim Prinzen Eugen verwendet. Sie wurden in sehr hartem Gefängniß gehalten und die Prinzessin Henriette von Anhalt-Dessau (Tochter des Fürsten Johann Georg II.), die sich für einen derselben interessirte, nahm deshalb die Verwendung des Generalfeldmarschalls Gr. von Flemming in Anspruch: v. Masco, so wird er in den Briefen genannt, ward zwar mit der ihm drohenden Todesstrafe verschont, jedoch erst nach länger als Jahresfrist der Haft entlassen.

Staaten betreten lasse, Quartier oder Lebensmittel irgend einer Art, er möge dafür bieten, was er wolle, zu gewähren. Er sendete zugleich den Minister von Marschall, der die Recrutencasse* zu verwalten und daher den Spottnamen Sanctus Recrutius erhalten hatte, zu dem östreichischen Gesandten in Berlin, um ihn von der getroffenen Anordnung zu benachrichtigen. Es erfolgte hierauf von Seiten der kaiserlichen Regierung eine sehr ernste Erwiederung, in der ganz nackt die Frage gestellt ward, ob der König jenen Befehl zurücknehmen wolle oder nicht? Alle preußischen Minister waren darüber einverstanden, daß dies zu geschehn habe und der König mußte wohl oder übel (im März 1738) seine Einwilligung geben: als Entschuldigung ward auf seine Veranlassung angeführt, es habe bei der Expedirung des Befehls ein Mißverständniß obgewaltet, indem die Absicht des Königs nicht richtig aufgefaßt worden sei.

In den Niederlanden hatten wiederholte Excesse preußischer Werber ebenfalls große Erbitterung hervorgerufen. Der sächsische Generalfeldmarschall Graf von Flemming wäre ihr beinahe ein unschuldiges Opfer geworden. Als er im Jahre 1724 mit einem zahlreichen Gefolge nach Holland reiste, hielt man ihn in einem Städtchen für den incognito reisenden König von Preußen. Der Pöbel lief vor dem Gasthause, in dem er abgestiegen war, zusammen; wenn der Graf sich am

* Einen Zuschuß eigenthümlicher Art wies ein Mandat d. d. Berlin, den 31. Juli 1722 dieser Casse zu: dasselbe besagte, der König habe auf der preußischen Reise wahrgenommen, „daß die Bauersleute mit hölzernen Schuhen gehen, so aber ein Ruin vor die Unterthanen ist, wie auch zum Nachtheil der Accise gereichet.“ Das Mandat verbot daher den Gebrauch der Holzschuhe und bestimmte, „die Kammerpräsidenten sollten wegen der Amtsunterthanen responsable sein, und Falls der Fiscus anzeigen würde, daß dieser ordre nicht nachgelebt worden, sollte der Kammerpräsident 200 Ducaten Strafe zur Recrutencasse geben,“ vorbehältlich des Regresses an die Unterbeamten, welche die Controle vernachläßigt: „wegen der adligen, Stadt- und Kirchdörfer,“ ward „den Eigenthümern“ dieselbe Strafe angedroht.

Fenster zeigte, rief man höhnend „Rechts um, links um, 125 Prügel." Man bot Einem aus dem Gefolge große Recruten an, um ihn in eine Falle zu locken und dann Gelegenheit zu Mißhandlungen zu finden. Erst als das Mißverständniß gelöst war, beruhigte sich das Volk.

Da die dringendsten Beschwerden ohne Erfolg blieben, wurden im J. 1733 in Mastricht ein preußischer Werbeoffizier und ein Unteroffizier erschossen und ein Werber gehängt. Als Repressalie ließ König Friedrich Wilhelm I. mehrere niederländische Offiziere, die sich zufällig in seinen Staaten befanden, arretiren und in Wesel festsetzen, verlangte auch von den holländischen Commissionairen in Königsberg 250,000 Thlr., unter der Drohung, man werde sonst auf die den Holländern gehörigen Waarenvorräthe Beschlag legen. Die Differenz ward zwar damals ausgeglichen, allein die Werbeexcesse hörten nicht auf und es ward daher im November 1739 ein auf frischer That ergriffener preußischer Offizier in Lüttich, in voller Uniform, mit dem Orden pour le mérite um den Hals, gehängt! Solche Beispiele verursachten natürlich unter den Werbern, die sich im Auslande aufhielten, einen großen Schrecken, und viele beeilten sich, ein Gewerbe aufzugeben, bei dem des Diensteifers solcher Lohn harrte. Hierdurch geriethen aber die Inhaber der Compagnien in große Verlegenheit, denn der König verlangte, daß ein Jeder „lange Kerls," und womöglich aus dem Auslande, auf dem rechten Flügel habe: vermißte er bei den Paraden solche Zierden, so war mehrmals Cassation und Spandau die Strafe: im November 1739 schickte der König, nach Manteuffels Angabe, einen Major sofort auf 6 Jahre nach Spandau, weil er keine fremden Recruten hatte. Auch der Generalmajor von Forçade flehte einmal den Generalfeldmarschall Gr. von Flemming an, er möge ihm mit einigen langen Recruten aushelfen, „puisque de Roi," wie er schrieb, „a protesté que celui, qui n'auroit pas de bonnes recrues, serait cassé comme un verre." Daß diese Drohung im Ernst gemeint

war, belegt uns ein Brief des sächsischen Legationssecretairs Rothe, d. d. Berlin, den 16. Juni 1739, worin er meldet: „Sa M. a cassé devant le front de leurs compagnies deux Majors, l'un nommé Katt du regiment de Glasenapp et l'autre de celui du Prince Charles. On n'en sait alléguer d'autres raisons, que celles, savoir qu'ils n'ont pas eu assez de recrues et de grande taille. Mr. de Katt a deboursé du sien les années passés plus de 10,000 écus pour avoir de bonnes recrues.“ Um solchem Schicksal zu entgehn, mußten denn die Offiziere unausgesetzt große Geldopfer bringen, da ihnen ein einzelner Mann bisweilen mehrere 1000 Thaler kostete. Graf v. Manteuffel erzählt u. a., ein östreichischer Edelmann habe seinen 17jährigen Sohn, von sehr langer Statur, einem Rittmeister zu Magdeburg im December 1739 für 4000 Thlr. und eine monatliche Pension von 10 Thlrn. förmlich verkauft.* Dies waren denn kostbare Paradestücke, deren Verlust durch Tod oder Desertion schwer zu ersetzen war.

Einst, im Mai des Jahres 1739 hatte der Flügelmann eines Regiments in Berlin im Wirthshause des Guten zu viel gethan: auf dem Rückwege stürzte er von einer Brücke, der das Geländer fehlte, in die Spree und ertrank: er war ein Ausländer, der dem Hauptmann seiner Compagnie 1500 Thlr. gekostet hatte. Der Letztere wendete sich an den

* Nach den hier erzählten Vorgängen kann es uns nicht wundern, wenn wir zu jener Zeit auch ein Beispiel des eigentlichen Sclavenhandels finden. Im Jahre 1725 verkaufte der Frhr. von Imhof an den General-Feldmarschall Gr. v. Flemming einen in Amsterdam geschenkt erhaltenen, neunjährigen Mohrenknaben für 40 Pistolen: er rühmt an der Waare, daß sie noch nicht getauft sei, was dem Käufer Gelegenheit geben werde „pour une bonne fête.“ Von einem Handelsgeschäft etwas ähnlicher Art lesen wir ein Paar Jahrhunderte früher: Georg Schumann, der Churfürst Augusts Gemahlin, Anna, „seinen Sohn, welcher ein Zwerglein, gegeben,“ erhielt dafür laut Rescript vom 13. Juli 1557: „die auf der Schäferei Wendisch-Borschütz erzielte Wolle, um den Preis, den jeder Andere gibt, gegen Bürgschaft jedesmal auf ein Jahr gestundet.“

König, stellte ihm vor, daß der Unglücksfall durch die Nachlässigkeit des die Aufsicht über die Brücke führenden Beamten herbeigeführt worden, da er die nöthigen Sicherheitsmaßregeln unterlassen habe, und beantragte, daß der Schuldige zur Ersetzung der 1500 Thlr. angehalten werde. Der König genehmigte dies, erließ deshalb einen Befehl und ordnete zugleich an, daß dem Beamten bis zur Bewerkstelligung der Zahlung ein Unteroffizier mit 6 Mann als Execution ins Haus gelegt werde.

Hauptsächlichen Werth aber legte der König, wie erwähnt, darauf, Ausländer als Recruten für sein Heer zu gewinnen. Als einst im December 1739 in der Tabagie das Gespräch auf die preußische Armee kam und ein General dabei äußerte, sie sei so trefflich, als es überhaupt zu erreichen möglich sei, und man werde künftig die fremden Werbungen entbehren können, stand der König auf und sagte höchst erzürnt: „die Werbungen und Revues sollen bleiben, so lange ich lebe, ich hoffe nicht, daß Ihr Aufwiegler werden wollt! Adieu Messieurs.“ Sprach's und verschwand im Nebenzimmer.

Auch der Kronprinz mußte sich daher, den Wünschen seines Vaters zu genügen, bemühen, Ausländer als Recruten zu erlangen, er verschmähte aber dabei, eine seltne Ausnahme, alle gewaltsamen und unerlaubten Mittel. Im Jahre 1735 hatte ihm der Rath zu Danzig „deux colosses,“ versprochen, allein sie erschienen nicht und als ein Offizier aus der Umgebung des Prinzen der Sache ohne Wissen des Letztern Anregung that, erfolgte die Antwort aus Danzig, man sehe sich, zum großen Bedauern des Rathes, zur Zeit außer Stand, die Zusage zu erfüllen, weil die Leute in den preußischen Dienst zu treten sich weigerten. Gleichzeitig ward der Graf Manteuffel von Danzig aus ersucht, jene Entschuldigung zu unterstützen, als der Graf aber deshalb mit dem Kronprinzen sprach, zeigte dieser sich sehr erzürnt über den unberufenen Eifer des Offiziers, der ohne seinen Befehl gehandelt und fügte, wie Manteuffel schreibt, hinzu: „je serois

bien aise, d'avoir ces deux hommes, s'ils vouloient servir de bon grè le Roi, mais je ne veux nullement, que le magistrat les y force ou fasse des frais, pour me les faire avoir. J'aime mieux y renoncer."

Einmal erhielt der Kronprinz aber einen ganz unverhofften Zuschuß zu dem Aufwand, den ihm seine Recruten verursachten.

Der sächsische Legationssecretair Rothe erzählt hierüber in einem Schreiben an den Minister Grafen von Brühl, d. d. Berlin, den 29. Mai 1739, wie er versichert, nach einer ganz zuverlässigen Quelle Folgendes: „Als in voriger Woche S. K. Maj. nebst Dero sämmtlicher königlichen Familie, wie auch die andern Prinzen vom Hause, ingleichen die auswärtigen, nebst den chefs der Regimenter, des Mittags an der königlichen Tafel sitzen, fängt der General von Schwerin an und sagt, wie ein jeder getreue Unterthan ohne Freude nicht sein könne, wenn er die königliche Familie wie jetzo beisammen sehe. Hierauf hat der König sich sogleich an den Kronprinzen gewendet und zu ihm gesagt: Fritze, ich liebe Dich von Herzen, nunmehro habe ich Dich erst recht kennen lernen, es steckt ein Friedrich Wilhelm in Dir, ich will Dir geben was Du haben willst. Der Kronprinz ist auf diese gnädige Anrede aufgestanden, um Ihro Majestät den Rock zu küssen, Sie haben es aber nicht zugeben wollen, sondern haben Sich auch von Dero Stuhl erhoben, den Kronprinzen umarmt und geküßt, dabei sagend: Fritze, nunmehr ist alles Vorhergehende vergessen und vergeben, Du bist mein lieber Sohn und sage mir, was Dir fehlt, Du sollst es haben. Hierauf hat der Kronprinz geantwortet, wie er ihm Ihro Majestät beständige Liebe und Gnade wolle ausgebeten haben und ist nach seinem Stuhl zurückgekehrt. Als sich beiderseits kaum wieder niedergesetzt, hat der General von Schwerin wieder zu reden angefangen und gesagt, Ihro Majestät, die jährlichen Recruten erfordern viel Geld. Nun Fritze, hat der König gesprochen, so schenke ich Dir zum Ersten, 100,000 Thaler, wenn Dir

mehr fehlt, so sage es mir. Auf diese gnädige Erklärung ist der Kronprinz wiederum aufgestanden, um den Rock zu küssen und sich zu bedanken, Se. K. Maj. aber haben ihn wie Anfangs, mit gleicher Zärtlichkeit umarmt und ist hiernächst von andern Sachen gesprochen worden."

Einen eigenthümlichen Handel, bei welchem der König ein Pferd gegen Recruten vertauschte, meldet uns ein Brief des chursächsischen Generals Grafen von Wackerbarth. König Friedrich I. hatte einen spanischen Hengst kommen lassen, den er in Spanien mit 1500 Thlrn. bezahlt hatte, das Roß gelangte aber erst nach dem Tode des Königs nach Berlin. Dem Grafen von Wackerbarth gefiel der herrliche Grauschimmel außerordentlich und König Friedrich Wilhelm I., dem dies nicht entging, erklärte sich bereit, es ihm für 24 Grenadiere zu überlassen. Wackerbarth bot 12 Grenadiere. Nachdem der Handel schon einige Zeit gedauert, ohne daß einer der Betheiligten sich dem Vorschlage des Andern genähert, brachte der König einst im September 1715 nach der Tafel, bei welcher sehr stark getrunken worden war, die Sache in Gegenwart des Herzogs von Würtemberg, des Fürsten von Anhalt und anderer Generale zur Sprache, indem er sagte, „seht Wackerbarth, um Euch gefällig zu sein, will ich 4 Kerls nachlassen, aber billiger bekommt Ihr das Pferd nicht." Wackerbarth erwiederte, Se. Majestät hätten ihm bereits Zeit zum Nachdenken gegeben, es sei ihm aber ein Gewissensscrupel beigegangen gegen einen Tausch, weil seine Grenadiere getauft sein, der Hengst aber nicht, indessen wolle er ihm das Pferd geben, so wolle er ihm 12, für das dritte Glied geeignete, Grenadiere schenken. Der Fürst von Anhalt fiel hier ein, indem er, wie Graf Wackerbarth schreibt, „avec le son de voix agréable, qui vous est connu et avec ses manières de courtisan fort poli," ausrief: „Was zum Teufel Ihro Majestät, was wollen Sie dat thun, den Spanier vor 20 Grenadierer? Ich gebe Ihnen 30 und alle von der Größe des N." Der König sah Wackerbarth

an und sprach, „besinne er sich, Wackerbarth, wenn er sich nicht entschließt, nehme ich des Fürsten Vorschlag an." Die höfliche Erwiederung des Grafen war, er würde es sich nicht verzeihen, wolle er eine so schöne Gelegenheit vorübergehn lassen, Se. Majestät und den Fürsten gleichzeitig zu verpflichten. Der Fürst, von dem Wackerbarth vermuthete, er möge wohl mit dem König einverstanden gewesen sein, ihn, Wackerbarth, zum Handel zu bestimmen, fing sich in seiner eignen Schlinge, der König nahm das Gebot an und der Fürst erhielt den Hengst gegen Lieferung von 30 Grenadieren der bezeichneten Größe. Als hierauf der Herzog von Würtemberg dem Fürsten von Anhalt 1000 fl. für das Roß bot, theilte Wackerbarth dem Letztern mit, er wünsche den Hengst für den König Friedrich August zu erwerben und bitte, diesem den Vorzug einzuräumen. Der Fürst ging darauf ein und für 300 Ducaten gelangte das Pferd an den Grafen. Ganz ohne Gewinn wollte dieser nun seinem König es nicht überlassen und so verlangte er denn in seinem Briefe an den Grafen von Flemming, der das Geschäft vermitteln sollte, „300 ducats neufs avec l'empreinte du Roi et 4 tonneaux de vin de Tokay vieux, mais point de Hufnagel:* Vous connaissez déjà mon goût: il faut qu'il soit doux, huileux et piquant, je le répéte encore, que je ne veux point de Hufnagel. J'ai besoin de l'argent et du vin, mais surtout du dernier et vous ne sauriez croire, combien le monde dans cette armée, sans excepter même le Roi, s'y sont affectionnés et combien peu ils se font de la peine d'en boire copieusement."

Wie der König jede Gelegenheit auszubeuten verstand, um seine Sammlung von Riesen zu vermehren, belegen auch

---

* So nannte man „des vins secs et violents" wie Graf Hoym in einem Briefe v. 16. Decbr. 1726 bemerkt, mit dem Hinzufügen, „selon moi, ce n'est qu'un vin gaté, aigri et corrompu." (Also ein Weinchen, das durch einen Zusatz etwa von Bitterwasser nur gewinnen konnte.)

Vorgänge aus dem J. 1735. Als der letzte Kampf Stanislaus Leszczynski's um die polnische Krone mit dessen Flucht geendet, folgten ihm viele seiner polnischen Anhänger nach Königsberg: sie erkannten, daß es kein geeigneteres Mittel geben könne, sich den Schutz König Friedrich Wilhelm I. zu sichern, als das Versprechen, ihm lange Recruten zu verschaffen. Eine Mehrzahl jener Polen stellte daher Reverse aus, in denen sie sich verpflichteten, dem König ein Jeder eine gewisse Anzahl großer Leute zu liefern.* Auch der Bischof von Wilna hatte eine solche Zusicherung unter der Zusage, daß er vor ihrer Erfüllung die preußischen Staaten nicht verlassen wolle, schriftlich ertheilt. Er vermochte aber seiner Verbindlichkeit nicht nachzukommen und als er nach dem Wiener Frieden, vom 3. October 1735, nach Polen zurückzukehren wünschte, versuchte er die Flucht. Er ward aber in Tilsit angehalten. Graf von Manteuffel, der angegangen ward, sich für seine Befreiung zu verwenden, lehnte dies in einem Briefe vom 10. December 1735 mit den Worten ab: „je m'emploierois volontiers pour son elargissement, s'il étoit accusé, d'avoir voulu p. e. détrôner le Roi de Prusse ou attenter à sa vie, mais que de parler pour quelqu'un, qui a promis de grands hommes, ce seroit m'exposer à tout ce qui pouroit m'arriver de facheux, sans la moindre espérance de réussir.“ Der Bischof und seine Schicksalsgenossen wendeten sich schließlich an den König von Frankreich, der denn auch in einer „lettre forte et sèche, bien sérieusement“ den König von Preußen bat, „de les laisser aller, sans en rien exiger.“ Dem französischen Gesandten, Marquis de la Chetardie, ging der Befehl zu, diesen Brief dem König zu eignen Händen zu übergeben,

---

* Stanislaus selbst ließ, während er in Danzig war, „durch Stadtsoldaten zwei ungemein große Kerls enleviren,“ die er dem König schenkte. Auch der Graf v. Poniatowski hatte dem König zwei Riesen versprochen; vergeblich bot er, da er sie nicht zu schaffen vermochte, 4000 Thlr. Entschädigung dafür, die der König nicht annehmen wollte.

er zog es aber vor, sich der unangenehmen Audienz zu entziehn und den Brief dem König nach Potsdam zu übersenden „et de l'accompagner," wie der Graf von Manteuffel in einem Briefe vom 7. Februar 1736 meldet, „de quelques lignes sucrées de sa façon." Der König fühlte sich aber trotzdem „piqué au vif" und schickte die Epistel den Ministern nach Berlin zurück, jedoch ohne Befehl, ob und was sie antworten sollten.

Wenn übrigens, wie wir gesehn haben, Friedrich Wilhelm I. bei der Anwerbung von Ausländern sich wohl entschließen mußte, seine sonstige Sparsamkeit zu überwinden, so wußte er dagegen seine Unterthanen mit weniger Unkosten zu enrolliren und dabei in eigner Person mitzuwirken. Traf er auf seinen Spaziergängen einen Bauer oder Bürger „de bonne mine," so versuchte er ihn anzuwerben und wenn er dazu keine Geneigtheit fand, „S. M. les attache à un grand fouet, qu'Elle porte ordinairement et les traine ainsi jusqu'au corps de garde." Vor solchem Zwang schützte auch der höhere Stand nicht. Ein reicher Edelmann in der Uckermark, von Arnheim, hatte, wie Graf von Manteuffel erzählt, einen einzigen Sohn, der schon in seinem 16. Jahre sich durch Schönheit und Größe auszeichnete. Dem Markgrafen von Schwed (aus der Brandenburger Nebenlinie in der Mark), den Graf v. Manteuffel als „naturellement fort brutal et le fléau des gentilshommes, dont les terres confinent avec les siennes" bezeichnet, war dies nicht entgangen und er bat den König, er möge den Jüngling veranlassen, in sein Regiment als Fahnjunker zu treten. Der König befahl dies auch dem Vater desselben mit den Worten an, er habe seinen Sohn „dem Markgrafen geschenkt." So loyal Herr von Arnheim auch gesinnt war, diese Disposition über seinen Sohn zu Gunsten des unbeliebten Markgrafen, schien ihm doch die Grenzen der königlichen Macht zu überschreiten: er eilte daher im Juni 1738 nach Berlin, um die Zurücknahme des Geschenks zu bewirken;

Graf v. Manteuffel bezweifelte aber, daß ihm dies gelingen werde, wenn er nicht eine sehr große Summe zum Opfer bringe.

Den Werbern genügte aber die erwachsene Generation nicht, sie anticipirten auch die heranwachsende. Die Offiziere machten auf alle Knaben, welche einige Aussicht auf künftige Körpergröße gewährten, Jagd, schickten Unteroffiziere in die Häuser, ließen die Namen solcher Knaben aufzeichnen, ihnen einen Paß ausstellen und eine rothe Halsbinde anlegen; damit waren sie zum Militair engagirt und zum „Anwachs," wie man es nannte, gehörig. Mochten nun die rothen Halsbinden auch von einem oder dem andern Knaben wohlgefällig betrachtet werden, so fanden doch dieselben bei den Eltern um so weniger Beifall, als für die Befreiung von dem „enrôlement," wenn die Eltern sie beantragten, eine deren Vermögen entsprechende „Ranzion," verlangt ward: so beanspruchte man, wie der sächsische Resident von Suhm (6. November 1725) meldet, von einem königlichen Rath nicht weniger als 4000 Thlr. für die Entlassung seines Sohnes. Excesse und Collisionen verschiedener Art waren die Folge. Ein Schuster, dessen Sohn stolz auf den neuen Schmuck, mit dem ihn ein Hauptmann hatte ausstatten lassen, zu Hause anlangte, jagte ihn mit Ruthenhieben zu dem Hauptmann zurück, mit der Erklärung, dieser möge ihn nun auch ernähren, er brauche keinen Soldaten zu füttern: der Hauptmann sah sich denn darauf veranlaßt, die rothe Binde zurückzunehmen. In Magdeburg hatte ein durch dieselbe Weise engagirter Schüler vom Rector eine verdiente Züchtigung erhalten: in seiner militairischen Ehre gekränkt, beschwerte er sich bei dem Capitain des Regiments, zu dem er gehörte: der Rector ward vorgeladen, zog aber selbst einen Paß aus der Tasche, der ihn als Soldat legitimirte, und erbot sich zur Satisfaction. Tragischer als der Schuster, dessen wir gedachten, faßte ein Bauer die Sache auf, er spaltete dem Unteroffizier, der seinem Sohn die rothe Binde umlegen wollte, mit einem Beile den

Kopf und entfloh dann. Die Sache, der man keine Oeffentlichkeit geben wollte, ward unterdrückt, es erging aber im October 1726 der Befehl, die Soldaten sollten sich des Eindringens in die Häuser enthalten und sich auf die Knaben beschränken, welche sie auf den Straßen fänden, „qu'on les prenne dans les rues“ wie der sächsische Gesandte von Suhm schreibt.

Die Leidenschaft des Königs für „große Kerls,“ ward übrigens nicht nur von Offizieren benutzt, welche sich durch Anwerbung solcher, bei dem König in Gunst zu setzen wußten, sondern auch Andere beuteten sie aus, da es bekannt war, daß, wer Friedrich Wilhelm I. einige Riesen liefere, der Genehmigung seiner, wenn auch noch so ungereimten Wünsche in der Regel versichert sein könne. Wie weit dies ging, belegen wir durch einen auf der Mittheilung des Grafen von Manteuffel beruhenden Fall. Ein reicher, in Amsterdam wohnhafter Mann, hatte Verwandte in Preußen, mit denen er aber in Zwiespalt gerieth: Folge davon war, daß er ihnen erklärte, er werde ihnen seinen Nachlaß entziehn. Die Bedrohten wendeten sich an den König und versprachen ihm eine Anzahl „großer Kerls für die Potsdamer Garde,“ wenn er den reichen Vetter auf Lebenszeit nach Spandau setzen lasse. Der Vorschlag fand Genehmigung, man beredete den Amsterdamer Vetter zu einer Reise nach Cleve: dort ward er festgenommen und im September 1739 saß er bereits seit einigen Wochen in Spandau, von wo wohl der Tod des Königs ihn befreit haben wird: den preußischen Vettern wird er aber schwerlich seine Erbschaft hinterlassen haben!

Auch der König von Dänemark konnte die Auslieferung eines flüchtigen Verbrechers, Prätorius, der den Grafen Christian Detlev von Rantzau* ermordet hatte, nach langen

* Der kaiserliche Geheime Rath, Graf Christian Detlev von Rantzau, war mit seinem jüngern Bruder, Wilhelm Adolf, über die Familiengüter in Streit gerathen: andere Differenzen mit dem König von Preußen

Verhandlungen im J. 1724 nur dadurch erlangen, daß er den Mörder gegen ein Dutzend langer Recruten eintauschte.*

Daß übrigens Soldaten, die wider ihren Willen, gewaltsam oder durch List, dem Militair eingereiht worden, keine Anhänglichkeit an ihre Fahne zeigten, daß vielfach Desertionen versucht wurden, kann uns nicht Wunder nehmen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln, gelangen doch bisweilen Entweichungen. Ein Soldat hatte einen Hund, dem er die Schnautze so lange bearbeitete, bis er Töne hervorzubringen lernte, die Worten ähnelten: mit diesem sprechenden Hundevirtuosen durchzog er Potsdam und die nächste Umgebung, er erweiterte aber allmälig den Kreis und eines Tags (1720) war er und der Hund spurlos verschwunden: der Mann

führten ihn 1715 nach Spandau: Wilhelm Adolf bot 30,000 Thaler, wenn man seinen Bruder in ewigem Gefängniß halte (so versichert wenigstens ein Brief aus Berlin), während der Gefangene sich zur Zahlung einer Ranzionssumme von 15,000 Thlrn. erbot. Sie herbeizuschaffen, hatte aber seine Schwierigkeiten und vergeblich wendete sich Graf Christian Detlev mit Darlehnsgesuchen sowohl an den Feldmarschall Grafen von Flemming, als an die bekannte, ihm verwandte Gräfin v. Cossel. Nachdem er 1718 von Spandau auf die Hauptwache nach Berlin gebracht worden, erlangte er 1720 durch Vermittelung des Kaisers seine Befreiung wieder und sein Bruder mußte die an sich genommenen Güter ihm wieder abtreten. Der erwähnte Prätorius erschoß ihn bald darauf, wie gedruckte Quellen besagen, auf Anstiften des Grafen Wilhelm Adolf, der sein Verbrechen mit lebenslänglichem Gefängniß auf dem Schlosse Aggerhaus büßte: die Grafschaft Rantzau zog Dänemark ein. Bei der Verweigerung der Auslieferung des Prätorius bezog man sich in Berlin, dem dänischen Gesandten, General Löwenöhrn gegenüber u. a. darauf, daß man dänischer Seits ein Versprechen des frühern Gesandten General Meyer unerfüllt gelassen, der sechs große Recruten dem König zugesagt: „pour l'engager, d'envoyer le célèbre Dr. Stahl au Roi de Danemark.“ Also auch ärztliche Hülfe mußte mit Recruten bezahlt werden!

* Ein Cabinetsschreiben des Königs vom 23. Novbr. 1734 über einen Versuch, „in dem Dänischen verschiedene ansehnliche Leute in Kriegsdienste zu engagiren,“ jedoch „mit Vorbewußt und Consens des dortigen Hofes,“ theilt mit, Graf v. Wartensleben: Nachrichten von dem Geschlechte des Gr. v. Wartensleben Bd. II. S. 111 ed. 2. Berlin 1858.

hatte einen Gönner gefunden, der ihm seine blaue Uniform gegen eine rothe dänische umgetauscht, in welcher Maske er über die Grenze entkam. Einen andern Vorgang erzählt uns ein Brief vom 4. April 1738. Einer der Schönsten aus dem ersten Gliede der Potsdamer Garde, ein Böhme von Geburt, hatte das Herz einer wohlhabenden Wittwe in Potsdam erobert: die Erlaubniß, sie zu heirathen, ward ihm verweigert: das Paar beschloß daher zu entfliehen: alle Anstalten wurden mit Umsicht getroffen: am 2. April 1738 vor Tagesanbruch, führte ein mit raschen Pferden bespannter Wagen den Grenadier und die Wittwe davon: unterlegte Pferde standen bis zur sächsischen Grenze bereit. Erst Abends 8 Uhr ward der Deserteur vermißt: der König befand sich in der Tabagie: ein Unteroffizier erschien, um ihm ins Geheim die Meldung zu machen: der Augenzeuge, welcher dem Grafen von Manteuffel die Sache erzählte, versicherte „qu'il ne vit jamais une frayeur plus marquée que celle, que cet avis causa à Sa Majesté.“ Der König erblaßte, stieß einen tiefen Seufzer aus, die Pfeife entfiel ihm. Ohne ein Wort zu sagen, stand er auf und verschwand im Nebenzimmer: einige Augenblicke darauf ließ er einen Offizier rufen, ertheilte ihm geheime Befehle: den ganzen Abend blieb der König in tiefes Schweigen versunken. Die in der Tabagie Versammelten zerbrachen sich den Kopf darüber, welches schwere Unheil den König und die Monarchie wohl betroffen haben könne. Zwei Detachements Husaren wurden dem Flüchtigen nachgesendet, eines auf der Straße nach Sachsen, das andere auf der nach Mecklenburg: man stellte die genauesten Untersuchungen an, um wenigstens zu ermitteln, wie und durch wessen Unterstützung das Paar entkommen: Alles war vergeblich. Obwohl die Frau ihre werthvollsten Sachen mitgenommen, konnte man nicht einmal in Erfahrung bringen, durch welches Thor sie geflohen. Die Husaren vermochten die Flüchtlinge bei dem Vorsprunge, den sie gewonnen, nicht zu erreichen; ein Kaufmann aus Belzig,

der am 3. April Mittags in Potsdam eintraf, erzählte, daß er der ihm wohlbekannten Frau und einem Begleiter in einem schnell dahinfahrenden Wagen 1½ Stunde von der sächsischen Grenze begegnet sei: sie hatten sie glücklich erreicht und in seinem Vaterland, wohin er eilte, war der Böhme gesichert.

Weniger glücklich waren drei Deserteurs, die in der Nacht des 8. März 1740 aus Magdeburg* entflohen, indem sie sich an einem Strick über den Wall herunterließen: ihre Flucht ward schon früh am Morgen bemerkt und die Lärmkanone forderte zu ihrer Verfolgung auf. Vier berittene Offiziere setzten ihnen nach: die Deserteure waren nach Barby geflohen und hatten sich von da in ein chursächsisches, ganz von

* Eine lächerliche Scene, die sich an demselben Orte zutrug, erzählt der Graf von Manteuffel in einem Briefe vom 19. April 1732. Er war bei einem Besuch Magdeburgs, zum Souper bei dem Commandanten, General von der Golz. Gegen 10 Uhr kam die Meldung, der Flügelmann einer Compagnie sei desertirt: „on eut dit," schreibt Manteuffel, „qu'une armée ennemie étoit aux portes de la ville, tant cette nouvelle mit le commandant et tous ses officiers en mouvement." In wenigen Minuten war die Garnison in Bewegung, die Lärmkanonen ertönten, zahlreiche Patrouillen wurden zu allen Thoren ausgesendet. Manteuffel unterhielt sich noch mit dem General über das Ereigniß, als die beruhigende Meldung einging, der Vermißte sei aufgefunden: er war nicht desertirt, sondern hatte, total betrunken, in einem entfernten Theile der Stadt in einem Winkel gelegen. Das unterbrochne Souper ward nun mit beruhigten Gemüthern fortgesetzt. Eine andere Desertion eigenthümlicher Art meldet derselbe Berichterstatter aus Berlin, den 27. Juli 1733. Athemlos kam an diesem Tage der Graf von Dönhof auf die Parade und ersuchte den Commandanten der Residenz, Generalleutnant von Glasenapp, sogleich alle Regimentscommandeure zusammenzurufen, in einer Angelegenheit, „qui importait extrêmement au service du Roi." Die Herren traten sofort zusammen, um zu ihrer Verwunderung die geheime Mittheilung zu erhalten, ihre Mitwirkung werde in Anspruch genommen, um den Hanswurst (acteur fameux et très ennuyant de la comoedie allemande, wie Manteuffel schreibt) wiedereinzufangen, der sich davon gemacht hatte: sofort wurden nach ihm Commandos auf allen Straßen ausgesendet: ob sie den dem Thespiskarren entsprungenen Jünger des Comus wieder eingehascht, ersehn wir nicht.

Anhalt-Zerbstischen Gebiete umgebenes Dorf, begeben. Der Capitain von Aulock, dessen Flügelmann unter den Deserteuren sich befand, ging in das Dorf und suchte die Flüchtlinge in Güte zu bestimmen, mit ihm zurückzukehren: sein Bemühen war vergeblich. Immittelst waren die andern Offiziere aber zu dem Herzog von Anhalt-Zerbst geeilt und hatten von ihm die Erlaubniß ausgewirkt, daß das Dorf von preußischen Grenadieren, die nachgefolgt waren, umgeben werde: mit Gewalt einzudringen, vermied man diesmal, das Commando erhielt aber den Befehl, die Belagerung fortzusetzen und wenn sächsisches Militair die Deserteure durchbringen wollte, sie wegzunehmen. So werden sie denn wohl wieder nach Magdeburg haben zurückwandern müssen.

Eine persönliche Genugthuung wußte sich ein langer Engländer zu verschaffen, der durch arglistige Zuredungen eines preußischen Offiziers von hohem Range unter die Fahne gelockt worden war: der Flügelmann — denn bloß dazu war der Engländer bestimmt worden, während man ihm viel bessere Aussichten eröffnet hatte — traf im Februar 1738 seinen Verführer, den er bis dahin nicht wiedergesehn, im Schloßhofe zu Potsdam, als er gerade im Begriff war, zum König zu gehn: ohne Rücksicht auf die Subordination, stellte er den vornehmen Herrn zur Rede, und da dieser sich auf seine Beschwerden nicht einlassen wollte, bearbeitete der Riese seinen Gegner, „un gentilhomme très fluet et malingre" dermaßen, daß er 8 Tage das Bett hüten mußte. Der König trug Bedenken, der Sache durch Bestrafung des Schuldigen eine größere Oeffentlichkeit zu geben und verbot von dem Vorfalle zu reden.

Von einem förmlichen Complott erzählt uns ein Brief des bereits erwähnten Suhm. An einem Septemberabend des Jahres 1724 saß der König, eine Pfeife rauchend, auf dem Schloßplatze zu Potsdam, als ein Tambour sich ihm näherte und auf die Frage, was er wolle? erwiederte, er habe Sr. Majestät eine geheime Entdeckung zu machen. Nachdem

der König mit ihm einen abgelegenen Ort aufgesucht, theilte der Tambour mit, daß sich mehr als 20 Soldaten, meist Franzosen, verschworen, gemeinsam zu desertiren, sich bei etwaiger Verfolgung bis auf das Aeußerste zu vertheidigen und daß sie sich deshalb mit Schießbedarf zu versehn suchten. Die Beschuldigten wurden sofort arretirt und man fand eine bedeutende Menge Kugeln bei ihnen: Pulver hatten sie noch nicht erlangen können. Als der König einen der Anstifter vor sich kommen ließ und selbst befragte, „rückte dieser den Hut à la Morbleu auf den Kopf, setzte die Hände in die Seite und sagte, er könne es nicht länger aushalten, er sei seines Lebens von Herzen überdrüssig, der König möge ihn nur je eher je lieber hängen lassen." Diesem Wunsche, den auch mehrere seiner Genossen aussprachen, ward aber nicht genügt. Der Hauptanstifter verlor nicht das Leben, aber Nase und Ohren, ein zweiter ward vom Henker ausgepeitscht, Beide wurden für infam erklärt und auf Lebenszeit nach Spandau gebracht, die übrigen mußten Spießruthen laufen.

Viele der mit Gewalt zum Militair gepreßten Unglücklichen, gaben sich als letztes Mittel der Erlösung selbst den Tod. Mehrere Fälle aber werden uns auch gemeldet, in welchen Verzweifelte Andere ermordeten, bloß um den Tod zu erleiden. Ein junger Adliger, v. E., aus einer wohlhabenden und angesehenen Familie hatte seine Studien vollendet, große Reisen zu seiner weitern Ausbildung gemacht, als er, zu seinem Unglück von besonderer Größe, die Aufmerksamkeit eines Werbeoffiziers erregte: er ward gewaltsam entführt und zum Unteroffizier gemacht. Ein Jahr lang ertrug er seine traurige Lage, dann bat er dringend um seine Entlassung; sie ward ihm entschieden verweigert; er gerieth außer sich und drohte, er werde ein Verbrechen begehn, wenn man ihn ferner zurückhalte. Seine Eltern eilten herbei, um ihn zu trösten und ihm zuzureden, er möge nur noch eine Zeitlang ausharren. Ihre Abreise vermehrte seine Verzweiflung, er stürzte (im August 1736) auf die Straße mit

dem Entschluß, den ersten Menschen der ihm begegne, niederzustoßen: ein Kind ward sein unglückliches Opfer: mit dessen Blut bedeckt, ging er hin, sich als Mörder anzuzeigen, indem er unumwunden den Grund, der ihn zu der gräßlichen That bestimmt habe, bekannte.

Zu Anfang des Jahres 1738 erschlug der Flügelmann der Compagnie v. Polenz, in Potsdam seinen Hauswirth und erklärte bei der Untersuchung ebenfalls, er habe es nur gethan, um hingerichtet zu werden, da er das Leben nicht länger ertragen könne und man ihn trotz des Ablaufs seiner Capitulation, nicht entlassen habe. Er ward zum Tode verurtheilt: der König, der, je länger ein Gardist war, um so weniger sich entschließen konnte, ihn einen Kopf kürzer machen zu lassen, würde ihn wahrscheinlich begnadigt haben, wenn man ihm nicht vorgestellt, daß es durchaus nöthig sei, ein Exempel zu statuiren. Man hatte nämlich Zettel in den Straßen von Potsdam gefunden, des Inhalts, daß die auf Capitulation angeworbenen Soldaten der langen Garde sich verschworen hätten, die Stadt an allen 4 Ecken anzuzünden und dann in Masse zu desertiren, wenn man ihre Capitulationen nicht erfülle. Als dies nicht geschah, schoß einer der Soldaten bei einer Revue am 15. Mai 1739 auf den König, indem er seinen Kugelzieher in die Flinte lud: da aber das Feuern sehr schnell ging, konnte er nicht sicher zielen und traf statt des Königs einen der hinter diesem Stehenden. Gerüchte von ähnlichen Anschlägen erwähnt der Graf von Manteuffel auch aus frühern Jahren.

Wie wir diese Thatsachen nach den Mittheilungen des genannten Grafen, wiedergeben, so belegen uns dieselben aber auch, daß der König Friedrich Wilhelm I. gegen das Ende seines Lebens die Grausamkeiten, zu denen ihn seine Vorliebe für lange Soldaten verführt, ernstlich bereute. Kurz vor seinem Tode sprach er mit dem Kronprinzen über die Potsdamer Garde, indem er anerkannte, wie sehr er Unrecht gehabt, „seine Marotte aus dem Regiment zu machen und darauf mehr als

700,000 Thlr. zu verwenden, er versicherte, er würde das Corps längst aufgelöst haben, wenn ihn nicht ein falsches point d'honneur davon abgehalten hätte. Diesem Bekenntniß fügte er hinzu, er hoffe, der Prinz werde, wenn er ihm folge, klüger sein und „die Kerls entlassen.“ Am Tage nach seines Vaters Tode, am 1. Juni 1740, ließ denn auch Friedrich II. dem Potsdamer Garderegiment noch vor der Huldigung verkünden, wer den Abschied wünsche, möge vortreten, er solle ihn sogleich erhalten. Nur ein Mann trat aber hierauf vor mit der Erklärung, er habe die Absicht gehabt zu desertiren, nun werde er aber bleiben. Nach den Mittheilungen des Grafen von Manteuffel bestand im Juli 1740 nur noch ein Bataillon des berühmten Riesenregiments: die Größten waren zu Heiducken auserlesen, Andere entlassen oder in andere Regimenter vertheilt worden.

Friedrich Wilhelm I. Beispiel fand übrigens an mehreren Höfen Nachahmung, man wollte auch eine lange Garde haben und es entstand eine förmliche Jagd auf die Unglücklichen, welche einige Zoll größer als ihre Mitmenschen waren. Auch die sächsischen Fürsten, Friedrich August I. und II., theilten diese Passion ihres königlichen Nachbars. Der Graf von Wackerbarth schreibt einst aus Wackerbarthsruhe den 27. April 1733 an Hrn. von Birkholtz deshalb: „S. M. Prussienne ayant mis le feu Roi, notre Maitre, dans le même goût, S. A. R. l'a si bien herité du Roi, son père, qu'Elle a les mêmes sentimens à cet égard.“ Ein Actenstück „die Aufsuchung langer Leute betr.,“ beginnt mit einer General-Ordre an die Obristen vom 6. Februar 1720, worin ihnen befohlen wird: „sie sollten in ihren Quartieren und Bezirk von langen Leuten ohne bruit Erkundigung einziehn und ob sie nicht Lust hätten, sich gegen ein gutes Handgeld gutwillig zu engagiren, sondiren lassen, auch ob sie mit guter Manier, ohne veranlassende Klagen und Beschwerden zu Militairdiensten zu persuadiren seien.“ Hinzugefügt war dieser, gewaltsame Mittel ausschließenden, Anweisung noch

besonders: „es ist aber diese Sache überhaupt mit solcher vorsichtiger Behutsamkeit zu bewerkstelligen, daß dadurch weder Obrigkeit noch Einwohner oder Unterthan einiger Nachtheil verhänget, noch auch der Mannschaft aus Furcht der Werbung Anlaß zum Entweichen gegeben werde." Außer einem „erklecklichen Handgeld, nach Proportion der Länge" bis zu 500 Thlrn. ward den Anzuwerbenden bewilligt:

„1) monatlich 6 Kaisergulden Löhnung,

2) alle 2 Jahr eine mit Gold eingefaßte vollkommne Montur,

3) Schuhe, Strümpfe, Stiefletten, Hemden, Halstücher, Haarbänder, soviel sie brauchen, ohne Entgeld,

4) freies Quartier, Betten und Feuerung,

5) denen, die Weib und Kind haben, monatlich ein Scheffel Korn."

So bestimmt der Befehl vom 6. Februar 1720 die Anwendung unerlaubter Mittel verbot,* in der Ausführung waren die Werber nicht immer sehr gewissenhaft und die Acten enthalten deshalb manche Beschwerde.

Ueber ein besonders langgestrecktes Individuum schreibt der Oberst von Strombeck d. d. Naumburg, 19. Juni 1721, er habe sich zwar bemüht, Hans Christoph Hufeland zu

---

* Flemming, der hier jedenfalls die Feder führte, hatte Ursache, vorsichtig zu sein. Man gab ihm im Jahre 1718 Schuld, daß er Recruten gewaltsam angeworben habe. Der Archidiaconus Hahn, derselbe, der später (1728) von dem Trabanten Laubler ermordet ward, fand sich hierdurch veranlaßt, in einer Predigt, welcher die Königin beiwohnte, dagegen zu eifern, indem er unter deutlicher Hinweisung auf Flemming, den 10. Psalm zum Text wählte und den einzelnen Versen (u. a. „er lauert im Verborgenen wie ein Löwe in der Höhle, er lauert, daß er den Elenden erhasche, und erhaschet ihn, wenn er ihn in sein Netz ziehet") eine nicht zu mißdeutende Anwendung auf den Minister gab. Der König war, als er von dem, was Flemming Schuld gegeben ward, Kenntniß erhielt, sehr erzürnt und verbarg dies dem Feldmarschall nicht. So melden uns Briefe des Maltheserritters von Hecker an den Grafen von Lagnasco vom April 1718.

Tennstädt zu engagiren, „daß dieser aber als ein doctor medicinae und der eben deswegen sich aus dem Brandenburgischen hinweggemacht und sich in hiesige Lande begeben, weil er vor den Preußen nicht sicher gewesen, hierzu keine Lust habe." Wahrscheinlich ist der Bezeichnete ein Vorfahr des berühmten Arztes, Christoph Wilhelm Hufeland, der am 12. August 1762 zu Langensalza geboren ward.

Im J. 1721 erging an alle sächs. Regimenter der Befehl, ihre „langen Kerls" abzuliefern, die Obersten mochten aber wohl nicht sehr geneigt sein, sich der Zierden ihrer Regimenter zu entäußern, es fanden sich bloß zwei für das erste Glied. Ein späteres königliches Rescript bestimmte daher, „daß denen Capitains von den Regimentern Infanterie für die zu der Grenadiergarde anzuschaffende Mannschaft, nach Beschaffenheit der Größe etwas an Gelde bonificirt werden solle," und zwar sollte „für einen Recruten von 76 Zoll ohne Schuhe, so noch Hoffnung zum Wachsen hat, 30 Thlr., für einen von diesem Maaße aber so keine Hoffnung zum Wachsen gibt, 25 Thlr., für einen Recruten zwischen 76 und 77 Zoll ohne Schuhe, 35 Thlr. von 77 Zoll, 40 Thlr., zwischen 77 und 78 Zoll, 45 Thlr., von 78 Zoll und darüber, 50 Thlr. aus der k. Schatulle" gezahlt werden.

Ziemlich ergiebig war die Ernte in Polen, wo der König im J. 1729 sich aus den Regimentern, die er die Revue passiren ließ, alle langen Soldaten auswählte: auch der polnische Adel bestrebte sich den Wünschen des Königs entgegenzukommen. Ein Brief des Oberstleutnants Pöpelmann aus Grodno vom 19. August 1729 meldet: „Le Prince Lubomirski Spisky fit présent au Roi de 10 grands et bels hommes, dont le moindre a 3 aunes et 7 pouces de Saxe, piedsnus et tous les Seigneurs Polonois s'empressent aussi de trouver des grands hommes pour les donner au Roi." Mit solchen Unterstützungen ward denn das Bataillon von Rutowski gebildet, von dem man sich in Dresden schmeichelte, daß es mit der Potsdamer

Garde wohl wetteifern könne: der Graf zahlte, um schöne Leute sich zu erhalten, ihnen eine Zulage aus eigner Tasche, was aber als eine „irregularité dans l'armée," große Bedenken bei andern Generalen erregte und den Grafen von Wackerbarth veranlaßte, den Grafen von Flemming zu befragen, ob es rathsamer sein möchte, sich zunächst an Rutowski oder direct an den König zu wenden: Flemming schloß sein Gutachten mit den sibyllinischen Worten: „tis es man de kat niemt."

Um aber etwas ganz Besonderes zu gewinnen, sendete der König im Jahre 1730 die Offiziere de Magny und de Feraty de Valette nach Venedig, um von da aus einige, wie er meinte, von Werbern noch nicht heimgesuchte Provinzen, insbesondere das venetianische Dalmatien, auszubeuten und mindestens 25 der schönsten und größten Leute anzuwerben. Wie man aber jetzt, selbst in den entlegensten Gegenden, sicher ist, reisenden Engländern zu begegnen, so fand man damals überall preußische Werber. Solche waren denn bereits auch in Dalmatien eingedrungen und suchten, als sie Kenntniß von den Absichten der sächsischen Abgeordneten erhielten, auf jede Weise die gefährliche Concurrenz derselben zu beseitigen. Der mit den, durch Gold zu öffnenden Wegen der Republik, wohl vertraute sächsische Gesandte zu Venedig, Graf de Villio,* hatte zwar einen Befehl des Senats ausgewirkt, nach welchem unter Ausschluß aller andern Staaten, nur dem König von Polen die Werbung gestattet ward, allein die preußischen Werber wußten, „en répandant l'argent à pleines mains," wie Villio schreibt, den venetianischen „provéditeur général" in Sebenico, zu gewinnen, der den Sachsen nun die größten Schwierigkeiten in den Weg legte und ihrem, auf den Senatsbefehl gestützten Verlangen, um seine Beihülfe, nur begegnete „par des belles promesses."

* Die regelmäßigen Neujahrsgeschenke allein, die er vertheilte, beliefen sich auf 900 Thaler.

Mit dem Manne war, wie die Sachsen sich überzeugen mußten, nichts anzufangen, sie wußten sich aber zu helfen und entschlossen sich „de mettre des drogmans en campagne.“ Mit deren Hülfe gelang es ihnen auch, die Spione, welche der provéditeur überall hielt, zu hintergehn und 25 Morlachen von der größten Sorte, „das Stück“ durchschnittlich für 30 Zechinen, also nach den damaligen Preisen eigentlich spottbillig, anzuwerben. Sie wurden heimlich zu Schiff nach Triest spedirt. Es war aber ein beschwerliches Geschäft, die Gesellen zu hüten, die, je weiter sie von ihrem Vaterlande sich entfernten, um so entschiedenere Neigung zeigten, wieder dahin zurückzukehren. Fast kam es zur Rebellion: die baumstarken Riesen waren nämlich halbnackt, ihre großen Gliedmaßen nur mit vaterländischen Lumpen verhüllt, die ganze Gesellschaft glich einer auf Urlaub sich befindenden Räuberbande auf das Haar: in diesem Aufzug Deutschland mit ihnen zu durchziehn, mußten die sächsischen Offiziere gerechtes Bedenken tragen: sie kauften daher einige Stücke Tuch, wahrscheinlich der Billigkeit wegen von gelber Farbe, und ließen daraus Kleider fertigen. Allein dem Geschmack der Morlachen, die, wie Magny schrieb: „pour être gueux sont orgueilleux comme des paons,“ behagte diese sächsische Briefträgeruniform nicht, sie weigerten sich entschieden, die Kleider anzulegen und verlangten tumultuirend in roth und blau gekleidet zu werden: erst als diesem Wunsche Genüge geleistet worden, konnten die sächsischen Abgeordneten die Weiterreise mit ihnen antreten, bei der ihnen der kaiserliche Commandant zu Triest, Argento, der von Wien aus erhaltenen Anweisung gemäß, behülflich war.

Aus der Jugend und Correspondenz Friedrich des Großen. 1722 u. f.

Ueber einen Fürsten von der welthistorischen Bedeutung und geistigen Begabung, wie Friedrich der Große, muß auch der kleinsten Notiz ihre Wichtigkeit beigelegt werden. Wir waren daher hocherfreut, als wir über ihn, insbesondere in der von uns schon früher erwähnten Correspondenz des Grafen von Manteuffel mit dem Cabinetsminister Grafen von Brühl, mehrfache Nachrichten fanden: einige derselben, welche mit der Person des Königs Friedrich Wilhelm I. unmittelbar zusammenhängen, haben wir bereits erzählt, das, was sich speciell auf Friedrich II. und seine Regierungszeit bezieht, der gegenwärtigen Zusammenstellung vorbehaltend. Unser lebhaftestes Interesse mußten aber Bruchstücke aus Friedrichs Briefwechsel mit dem Grafen von Manteuffel erregen, bei deren Entdeckung wir nur das Eine zu beklagen hatten, daß sie erst mehrere Jahre später erfolgte, nach der Vollendung der vom Hrn. Prof. Preuß mit einer nicht genug zu würdigenden Sorgfalt und Genauigkeit besorgten neuen Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand; unser Fund würde sonst in diesem Werke gewiß ebenso Aufnahme erlangt haben, wie die früher aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden erfolgten Mittheilungen aus der Correspondenz Friedrich II. mit der geistreichen Wittwe des Churfürsten Friedrich Christian von Sachsen, Maria Antonia.* So mögen diese Briefe als

---

* Oeuvres de Frédéric le Grand. Berlin 1850 u. f. in 8. tom. XXIV. p. 39 sq. u. t. XXVII. P. III. p. 315. Siehe über diese Correspon-

Nachtrag zu dem, was jenes Werk, zum Theil nach Abschriften aus den Papieren des Feldmarschalls Grafen von Seckendorf enthält,* hier ihren Platz finden.

Indem wir uns rücksichtlich der Eigenthümlichkeit der Stellung und Quellen Manteuffels auf das beziehn, was wir in dem Aufsatze über König Friedrich Wilhelm I. (N. F. Band I. S. 107 u. f.) erwähnt haben, bemerken wir nur noch, daß das vertraute Verhältniß, in welchem der Graf anfänglich zu Friedrich stand, allmälig, ohne daß wir den Grund bestimmt ersehn können, erkaltete und daß diese Kälte bei Friedrichs Thronbesteigung einen so hohen Grad erreicht hatte, daß er dem Grafen bald nach derselben eröffnen ließ, sein fernerer Aufenthalt in Berlin sei unthunlich.** Manteuffel ging hierauf nach Leipzig.

Abgesehn von einigen flüchtigen Bemerkungen Manteuffels über des Kronprinzen Friedrich Character, die wir übergehn können, weil sie nichts Neues liefern, finden wir in den Briefen des sächsischen Gesandten zu Moskau, le Fort, an den Minister Grafen von Lagnasco, Nachrichten über den Plan einer Vermählung des Kronprinzen, bei dessen Realisirung wahrscheinlich die Weltgeschichte eine ganz andere geworden sein würde. Es war eine Lieblingsidee Peter des Großen von Rußland gewesen, seine Töchter deutschen Prinzen zu vermählen. Im Jahre 1722 sendete er daher den Grafen Löwenwolde mit dem Auftrage nach Deutschland, die dortigen Höfe zu besuchen und die etwa sich findenden Heirathscandidaten zu beaugenscheinigen. Le Fort schrieb deshalb am 4. Februar 1723: „M. Loewenwolde, à ce que j'ai lieu de croire, fut employé l'année passée à courir par plusieurs petits cours d'Allemagne et il eut ordre,

---

denz auch des Verfassers Maria Antonia Walpurgis (als Manuscript gedruckt). Dresden 1857. Th. II. S. 265 u. f.

* Oeuvres etc. tom. XVI. pag. 107 sq. tom. XXV. avertissement pag. XX. und tom. XXV. pag. 396 sq.

** Oeuvres etc. tom. XVI. pag. 16.

de marquer dans ses relations les qualités tant de l'esprit que du corps, des jeunes princes, qu'il verroit." Bei seiner Revisionsreise kam Löwenwolde auch nach Homburg und bemerkte am dasigen Hofe des Landgrafen Friedrich Jacob zwei Prinzen, welche ihm, durch ein einnehmendes Aeußere empfohlen, für die Pläne seines fürstlichen Herrn geeignet erschienen: ihre Namen werden in unsern Vorlagen zwar nicht genannt, allein nach der Bezeichnung ihres Alters können es nur die Söhne des genannten Landgrafen, Ludwig Johann Wilhelm (geb. 1705) und Johann Carl (geb. 1706) gewesen sein. Der Czar ließ daher Beide im Jahre 1723 nach Rußland kommen,* gleichzeitig aber, wie Nachrichten, die auf dem Umweg über Rom nach Dresden und Wien gelangten, angeben, in Berlin durch den Grafen Golowkin vorläufige Anfrage wegen Vermählung des Kronprinzen mit der ältesten Großfürstin, Anna Petrowna, stellen. Diese Einleitungen führten aber zu keinem Ergebniß, denn die genannte Großfürstin ward, wie bekannt, später dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt. Die Kaiserin Anna I., Peter des Großen Nichte, wünschte nun im Sinne ihres Oheims, dessen zweite Tochter, die spätere Kaiserin Elisabeth, mit einem deutschen Fürsten zu verbinden. Der Prinz Emanuel von Portugal, der 1730 sich um Elisabeth bewarb, ward daher zurückgewiesen und Graf Löwenwolde im Jahre 1731 beauftragt, zu geheimen Verhandlungen wegen Vermählung des preußischen Kronprinzen mit ihr. Le Fort erlangte Kenntniß von der Sache und vermuthete, daß auch der Kaiser davon unterrichtet worden sei, der es wohl nicht wünschen werde, „d'avoir un Electeur de Brandenbourg, qui puisse devenir un jour Czar." Die behutsame Anfrage Löwenwolde's ward zwar anfänglich in Berlin nicht zurückgewiesen, allein die Verhandlungen zerschlugen sich zu Ende des Jahres 1731. Le Fort schrieb deshalb am 31. December

* Bei ihrer Ankunft schenkte der Czar Jedem 3000 Ducaten.

1731 und 10. Januar 1732. „On m'assure, que le Roy de Prusse s'est dégagé du mariage en question par une lettre et qu'il a donné de bonnes raisons."

Man vergegenwärtige sich aber die Folgen, wenn Friedrich II. als Gatte Elisabeths, Preußens und Rußlands Macht in sich vereinigt hätte: die von ihm ohnehin vorgenommene Revision der Karte von Deutschland würde dann jedenfalls noch ganz andere Dimensionen angenommen haben!

Die Vermuthungen le Forts waren übrigens sehr begründet und der kaiserliche Hof war es bekanntlich, der einen andern Plan, den der Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Elise Christiane von Braunschweig-Bevern begünstigte und durch die Geschicklichkeit des Feldmarschalls Gr. von Seckendorf auch zur Vollendung brachte. Letzterer, obwohl, wie Manteuffel versichert, jahrelang bemüht, diese Verbindung zu fördern, wollte aber doch jeden Anschein vermeiden, als ob er die Hände dabei im Spiele gehabt. Nachdem der König Friedrich Wilhelm I. den Entschluß gefaßt, seinen Erstgebornen jener Prinzessin zu vermählen, sendete er den Obersten v. Dirschau an den sich gerade in Berlin aufhaltenden Herzog von Lothringen mit der Bitte, er möge bei dem Herzog von Braunschweig-Bevern um die Hand der Prinzessin für den Prinzen Friedrich anhalten. Der Herzog erwiederte, daß, so gern er bereit sei, dem König gefällig zu sein, er doch diesen Schritt nicht ohne vorgängige Anfrage beim kaiserlichen Hofe thun zu können glaube, er ersuchte daher den Obersten, mit dem Grafen von Seckendorf Rücksprache zu nehmen, nach dessen Rath er sich richten werde. Seckendorf antwortete aber, wie Manteuffel schrieb: „que le Roy se moquait apparemment par cette proposition et de luy et du Duc: qu'en pareil cas, c'étoit toujours aux pères de porter la parole pour leurs enfants et que si pour faire honneur aux belles filles prétendues, ils voulaient donner cette commission à un troisième, il falloit en charger ou quelqu'un d'un rang plus éminent que le

committant, ou quelqu' ambassadeur choisi d'entre les principaux serviteurs, mais que le Duc de Loraine n'étant n'y l'un n'y l'autre, ce seroit faire un affront au Duc de Bevern et lui donner soupçonner que le Roy croyait audessous de soi de demander lui même la princesse pour son fils.“ Diesem Rathe kam denn der König nach: am 28. Februar 1732 hielt er in Gegenwart der Königin, selbst beim Herzog von Braunschweig-Bevern und dessen Gemahlin um die Hand der Prinzessin an: die Antwort war natürlich eine bejahende, mit dem obligaten Vorbehalt, wenn das junge Paar einverstanden sei, insbesondere der Prinz die Prinzessin zu seiner Gemahlin wünsche. Der König, voller Ungeduld, ließ sofort den Prinzen Friedrich rufen und fragte ihn, „s'il auroit de la répugnance d'épouser la jeune princesse:“ als Friedrich entgegnete, daß dies nicht der Fall sei, er sich vielmehr sehr glücklich mit ihr fühlen werde, befahl ihm der König, dem Herzog und der Herzogin die Hand zu küssen, was der Prinz sofort that, obwohl der Herzog es abzulehnen versuchte. Darauf ward die Prinzessin herbeigeholt, welche, „als ein gutes Kind,“ auf die Benachrichtigung von der Bewerbung, antwortete, „qu'elle feroit tout ce que Papa et Maman ordonneroient et que la personne du Prince ne lui déplaisoit nullement.“ Der König wollte nun noch weiter gehn und befahl dem Prinzen, der Prinzessin einen Kuß zu geben: gehorsam näherte sich der Prinz, als der Herzog bat, „de n'y pas aller si vite,“ der König möge ihm gestatten, vor Allem den Kaiser und die Kaiserin zu benachrichtigen und den beiden jungen Leuten Zeit gewähren, nähere Bekanntschaft zu machen: „la partie du baiser fut remise à une autre fois,“ und Graf Seckendorf ward gerufen, um ihn zu veranlassen, sofort einen Courier nach Wien abzusenden. Seckendorf* bemerkte, wenn der König und der

* Dieser stand damals im Zenith seines Glückes: Graf Manteuffel schrieb über ihn am 10. März 1732, indem er ihn, wie gewöhnlich, als

Herzog selbst, dem Kaiser die Notification wollten zugehn lassen, sei er bereit, sofort einen Courier nach Wien abgehn zu lassen, sei Ersteres nicht der Fall, so könne er Nichts thun, aus Besorgniß, „d'être soupçonné dans le monde, d'avoir maquignonné cette alliance." Es ward nun die Notification nach Wien, zugleich aber das tiefste Geheimniß bis zur Rückkehr des Couriers, beschlossen, dann erst sollte der König selbst die Verlobung öffentlich verkünden und ein großes Fest sie feiern. Kaum war dies bei Hofe vorgegangen, als auch schon ein königlicher Kammerdiener, der bei den Vorgängen zugegen gewesen war, mit der Nachricht davon bei Manteuffel erschien, um sich für die Botschaft sein Honorar zu holen. Der König konnte aber in seiner Freude das gelobte Geheimniß nicht bewahren, schon am Abend desselben Tages verrieth er dasselbe durch seine Reden vielen Zeugen, und am folgenden Tage auf der Parade sprach er öffentlich davon. In

---

„Germania" bezeichnete: „V. E. ne sauroit d'ailleurs s'imaginer jusqu'ou va la confiance et le credit, que Germania s'est acqui auprès de l'Empereur. J'ai vu chez lui tout un tas de lettres et de billets, que ce Prince lui écrit de propre main sur ses affaires les plus secrètes, qui n'ont souvent aucun rapport à celles de cette cour cy. Aussi a-t-il déjà une assurance en poche, qu'il sera declaré Feldmaréchal à la première promotion, qui se fera bientot, à ce qu'on croit. Il a d'ailleurs 28,000 écus de gages fixes par an, outre ceux qui sont attachés à son ambassade et qui sont de 12,000 Thlr. sans compter les frais extraordinaires, qu'il est le maitre de faire monter à tout ce qu'il veut. Un neveu qu'il a et duquel il se sert pour les depeches secrètes, est actuellement declaré conseiller aulique et jouit d'une pension de 1000 Thlr. et la plus part de ses domestiques sont à la solde de l'Empereur ou pourvus de survivances. On peut dire, en un mot, que jamais Lutherien ne poussa sa fortune plus loin à cette cour la. Et quand à celle cy, il y fait absolument tout ce qu'il veut, le Compatron (d. h. der König) ne faisant pas un pas de quelque consequence, sans le consulter. La Reine, le Prince Royal, le Prince de Dessau tout baisse le pavillon devant lui. Il faut cependant dire à sa louange, que toutes ces prosperités ne l'enorgueillissent point. Il est tout aussi souple, tout aussi plaisant, tout aussi serviable, tout aussi bon compagnon, qu'il a jamais été."

dem Drange, die erwünschte Angelegenheit sobald als möglich zum Abschluß zu bringen, bestimmte der König schon den nächsten Montag zum Hochzeitstag und ließ sich zum Aufschub nur durch die dringenden Bitten des Prinzen bewegen, der ihm vorstellte, daß die Schicklichkeit gebiete, doch zuerst die Verlobung zu feiern, „et de faire ensuite les noçes avec un peu plus de décence.“ Der letztern entsprach denn auch ein Geschenk von Pretiosen im Werth von 10,000 Thalern, welches der König der Prinzessin durch den Prinzen übergeben ließ.

Alles dies meldete Graf von Manteuffel dem Feldmarschall Grafen von Wackerbarth: in einem andern Briefe an den Grafen von Brühl, ebenfalls vom 28. Februar 1732, fügte er noch Folgendes hinzu:

„La princesse ne déplait nullement au Prince Royal, aussi n'est elle rien moins que laide ou désagréable. Elle est blonde et assez grande et bien faite pour son age.* Elle a le teint beau, quoiqu' encore un peu brouillé par les taches des petites veroles, des grands yeux bleus et les traits du visage ressemblants à ceux de son frère le Prince héréditaire. Son humeur paroit doux et quelque difficile qu'il soit, de juger du caractère d'une fille, qui se trouve sous la ferule d'une mère rigoureuse, je la crois bien plus portée à la joye, qu'à la tristesse. Il est vrai, qu'elle paroit un peu timide et embarassée, mais comme elle ne l'est nullement, quand elle se trouve parmi des personnes de connaissance, il ne faut pas douter, qu'elle ne devienne bientot plus hardie et plus libre, lorsqu'elle aura les coudées plus franches et elle fera fort bien, le Prince Royal soutenant, qu'il aimeroit mieux avoir une femme, qui le fit cocu, que d'en avoir une, qui ne sut pas entretenir la conversation.“

---

* Sie war am 8. Novbr. 1715 geboren.

Das Wohlgefallen, welches der Prinz an der ihm bestimmten Braut, nach der Meinung Manteuffels, gefunden, muß aber ein sehr vorübergehendes gewesen sein; andere Verhältnisse und „escapades“ des jungen Fürsten mochten störend einwirken. Manteuffel gibt hierüber zum Theil mit so schlüpfriger Feder Mittheilungen, daß wir sie nicht wiederzuerzählen vermögen. *

Die Abneigung des Prinzen gegen seine jugendliche Braut trat bereits bei der feierlichen Verlobung deutlich hervor, wie Graf Manteuffel als Augenzeuge berichtete. Die Feierlichkeit fand am 10. März 1732 um 5 Uhr Nachmittags statt: nachdem die Eingeladenen, gegen 300 Personen, sich versammelt, trat der König, die Herzogin von Bevern am Arm führend, in den Saal: die Verlobten voran, durchbrach er die Menge, den Herzog von Lothringen aufsuchend: als er ihn gefunden, sagte er zum Prinzen, „Sohn, wo ist Euer Ring?“ Der Prinz übergab mit einem Handkusse den Ring seinem Vater, der ihn, ohne ein Wort zu sagen, der Prinzessin an den Finger steckte und dagegen den Ring der Prinzessin seinem Sohne übergab. Mit einer zärtlichen Umarmung Beider, Seiten des Königs, war die Ceremonie beendet, worauf die Königin zuerst ihren Glückwunsch darbrachte. „Le Prince,“ schrieb Manteuffel, „avoit non seulement l'air fort penault, mais les larmes aux yeux, quand il falloit echanger les bagues, ce que ses amis attribuoient à un excès de tendresse et de joye.“ Manteuffel wußte es aber besser und auch Andern entging es nicht, daß es nicht Freudenthränen waren, welche des Prinzen Augen netzten. Sowie die Beglückwünschungen vorüber waren, verließ Friedrich seine Verlobte, um sich einer jungen Dame zu nähern (Manteuffel nennt den Namen nicht), die einige Schritte hinter der Prin-

* Auch aus späterer Zeit, insbesondere aus dem Jahre 1740, finden wir Aehnliches, insbesondere über gewisse Abendgesellschaften, „parties de chauvesouris“ genannt, in denen es sehr — bunt zugegangen sein soll.

zessin stand. Der Unterhaltung mit ihr, an die er sein Herz verloren, widmete er alle Momente, in denen er sich vom König unbemerkt glaubte, während er seine Verlobte nicht einmal ansah, ein Benehmen, bei dem der Prinz mehr seiner Leidenschaft, als seiner Klugheit folgte: denn welche Scene würde es gegeben haben, hätte der König des Prinzen Verhalten wahrgenommen! Nach der Verlobung begann der Tanz, dem um 10 Uhr das Souper folgte, zu dem sich „chacun avec sa chacune" setzte und das, obwohl sehr einfach nur aus vier Speisen bestehend, doch bis Mitternacht dauerte, „le compatron (so bezeichnet Manteuffel den König) ne voulant pas se retirer, qu'il ne se fut grisé."

Aber auch nach der Verlobung verhehlte der Prinz seinen Vertrauten seinen Widerwillen gegen die ihm aufgedrungene Heirath nicht.

Als man ihm einst von einem Manne erzählte, der erst 40 Jahre alt, bereits drei Frauen durch den Tod verloren habe, jetzt aber im Begriff stehe, sich zum vierten Male zu verheirathen, und der Erzähler hinzufügte, er müsse eine sehr weiße Leber haben, fragte der Prinz, wie dies zusammenhänge? Auf die Antwort, daß in einem solchen Falle, nach einer Sage der gemeinen Leute, eine Frau nicht lange lebe, fügte er hinzu: „Mon dieu, que j'aie le foie blanc comme la neige, pour être d'autant plutôt quitte de la bête, qu'on me fait épouser." Konnte er übrigens auch keinen offnen Widerspruch gegen die ihm verhaßte Ehe wagen, so versuchte er doch wenigstens, Aufschub zu erlangen, indem er, wie Graf von Manteuffel versichert, den Arbeitern, welche mit Herstellung der zur Aufnahme seiner künftigen Gemahlin bestimmten Wohnung beauftragt waren, Geld gab, damit sie die Arbeiten möglichst verzögern möchten. Eine unter solchen Auspicien eingegangene Ehe konnte keine glückliche werden: dieses sich bald zeigende Verhältniß bekümmerte den König Friedrich Wilhelm lebhaft, insbesondere aber der Umstand, daß die Ehe kinderlos blieb. Er hatte deshalb einst eine sehr in das De-

tail eingehende Unterredung mit der Kronprinzessin, deren Ergebniß aber nur die Versicherung derselben war, „que le Prince ne la touchait pas.“ Einige Zeit darauf zeigte aber der Prinz, wahrscheinlich in Folge der Ermahnungen seines Vaters, seiner Gemahlin mehr Aufmerksamkeit: an ihrem Geburtstage im J. 1735 machte er ihr reiche Geschenke und veranstaltete zu ihrer Ueberraschung einen Ball, den der Graf v. Manteuffel mit der Prinzessin zu eröffnen aufgefordert ward. Die Gefeierte war über die ungewohnte Aufmerksamkeit ihres Gemahls selbst am meisten erstaunt. Indessen der vom König heiß ersehnte Erfolg trat nicht ein und dieser ergriff nun ein eigenthümliches Mittel. Er ließ, seine Sparsamkeit überwindend, 200 Ellen grünen Sammet ankaufen, „dont on fera,“ schrieb Manteuffel, „un nouveau lit conjugal pour le prince, l'ancien étant occupé, dit-on, par quelque Asmodée ou sortilége, qui empêche la procréation.“ Allein, daß der grüne Sammet nicht half, belegt ein anderer Brief Manteuffels, worin er meldet: „le Roi a exigé de son fils un serment, qu'il vivrait avec sa femme en vrai mari, qu'il consommeroit le mariage, qu'il ne feroit pas lit à part. Le réfus du Prince la dessus, mit le Roi dans un si grand accès de fureur, que le fils fut obligé de se retirer.“

Hiernächst gibt uns der Graf von Manteuffel im Jahre 1735 Auskunft über die erste Beschwerde Friedrichs gegen Sachsen, der bekanntlich später weit gewichtigere folgen sollten.

Der zu Leipzig erscheinende „Europäische Staatssecretarius“ vom Jahre 1735, Th. IX. S. 773, enthält einen Aufsatz über die Krankheit des Königs Friedrich Wilhelm I., worin es u. a. heißt: „Die Krankheit des Königs von Preußen erweckt sehr die Attention von ganz Europa u. s. w. Gleichwie die gefährlichen Krankheiten großer Herren allemal bei den Unterthanen nicht wenig Eindruck machen, so kann man leicht urtheilen, daß jetzo bei Vielen sich allerhand Ge-

danken, Hoffnung und Furcht, regen werden. Als Kaiser Augustus auf dem Todbette lag, gab Tiberius gar genau auf die Gesichter aller Derer Achtung, die bisher am Ruder gesessen hatten. Diese aber waren klug und suchten ihre Affecten soviel als möglich zu verbergen. Tacitus sagt, sie hätten recht auf die Mienen studiert, damit sie weder zu betrübt, noch zu fröhlich ausgesehn hätten."

Obwohl der Verfasser des Aufsatzes, M. Clauder,* Hofmeister im Hause des Geheimen Raths von Zech, mit dessen Sohne er im Begriff war, auf Reisen zu gehn, bei seinem historischen Citat nicht die Absicht gehegt haben mochte, dem Kronprinzen Friedrich zu nahe zu treten, so fühlte sich dieser doch sehr gekränkt: er führte bittere Beschwerde, „puisqu'on l'avait dépeint sous le portrait de Tiberius." Die Geheimen Räthe verfügten zwar die Beschlagnahme aller noch vorhandenen Exemplare der Schrift, allein da diese Maßregel erst mehrere Wochen nach dem Erscheinen derselben angeordnet ward, so hatte sie kein Ergebniß.

Soviel die Correspondenz zwischen dem Kronprinzen von Preußen und dem Grafen von Manteuffel anlangt, so ist der erste in den Acten von uns abschriftlich aufgefundene Brief von Friedrich, auf seiner Reise nach Preußen ** im Jahre 1735, an den Grafen, aus Welau in Ostpreußen, am 7. October 1735 datirt. Er lautet also: ***

* Es heißt von ihm, er sei „ein Mann, der ziemliche studia gemacht und aus Merseburg." Wahrscheinlich ist es derselbe, den wir 1740 als Legationssecretair zu Wien und 1746 als Geheimen Secretair beim Geheimen Cabinet finden.

** Als es hieß, der Prinz werde auf dieser Reise auch Danzig besuchen, schrieb Manteuffel an den Syndicus von Rosenberg daselbst, man solle ja nicht unterlassen, ihn mit allen Ehrenbezeigungen zu empfangen: „comptez, que Vous ne sauriez lui marquer trop de distinction: il y est extraordinairement sensible, quelque semblant qu'il fasse du contraire. Je voudrais surtout, que le commandant de Weichselmunde n'oubliat pas les canonades."

*** Wir geben die Briefe ganz so wieder, wie sie uns vorliegen: es ist

Mon cher Comte.

Votre lettre accompagnée du Portrait de Voltaire,* sont arrivez tous deux en bon etat aux confins de la Lithuanie. Quoique j'aye deja vû le Portrait de Voltaire, cependant je n'ai point été faché de le recevoir et de le relire encore et cela principalement parceque vous me l'envoyez; le celebre Mr. Ramsai** en est l'auteur ainsi que de la vie du Marechal Turenne; cette premiere piece est d'un orateur et d'un homme qui s'explique avec beaucoup d'eloquence, mais il m'a paru que pour vouloir dire trop de Voltaire, il n'en persuade que moins. J'avoue cependant qu'il attrappe beaucoup

---

aber bekannt, daß Friedrich, so gut er auch die Feder zu führen verstand, doch mit der Orthographie auf sehr gespanntem Fuße lebte: wenn wir in unsern Abschriften weniger Verstöße, als in seinen Autographen finden, so scheint es, daß Manteuffel sich einer reinigenden Feder bei den Copien bedient hat. Nur als Beleg, welche Freiheiten sich Friedrich erlaubte, theilen wir einen, von ihm an den König Friedrich August I. gerichteten, eigenhändigen Brief (bei dem er sich doch gewiß zusammengenommen hat) mit: er lautet (Potsdam, den 4. April 1730) also:

„Sire

Toute les atentions que Votre Majesté me temoigne, ne me laise aucun lieu de douter de ces bontéz, ce qui ne fait qu'ogmenter l'atachement et la veneration que j'ai toujours eu pour Sa Personne.

Rien au monde n'aurez peu plus me rejouir que d'avoir le bonheur de La revoir à l'occasion de la revue de Son Armée, je ne souhaite rien plus que de pouvoir la persuader alors personelement come Je suis et serai toujours avec la concideration du monde la plus parfaite

Sire

De Vostre Majeste

Le tres humble et tres affectioné

Cousin

Frederic Pr."

* Es war eine Schilderung der Persönlichkeit und schriftstellerischen Thätigkeit Voltaire's, welche Manteuffel aus Paris erhalten hatte und auch dem Grafen von Brühl zusendete.

** Andreas Michael Ramsay, Schotte von Geburt, der durch Fenelon zum Uebertritt zur katholischen Kirche bewogen ward: geb. 1681, † 1741.

des traits de son caractère et qu'il y a infiniment du vrai dans ce portrait, mais des veritez outrées et qui semblent plutôt provenir de quelque animosité particuliere, que de ces sentimens nobles, qui ne nous font dire les choses que par la persuasion, que nous en avons, ainsi je crois qu'il y a eu des chicanes entre ces deux illustres écrivains et que l'aigreur de Mr. Ramsai a peutétre trop offusqué sa vue et lui a fait aggrandir les objets. Il y a une piece, que l'on attribue à Voltaire (mais qui n'a aucunement son stile), qui y sert de reponse; l'on l'a nommé la Ramsayade: les vers en sont mauvais et c'est plutôt un entassement d'invectives suivies et qui accuse sans prouver; entre autre chose il y a des endroits, qui sont aux dessous du mediocre, et qui sentent l'auteur de six sols plutôt, que la plume elegante de Voltaire, ainsi, selon mes lumieres, ces deux Messieurs (ou ceux qu'ils ont employé) auraient bien mieux fait, de s'epargner tous deux et de cacher des defauts personels, qui importent très peu au publique et qui ne peuvent être interessant qu'a quelque facetieux, qui aime à ouir dire du mal de son prochain, il me suffit (et je crois que tout le monde devroit être de mon avis), il me suffit disje, que ces savans hommes n'enrichissent du tribut de leurs veilles; qu'ils ecrivent bien et qu'après ils fassent dans la vie civile ce que bon leur semble, aux blasphemes, meurtre, trahison et crime lese Majesté prés. J'aime les beaux endroits dans leurs ouvrages, sans m'affectionner autrement à leurs personnes et à leurs moeurs; je lis à present la vie du Vicomte de Turenne, Ramsai en est l'auteur et c'est un stile, qui me convient tout à fait, c'est à dire pour un historien, mais il ne parle pas avec cette assurance que je trouve dans Feugiere * sur le metier mili-

* Antoine de Pas, Marquis de Feuquières, geb. 1648, † 1711.

taire: la raison en est facilement trouvée, Ramsai travaille dans son cabinet et n'ecrit que ce qu'on luy suggere, Feugiere en revange est officier, il a servi avec distinction et il manie hardiment sa matiere, raisonne, condamne, aprouve et convainc de ce qu'il dit, il vous transporte sur les lieux, il vous fait voir les choses et il semble qu'il vous fasse dire, cela ne se peut autrement. Mais ma lettre, qui commence à passer les bornes de l'etendue ordinaire pourroit operer bien autrement; je m'appercois, qu'elle vous ennuie et j'avoue que j'aurai pû retrancher la moitié de son verbiage, ne vous aiant dit que des choses que sans doute vous vous etes deja dit à vous même; il est difficile d'ecrire à des gens aussi eclairés, que vous: l'on y gagne peu de gloire et tout ce que l'on peut pretendre, c'est d'avoir pensé comme eux: je serai tout recompensé de ma lettre, si j'ai cet avantage et je vous prierai toute fois d'être bien persuadé de l'estime avec laquelle je suis, Mon cher Comte

Votre tres bien affectionné ami

Frédéric.

Je vais faire vos respects au Roy Stanislas.

Bei Mittheilung dieses Briefes fügt der Graf v. Manteuffel bei: „La lettre, comme V. E. voit, ne roule sur rien d'important, mais j'ai cru vous la devoir communiquer, parce qu'elle peut servir à faire connaitre une partie du caractère de l'auteur, qui est d'avoir beaucoup d'esprit et de lecture, de se piquer de faire parade, se plaisant à faire sentir, qu'il en a et d'être extraordinairement poli dans ses lettres à fin de s'attirer de l'encens reciproque. La petite apostille est une suite d'une raillerie, que le Prince me fit avant son depart d'icy. S. A. R. m'aiant invité hier à diner j'y fus et comme Elle étoit de fort bonne humeur, Elle se mit à me demander en goguenardant, si je n'avois pas quelque

commission à lui donner pour Stanislas. Je lui repondis sur le même ton, que si ne craignois de me servir d'un ambassadeur si huppé, je le prierois de faire mes complimens à Stanislas et de luy dire, qu'il me feroit grand plaisir de retourner au plus tôt à Chambord." *

Die nächsten Briefe, welche Graf von Manteuffel abschriftlich nach Dresden sendete, sind aus Ruppin. Sie lauten also:

„à Ruppin ce 17 Nov. 1735.

Monsieur.

Il est bien juste, que je vous temoigne l'obligation que je vous ai de la traduction de la republique Babine,** que vous avez bien voulu faire et m'envoyer. Il y a

* Stanislaus Leszczynski war damals in Königsberg, wo der Kronprinz mit ihm zusammentraf. In einem Briefe an den Syndicus von Rosenberg vom 25. October 1735 schrieb Manteuffel über ein anderes scherzhaftes Tafelgespräch mit Pr. Friedrich, letzterer habe gesagt: „il faut que la cause des Saxons soit bien mauvaise, puisqu'ils la font plaider par le diable," worauf der zungenfertige Manteuffel ihm aber erwiederte: „excusez Monseigneur, il faut, qu'elle soit extrêmement bonne et claire, puisque le diable même la trouve la plus juste."

** Die Babinische Republik (Narrengesellschaft) war eine Gesellschaft, welche ein lustiger Kopf, der Starost Psomka, Herr zu Babina bei Lublin, im 16. Jahrhundert gründete, zu dem Zwecke, üble Gewohnheiten lächerlich zu machen. Aufgenommen, unter bezeichnenden Namen, wurden nur diejenigen, die sich durch irgend eine Lächerlichkeit auszeichneten: so ward z. B. wer viel von Hunden sprach, zum Kronjägermeister, wer als schlechter Reiter bekannt war, zum Rittmeister ernannt. Die Gesellschaft, welche bald viele Mitglieder aus allen Ständen erlangte, besetzte so alle Aemter, welche in der polnischen Republik eingeführt waren, sie war lange Zeit die Ergötzlichkeit aller Feste, das Schrecken der Dummen. Sie soll bis 1677 bestanden haben. S. v. Liechtenstein, Allgemeines deutsches Sachwörterbuch, Th. I. S. 456. Flögel, Geschichte des Groteskkomischen, S. 307 u. f. Eine lateinische Schrift de republica Babin. hatte Manteuffel für den Prinzen, der der lateinischen Sprache nicht mächtig war (v. Dohna, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, Th. 4, S. 601) ins Französische übersetzt: es wird dies auch in dem Briefe Friedrichs vom 2. December 1735, der in den Oeuvres etc. t. XXV. p. 398 abgedruckt ist, erwähnt.

beaucoup de jolis endroits et je suis etonné de voir cette nation si barbare de nos jours, qui fut si polie aux 16me siecle; mais ne seroit-ce pas, Monsieur, que pour leurs faire honneur, vous leurs avez preté de vôtre esprit des beautés, qui ne se trouveroient pas dans l'original? Vous avez fait comme les savans peintres, qui en gardant les traits du visage de personnes mediocrement belles, en font des visages d'une beauté achevée.

La reponse de ce staroste au Roy Sigismund Auguste * est selon moi, ce qu'il y a de plus spirituel dans toute la piece, et la maniere, dont le Roy la recut est fort louable; quand il s'agit de plaisanter, il ne faut s'offenser de rien. Venons à présent à l'epitaphe de Psomka, ** c'est là ou je trouve un esprit de Babin, celuy qui l'a faite, avoit sans doute dessein de parler du trepassé; mais point du tout, la chute de l'epitaphe regarde le poete et il vient (à propos de botte) prier la societé, en cas que ses vers soyent approuvez, de le recevoir pour leur confrere; quand quelqu'un vient meler, en parlant de quelqu' autre, des louanges de sa propre personne, Boileau appelle cela meler —

„Les louanges d'un fat à celles d'un Heros."

Les traductions en vers sont fort jolies et si j'avois à en choisir une, ce seroit celle d'Horace, qui me paroit très bien rendue. Cependant dans toute la piece

---

* Sigismund II. (oder August I.) aus dem Jagellonischen Hause, König von Polen, geb. 1548, † 1572: er soll selbst Mitglied der Babinischen Republik gewesen sein.

** Diese Grabschrift, welche Flögel a. a. O. S. 312 mittheilt, lautete also:

Plurima si cuiquam debet Respublica, Psomkae
Debet, in hac viridi qui requiescit humo.
Namque sodalicium sanxit, fundamina cujus
Convicti absque dolo sunt fuerantque sales.
Cresce sodalicium; quod si tibi nostra probantur
Carmina, me gremio jungito, quaeso, tuo.

„L'on y connoit les traits d'un savant traducteur,
Qui dans une autre langue, embellissant l'ouvrage,
Par ses soins, nous transmet ce joli badinage,
Dont la sage morale est d'avis au lecteur."

Il y a de l'impudence à vous faire des vers, vous qui en faites de si bons; mais chaque poete est enriché d'un grade de folie Babine, et outre cela, vous, qui vous melez d'être disciple d'Apollon, vous savez, que quand les convulsions de nos verves nous prennent, qu'il ne depend pas toujours de nous, de les reprimer; je soumets ces vers à mon tour à votre critique; à peine meritent-ils vos attentions, et pourvu que vous croyez, que celui qui les a fait, vous éstime infiniment, je vous abandonnerai volontiers les petits batards, qui ont pris naissance, quasi malgré moi. Mais je tombe dans un defaut que je critiquai il y a un moment, qui est de parler de soi, quand il s'agit d'un autre, pardonnez le moi, Monsieur, je vous promets de m'en corriger et marque de cela je finis, en vous assurant que je suis Monsieur

votre très affectionné ami
Frédéric.

à Ruppin ce 19 Novbr. 1735.

Monsieur. Je ne m'en excuse pas, il y entre un petit grade de vanité dans la raison, qui m'engage aujourdhuy à vous ecrire; il s'agit des vers, que je Vous envoyai la derniere fois: je les ai relus et comme je me suis appercu, qu'ils n'exprimoient pas assez bien ma pensée, je les ai corrigés et les voicy tels qu'ils doivent etre;

L'on y connoit les traits d'un savant traducteur,
Qui, dans une autre langue, embellissant l'ouvrage,
Par ses soins nous transmet ce joli badinage,
Dont l'utile leçon divertit le lecteur.

Je me devois cette justice à moimême de vous envoyer ces vers corrigés et limés. Le depart de la poste

me pressoit si furieusement, que je n'ai pas eu le tems alors, de les perfectionner. Passez moi cette faiblesse, je vous prie, je l'ai de commun avec tous les auteurs et les poetes. Je hais l'imperfection ou je la trouve, egalement en moi, que dans mon prochain et au contraire, j'estime le bon et le vrai et la perfection. Vous pouvez par là juger, quel cas je fais de vous, etant Monsieur etc."

Zu diesen Briefen bemerkte Graf von Manteuffel in seinem Schreiben an den Minister Grafen von Brühl vom 22. November 1735: „Je joins icy deux lettres, que j'ai eu l'honneur de recevoir depuis peu de jours du Pr. R[al] icy. Elles ne contiennent qu'un jeu d'esprit indifferent, mais elles peuvent servir comme celle qu'il m'ecrivit un jour de Prusse,* à faire juger de son caractere et de son genie. Ce qui a donné occasion à ces deux lettres c'est une piece que j'ai traduit du latin, et dont je luy ai envoyé, comme il l'avoit souhaité le jour de son depart d'icy, une copie avec un petit ajouté, ou j'avois fait entrer assez à propos la traduction d'un petit passage d'Horace. C'est bien dommage, que ce Prince ne soit entouré, que de jeunes officiers, la pluspart fort etourdis et ignorans, lorsqu'il est à son regiment, ou il passe la plus grande partie de son tems, pour faire la cour au Roi, son pere; il est certain, que s'il ne hantoit que des gens sages et espritez, il deviendroit un des beaux genies de son tems et se corrigeroit sans peine de plusieurs petits defauts, dont il est encore chargé et du coté du coeur et du coté de l'esprit."

Graf v. Manteuffel that aber noch mehr, er vermuthete, ob mit Recht oder Unrecht wissen wir nicht, der Minister werde sein: „curieux de voir la reponse, que j'y ai faite," er sendete daher mit der Bemerkung „V. E. verra, que si ce Prince a outré les douceurs, qu'il a bien

* Der vorstehende Brief vom 7. October 1735.

voulu me dire, je ne luy ai pas, ce me semble, tant mal renvoyé la bale,“ eine Abschrift derselben, welche also lautet:

„Berlin ce 25 de Nov. 1735.

Monseigneur,

V. A. R. dut Elle me prendre pour cet auteur novice, au quel Boileau reproche, qu'en faisant l'eloge de son heros, il luy donne dit-il, de l'encensoir au travers du visage, je ne puis m'empecher de parodier une reponse, quoiqu'un peu plate, qu'un marchand de Leipzig donna il y a quelques années, au Prince de Weissenfels, qui l'entretenoit de l'etat du commerce. C'est dommage, dit le banquier au Prince, c'est dommage, que vous ne soyez pas marchant, il n'y en a pas de si habile à la Bourse. C'est dommage, que V. A. R. soit destinée à proteger plutot le Parnasse et les belles lettres, qu'à en faire son metier. Elle effaceroit en verité, tous ceux, qui s'en sont jamais melez.

C'est grand dommage, Monseigneur,
Qu'etant né pour le Diadème,
Vous ne puissiez vous faire auteur,
Phebus, vous admirant luy même,
Vous cederoit de tout son coeur
Sa lyre, son poste d'honneur,
Et le gouvernement supreme
Du Parnasse et du docte choeur.

V. A. R. ne seroit pas quite à si bon marché, si les forces de mon Pegase suranné, répondoient à son envie de courrir. Il a beau s'animer luy même, j'ai beau l'eperonner, depuis que j'ai eu l'honneur de recevoir les deux lettres, qu'Elle m'a fait la grace de m'ecrire le 17 et le 19 d. c., il est si essoufflé, qu'il luy est impossible, d'aller plus loin. Encore luy falloit-il votre exemple, Monseigneur, et la verité, que j'avois à vous dire, pour luy faire fournir cette petite carriere.

V. A. R. me fait plus d'honneur, que je ne merite, en supposant, que j'ai embelli, dans ma traduction la

piece, que j'ai pri la liberté de luy envoyer. Tout ce qu'elle peut contenir de bon et de mauvais, appartient à l'auteur, qui me l'a fournie, et qui dit en assez mauvais latin tout ce que j'ai taché de rendre fidelement en françois. Je ne lui ai prété du mien, que la forme et le petit passage d'Horace, dont V. A. R. a daigné ne pas desapprouver la version.

Qu'Elle me permette cependant de plaider la cause de l'auteur de l'epitaphe de Psomka. Je crois charitablement, qu'il a donné à dessein premedité dans le defaut, que V. A. R. luy trouve et qu'Elle releve d'ailleurs, comme tout ce qu'Elle entreprend de critiquer, avec une justesse achevée. En faisant l'eloge de la republique Babine il semble avoir voulu en meme tems paroitre digne d'y etre associé. Je suis bien trompé, ou c'est ce qui luy a fait commettre une faute volontaire, qui par là même, cesse à mon avis d'être tout à fait blamable. C'est au moins tout ce que je puis imaginer de plus specieux pour sauver en quelque manière l'honneur de ce poete.

Je ne puis d'ailleurs qu'applaudir à la reflexion que V. A. R. fait à l'occasion de la debonnaireté de Sigismond Auguste. C'est ainsi que pense et agit (je le dis en franc Pommeranien) tout Prince, qui fait gloire de faire le bonheur de ses etats et le delice du genre humain.

Il en est de même de l'aversion, qu'Elle se sent pour tout ce qui est imparfait. Rien de plus juste, rien de plus grand, que cette idée. Mais me permettriez Vous, Monseigneur, de vous faire une question? V. A. R. n'aimant que le parfait, qu'aimera-t-Elle dans ce monde si fertile en imperfections? Elle auroit de la peine à trouver, hors d'Elle même un objet digne de son estime, à moins qu'à l'exemple des ames les plus magnanimes, Elle n'y supplée par un peu de charité.

Elle s'ennuyeroit à la fin de ne voir rien que de haissable, si sa haine s'etendoit sur tout ce qui est imparfait. En effet, que deviendroit, sans quelques grains d'indulgence, tant de merites mediocres, dont Elle se verra sans cesse entourée? Que deviendrois je moi même? moi, qui ne puis me vanter d'aucune perfection, que de celle de la devotion inveterée, avec laquelle j'ai l'honneur d'être etc."

Dem Grafen von Manteuffel war die Zusammenbringung des vielen Honigs, welchen sein Brief enthält, sehr sauer geworden, er meldet in seinem nächsten Schreiben, daß der Kronprinz wieder in Berlin eingetroffen sei, und fügt hinzu: „Je suis ravi, qu'il soit venu icy, cette correspondence me coutoit plus de peine, que toutes celles que j'entretiens." Er schickte aber zugleich abschriftlich nachfolgende ihm vom Kronprinzen zugegangene Antwort:

„à Potsdam ce 1 Dec. 1735.

Monsieur. Je me vois payé au double des peines, que s'étoit donne mon Appollon, en vous rimant le quatrain que je vous envoyai dernierement. Les vers et les louanges, que vous voulez bien me donner, m'en recompensent au centuple mais en même tems ils servent à m'humilier, car je sens leur superiorité et je me dis à moi-même, que chaque strophe de vos vers m'est une leçon pour n'en plus faire.

Ma Muse, tout au plus, ne sait que fredonner,
La tienne a l'art de plaire et le don de chanter.
Que, poursuivant les pas et de Perse et d'Horace
Au Parnasse, auprès d'eux, elle prenne sa place!

Voila les derniers, qui paroitront et si vous n'étiez le sujet de ce qu'ils disent, jamais on ne les auroit vu eclore.

Vous defendez si bien l'auteur de l'epitaphe que vous m'obligerez de me taire, si je ne faisois une reflexion, qui me paroit très naturelle, c'est qu'une per-

sonne qui peche avec connaissance de cause, peche doublement. L'auteur faisant un epitaphe devoit sans doute savoir, ce que c'est que d'en faire; il manque à toutes les choses requises pour en faire, ainsi sa faute volontaire, devient double à mon avis, pourquoi ne pas donner le nom de supplique ou de memoire à ses vers? Je l'aurois mieux aimé voir humblement rechercher les sufrages de la societé Babine, que de se recommander à la fin d'un epitaphe. Il falloit avoir votre esprit, pour defendre cette cause et je vois que je gagne ma these avec trop peu de gloire, parceque le parti que vous preniez, n'en est pas soutenable, ni entreprenable par autre que vous.

Je me vois obligé en dernier lieu de me defendre sur ce que vous m'accusez, d'aimer peu de choses dans le monde, ne m'attachant qu'à ce qui est parfait. Je crois pouvoir m'expliquer de maniere, à vous donner satisfaction. Premierement, je n'ignore pas, que par la corruption qui est dans le monde, il nous est impossible, d'atteindre à la perfection et que le penchant malheureux des mortels, qui les porte toujours plus facilement au mal qu'au bien, les en eloigne toujours d'avantage. Je sai encore, que toutes les choses de ce monde, etant assujetties à une vicissitude continuelle, il n'est pas possible, qu'elles puissent être parfaites, par rapport à ce principe d'inconstance et aux bornes étroites qui les empechent d'acquerir ou plus d'etendue ou plus de connaissance. Delà je conclue comme vous, qu'il n'y a rien de parfait dans le monde. Or vous m'allez demander, ce que j'aime donc et ce qui doit meriter notre estime? Ce sont les choses, qui approchent le plus du parfait, savoir des choses inanimées, un batiment, dont l'architecture sera la plus regulière; un climat qui sera des plus temperés, une situation des plus agreables, etc. et d'êtres animés, une personne

dont la penetration surpasse le vulgaire, un auteur, qui a force de se peiner, aura acquis plus de science que les personnes ordinaires n'en possedent, une personne qui se donne des soigneux efforts pour parvenir à la vertu parfaite et au solide merite. Voila la raison, pour laquelle je vous estime, vous regardant comme approchant beaucoup plus du centre de la vertu, qu'un million d'autres qui s'egarent dans des cercles, qui en sont plus eloignes. Je ne me conte qu'au rang des derniers. Votre exemple va nous enseigner, jusqu'à quel grade la faiblesse humaine nous permet d'en approcher. Vous serez nòtre émule et je me trouverai heureux, si avec le tems et suivant vos traces, j'y puis atteindre, je vous en aurai en partie l'obligation et s'il se peut, j'en serai avec encore plus d'estime, Mon cher Comte

Votre tres affectionné
ami
Frederic.

Im Januar 1736 hatte Graf von Manteuffel ein nicht näher bezeichnetes lächerliches Ereigniß, das sich im Jahre zuvor in Berlin zugetragen, in einem komischen Gedicht besungen: er sendete dieses mittelst eines Briefes vom 26. Januar 1736 (der uns vorliegt, den wir aber, da er kein weiteres Interesse bietet, weglassen), dem Kronprinzen und erhielt von ihm folgende Antwort:

„à Rupin ce 4 Fevr. 1736.

Monsieur.

De vingt lettres, que j'avois à ecrire, je me suis reservé celle cy pour la dernière, m'étant la plus agreable. Je vous suis tres obligé du conte en vers, que vous m'avez envoyé. Je pouvais, sans vous donner un vain encens, trouver mille louanges, que vous meritent ces ouvrages, mais votre modestie les suprime au bout

de ma plume et le grand Duval* annonce, que la table est servie. Vous comprenez, que cela me fait naitre tout naturellement la pensée de boire à votre santé; ce qui s'executera dans une ou deux minutes, étant avec bien de l'estime etc."

Am 3. April 1736 kam der Kronprinz gegen 11 Uhr von Potsdam nach Berlin, eine Viertelstunde später empfing Graf Manteuffel von ihm ein Billet mit folgenden Worten:

„Peux-tu te contenter de la soupe frugale,
Dont chez moi ce midi ma femme me regale?
Viens à tems et sois scur, que c'est ta bonne humeur,
Qui fera du repas la joye et la douceur
Frederic."

Natürlich beeilte sich der Graf, der freundlichen Einladung nachzukommen und schrieb sodann dem Grafen von Brühl über das Diner und überhaupt sein Verhältniß zum Kronprinzen: „Ayant mandé mardi passé à V. E. que Monseigneur le Prince Royal d'icy, m'avoit invité à diner et à souper, je crois y devoir ajouter aujourdhui, qu'un peu de modestie m'empeche, de dire tout ce que ce Prince me dit d'obligeant sur la correspondence, que j'avois bien voulu, dit-il-entretenir avec lui et sur la franchise polie, dit-il, avec la quelle je l'avois souvent instruit de ce qu'il avoit ignoré, ou mal compri auparavant. Car il est bon de savoir, que la pluspart de nos lettres, ne roulent plus sur la poesie et autres bagatelles pareilles, mais sur des matieres de morale, d'histoire, de christianisme et d'autres choses utiles à un jeune Prince, qui a assez de discernement pour comprendre, que la veritable grandeur consiste plutôt dans un esprit solide et dans des sentimens humains, genereux et justes, que dans l'eminence du rang ou dans le faux brillant de certaines sciences frivoles.

---

* Duval war ein Koch Friedrichs, der öfters erwähnt wird s. auch Oeuvres a. a. O. tom. XXV. pag. 479 not. a.

Je suis persuadé, sans en tirer vanité, que si je pouvois avoir l'honneur de communiquer à V. E. toutes les lettres, que nous nous ecrivons quelques fois, ce Prince et moi, Elle seroit charmée des siennes et ne desapprouveroit pas les miennes, d'autant plus que cellescy vont toutes à lui inspirer indirectement des sentimens d'un bon maitre, d'un bon voisin et d'un bon ami de ses amis: ou ce qui revient au même, des sentimens d'humanité, d'equité et de bonne foy.

Je ne sai, si je m'en fais trop accroire, mais je crois m'appercevoir (et d'autres s'en appercoivent encore plus que moi), que mes insinuations, ne tombent pas à terre et j'ose me flatter, que si je puis les continuer encore quelque tems, non seulement les habitans de ces pays cy, mais tous les voisins futurs de mon correspondent, m'auront un jour (quand je ne serois plus)* quelqu' obligation, d'avoir contribué à lui faire epouser des principes si differens de ceux, dont des prejugés d'education et de mauvais exemples sembloient l'avoir coeffé.

V. E. sera peutêtre surprise, de ce qu'un Prince de son age et naturellement sujet à quelque vanité, recoive si bien mes insinuations, mais il est bon, qu'Elle sache, que cela vient principallement de 4 causes, 1) de son envie extraordinaire de s'instruire, 2) d'un peu de bonne opinion, qu'il a de moi 3) de ce que me regardant comme une espece de vieillard independant et desinteressé, il est persuadé que je lui parle ou écris plutôt par un mouvement d'amitié, que dans aucune vue interessé et 4) de ce que je ne lui parle ou écris

* Graf von Manteuffel starb am 30. Januar 1749 zu Leipzig, mithin zu einer Zeit, wo die schlesischen Kriege die von ihm hier ausgesprochne Hoffnung über die gute Nachbarschaft, welche Friedrich halten werde, bereits widerlegt hatten.

jamais en guise de precepteur, mais comme un homme qui ne cherche qu'a le divertir, en lui rapportant ce que je dis avoir lu ou oui dire et en combattant par maniére d'amusement certaines choses, qu'il me fait l'honneur de me dire de tems entems."

Wenn hier der Graf von Manteuffel sich als einen „vieillard desinteressé," bezeichnet, so wäre allerdings sein nächstfolgender Brief an den Grafen von Brühl, wenn ihn der Kronprinz von Preußen hätte lesen können, geeignet gewesen, ihn in dieser Beziehung über den Grafen aufzuklären; derselbe enthält nämlich die Versicherung, er könne nicht Worte finden, um seinen Dank auszudrücken für — 300 Thlr., welche ihm Graf von Brühl gesendet, und zwar, wie dieser versichert, nicht aus der königlichen Casse, (aus der, wie wir schon früher erwähnt, Manteuffel eine jährliche Pension von 12000 Thlrn. erhielt) sondern „de son argent," was denn den Grafen von Manteuffel zu der Versicherung veranlaßte, der Umstand, daß Brühl das Geld gegeben habe „de son propre fond," müsse ihn eigentlich veranlassen, es abzulehnen — indessen wolle er es aber doch behalten, weil „jamais 300 Thlr. ne sauroient venir plus à propos que ceux là."

In den nächsten Briefen gedenkt der Graf v. Manteuffel der Streitigkeiten, welche auf der Universität zu Halle zwischen einem Gegner des von dort im J. 1723 vertriebenen großen Philosophen Christian (später Freiherr von) Wolff und den Anhängern desselben entstanden waren, besonders dem später ebenfalls berühmt gewordenen Prof. Alex. Gottlieb Baumgarten, welcher als „jeune professeur, honnete homme et savant à ce qu'on dit" von Manteuffel bezeichnet wird. Der Kronprinz stand, wie Manteuffel bemerkt „à la tête des partisans de Wolff et du bon sens" und sprach sich auch gegen den Grafen in diesem Sinne aus. Der Letztere schrieb deshalb am 24. April 1736 an den Minister Grafen von Brühl: „Je ne puis me dispenser

de communiquer à V. E. pour la rareté du fait, la copie cijointe d'une lettre, que le Pr. Royal m'ecrivit ces jours passés sur le sujet de Lange et qui marque d'une maniere assez sensible, le genie et le caractère de son auteur: caractère qui sera un jour impayable (supposé qu'il ne se demente pas, lorsqu'il aura les coudées franches) et qui le porte naturellement à la recherche, souvent très penible, des verités et à les soutenir, pour ainsi dire, à Spada tratta, des qu'il les a trouvèes: quoiqu'il soit en même tems si peu enteté de ses opinions, qu'il en revient sans peine, lorsqu'on lui oppose avec franchise des raisons rèellement plus fortes, que les siennes, c'est à dire, lorsqu'on est assez ferré à glace et qu'on a assez de part à sa confiance, pour oser disputer contre luy.

Si je ne craignois pas, d'ennuyer V. E., je lui conterois des particularités la dessus, qui prouveroient, que je n'en dis rien de trop et que ce Prince agit même dans ses amitiés tout comme par rapport à ses opinions. Je risquerai cependant de vous en donner un exemple.

Entre autres fausses idées, dont il étoit imbu, il en avoit une fort extraordinaire sur l'immortalité de l'ame. Il l'avoit puisée en je ne sais quel ancien systeme de philosophie et il la soutenoit en toute occasion avec des argumens fort specieux. Comme il m'en avoit souvent parlé, sans que j'eusse voulu entrer avec luy dans une matiere, qui demande plus d'erudition, que je n'en ai dans la metaphisique et que je souhaitai néanmoins de le guerir d'un sentiment si dangereux et si fertile en mauvaises consequences, je lui recommandai de lire la metaphisique allemande de Wolff, qui dit tout ce qu'un philosophe peut dire de plus convaincant en faveur de l'immortalité de l'ame. Et comme je savais, qu'il étoit en correspondance sur ce

même sujet avec un ministre françois,* qui s'étoit piqué inutilement de le convaincre par ses raisonnemens usez et tirez de quelques anciens philisophes, je lui conseillai (le sachant deja ebranlé par Wolff) d'abrompre cette correspondance et de laisser la gloire de sa conversion au dit ministre, qui auroit été charmé de s'imaginer de l'avoir desabusé. Je lui mandai même, que je lui croiois trop de penetration, pour avoir soutenu serieusement un sentiment si pernicieux et qui ne pouvoit manquer de le faire passer pour un impie; que j'avois été attaqué autrefois de la même erreur, mais que j'en étois revenu par la demonstration du monde la plus simple, que je lui communiquerois un jour, s'il le souhaitoit.

Ce fut la dessus qu'il m'ecrivit, il n'y a pas 8 jours, toute une justification, dont je ferai ajouter un extrait à la copie susdite; justification d'autant plus curieuse, qu'il y a fourré une espece de confession de foy tres ortodoxe, quoiqu'exprimée d'une façon particuliere."

Die allerdings merkwürdigen Briefe des Kronprinzen, deren Abschriften Manteuffel als Belege beifügt, *lauten also*:

„ce 18 d'Avril 1736.

Vous me faites tort, Monsieur, de croire, que je n'ai qu'affecté de ne pas croire l'immortalité de l'ame, je vous assure que de bonne foy j'ai été persuadé que je n'en avois aucune. La politique, il est vrai, n'en est pas d'accord, mais celle ci n'est pas beaucoup consulté, quand on cherche la verité. Grace à Dieu, je n'en doute plus.

Il me suffit, que je sois convaincu, je le repète, de l'immortalité de mon ame, que je croie en Dieu et à celui qu'il a envoyé pour eclairer et sauver le monde;

---

* Vielleicht ist der französische Gesandte zu Berlin, Marquis de la Chetardie gemeint.

que je m'applique à me rendre vertueux autant que je le puis effectuer par mes forces; que je pratique les actes d'adorations, que la créature doit à son créateur et les devoirs d'un bon citoyen envers les hommes, mes egaux. Alors je puis être scur, que l'avenir ne me sera point funeste; non pas que je croie meriter le ciel par mes bonnes oeuvres (ce qui seroit absurde et du dernier ridicule), mais par la ferme persuasion dans laquelle je suis, que Dieu ne peut pas rendre eternellement malheureuse une créature, qui l'aime avec toute la reconnaissance, que merite le bienfait, qu'il lui a fait, en lui donnant l'existence, qui à la verité est remplie de pechez et de fautes, mais dont la cause git dans le temperament et non dans les sentimens de mon coeur. Voila ma confession de foy: vous pouvez voir par là, mon cher, que je ne suis certes pas un athée et que mon système de foy, bien loin d'être prejudiciable à la societé, doit lui servir de soutien.

Si votre lettre étoit arrivé plutôt, je n'aurois pas manqué de suivre vos conseils, qui sont très bons et qui m'ont donné une preuve convaincante de l'amitié, que vous avez pour moi, je vous assure, Monsieur, que je vous en tiendrai compte, d'autant plus que je sai que le monde me soupconne deja, d'avoir une foy non trop ortodoxe."

„à Ruppin ce 20 d'Avril 1756.

Ce fut de tout tems dans les persecutions, que brille avec le plus d'eclat le zele des premiers Chrètiens; il mèprisoient les horreurs des plus cruels suplices et beaucoup d'entre eux sçellerent leur foy par le martyre. Vous comprenez bien, que ce preambule va me mener sur le sujet de la seconde persecution, que l'on intente contre Wolff.* Jamais je ne me suis senti autant

* Prof. Lange hatte ein Verbot der Wolffschen Schriften beantragt, sowie daß Baumgarten untersagt werde, die Wolffsche Philosophie vorzutragen.

d'ardeur pour lui, que depuis que la calomnie et l'ignorance l'attaquent. Qu'ils en triomphent à leur gré, leur triomphe même les chargera de honte et les mettra en abomination auprès des races futures. Quoi! vouloir interdire l'usage de la raison? Se livrer à ce que l'ignorance et les prejugez ont de plus crasse et de plus idiot? negliger de propos deliberé l'usage de la seule chose, qui nous distingue des betes? Ah, quel tems! quels moeurs!

Est-il bien croyable, que la superstition (monstre dangereux et pernicieux au possible) puisse produire de pareils effets? et n'auroit on pas de quoi confondre suffisament ce cajot, dont le zele ou la fureur effrenèe interdit l'usage du bon sens et de la raison? Ne met-il pas, luymême, les armes bas en renoncant au plus bel attribut de l'ame, qui est cette vertu de comprendre les choses; de les comparer; de connoitre leur valeur, de juger par la du rapport, qu'elles ont les unes avec les autres, et de distinguer le bon du mauvais, et la verité du mensonge? Un homme qui renonce jusque là au bon sens, me donne cause gagnée. Quelle idée veut-il que l'on se fasse d'une religion, qu'il pretend d'etablir sur l'ignorance et sur une credule superstition? jamais le plus grand Heresiarque n'arbora de plus dangereux principe. Cet homme pourra precher le paganisme et l'on sera en conscience obligé de l'en croire, parceque l'on n'osera en raisonner.

Pour moi je comprens et cela par une raison suffisante, que Lange est une bète, car comment definit-on l'homme? Les Platoniciens disent, que c'est un animal raisonnable à deux pieds, sans plumes, Or un animal raisonnable qui n'est pas raisonnable (car comment peut-il l'être, si on lui interdit l'usage de la raison?) est une bète. Donc Lange est une bète, parce qu'il ne raisonne pas et qu'il defend à l'homme de raisonner.

Ainsi le voila betisé et pour salaire de ses soins, je le condamne aux petits maisons. Que s'il n'y est pas mis, je le regarderai du moins comme un homme qui a bien merité de l'étre. Mais basta; cet animal ne merite pas qu'on lui fasse l'honneur de le nommer.

Je vous en dirais volontiers davantage, si je n'étois obligé de m'employer dans ce qui est ma vocation (d'aller aux exercises des regimens). Je vous quitte donc pour cette fois, vous priant de me croire avec une entiere estime etc."

Hiermit schließen die ausführlicheren Mittheilungen, welche Graf von Manteuffel dem Minister Grafen von Brühl aus seiner Correspondenz mit dem Kronprinzen zugehn ließ.*

* Manteuffel, der, was wir ihm gar nicht verargen mögen, wohl gern mit seinem fürstlichen Correspondenten glänzen mochte, theilte auch dem ihm befreundeten Syndicus von Rosenberg in Danzig die Briefe des Kronprinzen mit, der aber den Zweifel aussprach, ob sie wirklich aus dessen Feder geflossen seien, oder ob nicht Hr. v. Keyserling ihm dabei unterstützend zur Seite gestanden habe. Der Graf widersprach aber dieser Vermuthung entschieden, indem er in einem Briefe vom 28. Januar 1736 beifügte: „enfin ce prince n'est aidé en pareilles occasions, n'y de Keyserling n'y d'ame vivante et il est tellement entiché jusqu'à present d'amour propre, que je suis persuadé qu'il aimeroit mieux n'ecrire jamais, que de faire composer ses lettres par quelqu'un. Aussi n'y a-t-il absolument personne auprès de lui, qui soit capable de l'assister la dedans. Dès qu'il est à Ruppin, ou il passe les trois quarts de l'année, il n'est entouré que d'officiers, que je connois tous et parmi lesquels il n'y en a peutêtre pas trois, qui sachent ecrire quatre mots raisonnables et quand il est à Berlin, il ne voit d'étrangers et surtout de gens de robe, que ceux, qu'il fait inviter à diner ou à souper, l'etiquette de cette cour ne permettant à personne de lui aller faire la cour hors ce tems la. Ce n'est pas sans raison, que je vous ai dit, en faisant son portrait, que je n'ai jamais vu de si beau genie que le sien et qu'il s'est absolument, formé lui même, tel qu'il est. Ce seroit assurement un prodige, s'il avoit pu profiter de quelque bonne éducation et il le deviendroit peutêtre encore, s'il avoit l'esprit libre et content et qu'on lui permit de vivre tout à fait à sa façon ou de hanter, qui bon lui sembleroit." Ein anderes Mal schreibt Manteuffel: „il a plus d'esprit, qu'il n'appartient à un grand seigneur d'en avoir."

Nur aus dem Jahre 1739 finden wir noch folgenden Auszug aus einem Briefe des Kronprinzen, vom 23. oder 24. März, in dem dieser sich über den Tod des Feldmarschalls von Grumkow folgendermaaßen aussprach: „Vous aurez plaint sans doute le pauvre Maréchal de Grumcau (a) dont la mort fera assurement beaucoup de préjudice à la cour et à la ville de Berlin. La Société (b) y perd un protecteur, mais d'un autre coté les débauchés y perdent un vrai père (c)

Manteuffel begleitet dieses Schreiben an den bezeichneten Stellen mit nachstehenden Anmerkungen:

a) L'auteur du billet entretenait une correspondance fort étroite avec le defunt,* mais il leur arrivait souvent d'être de sentimens differens. Le premier étant extremement dissimulé, delicat et sensible et l'autre fort franc et vif, ils avoient à tout moment quelque chose à deméler ensemble. Mais comme le dernier avoit très souvent occasion à rendre service au premier et qu'il n'y manquait même jamais, leurs bouderies, quoique fort souvent le Pr. de Dessau ne manquant pas de souffler le feu, n'étaient jamais de longue durée.

b) Il entend par là certaine société d'un petit nombre de savans, que j'ai établie icy, pour m'amuser avec quelqu'agrément, sous le nom de Société des Alethophiles,** ou amateurs de la verité et dont le but est effectivement de rechercher et d'éclairir toutes sortes de verités utiles. Or l'auteur du billet, qui a un gout extraordinaire pour les belles lettres, sachant que le defunt faisoit toujours les eloges de cette société,

---

* Oeuvres etc. t. XVI. pag 35 u. f., wo sich Briefe aus der Zeit vom 11. Februar 1732 bis 18. October 1733 vorfinden.

** Oeuvres etc. t. XXV. p. 460 not. b. Graf Manteuffel ließ auf diese Gesellschaft 1736 eine Münze prägen. F. Förster: Friedrich Wilhelm I. Th. II. S. 356: sie ist nicht zu verwechseln mit der von uns in dem Aufsatz über Friedrich Wilhelm I. (I. 108) erwähnten.

quoique ce ne fut pas son affaire d'en être luy même; c'est ce qui l'en fait parler comme il fait.

c) Ce coup de dent me semble prouver, que l'affection que l'auteur portoit au defunt, ne fut jamais bien cordiale. La verité est pourtant; que celuy-ci autrefois ne haissoit pas la boisson, mais que depuis quelques années, il avoit entierement renoncé à tout excés et qu'il me semble qu'il faudroit luy pardonner ce defaut de jeunesse en faveur de plusieurs autres belles qualités, dont il étoit doué. Aussi prendrai-je la liberté, en qualité d'Alethophile, d'y repliquer sur ce ton là."

Diesen Mittheilungen schließen sich noch einige andere an, aus dem Jahre 1740, nachdem Friedrich II. den Thron bestiegen. Zunächst erregte die Sparsamkeit, mit welcher der neue König seine Diplomaten zu behandeln gedachte, Manteuffels collegiale Indignation. Der Graf erzählt in seinen Briefen, Friedrich wolle seinen Residenten im Auslande nur 1200 Thlr. jährlich aussetzen, was viel zu wenig sei, da diese Summe nur ausreiche zur Wohnung, Equipage mit 2 Pferden und 4—5 Domestiquen, was das Wenigste sei, dessen ein Resident bedürfe, wenn er einigermaaßen „en ministre public" leben wolle: für Nahrung, Kleidung ꝛc. bleibe nichts übrig.

Wir wollen dem Grafen dies gern glauben: seine Berechnung belegt zugleich, daß der Luxus und die Bedürfnisse des Anstandes damals zum Theil wesentlich verschieden waren von denen der Jetztzeit: heut zu Tage würde ein Beamter mit 1200 Thlrn. Gehalt am wenigsten daran denken, sich Equipage zu halten; bescheiden würde er zu Fuße wandeln und höchstens bei einem Wolkenbruche sich mit schwerem Herzen entschließen, eine Droschke zu unvermeidlichen Geschäftsbesuchen holen zu lassen: der Bestand seines Dienstpersonals würde den eines „Mädchens für Alles" nicht überschreiten dürfen. Es liegt uns noch ein anderer Beleg vor,

aus etwas früherer Zeit, welcher zugleich darthut, daß das Leben damals, insbesondere in Folge der zahlreichen Dienerschaft, welche ein vornehmes Hauswesen erforderte, keineswegs soviel wohlfeiler war, als man von der sogenannten „alten guten Zeit" gemeiniglich glaubt. Der Graf Carl Sophronius von Flodroff Wartensleben* beabsichtigte im Jahre 1720 einer Einladung des Königs von England nach London zu folgen und dort drei Monate zu verweilen: er übernahm es zugleich, ohne als Gesandter accreditirt zu werden, einige Angelegenheiten für Sachsen zu betreiben, und der General-Feldmarschall Graf von Flemming, mit dem er in freundschaftlicher Verbindung und mehrjähriger fortlaufender Correspondenz stand, bat ihn daher um Angabe der Reisekosten, deren Vergütung Graf von Flodroff zunächst abgelehnt hatte. Die Kosten des dreimonatlichen Aufenthalts in London berechnete der Letztere hierauf zu etwa 10,000 Thln., indem er nachstehende Specification übersendete:

Miethe eines Hauses	80	pièces (Guineen)
2 Carossen	110	"
Tafel und Wein	540	"
Beleuchtung, Wäsche, Heitzung	150	"
Reisekosten (unter Benutzung der königlichen Jacht zur Ueberfahrt)	200	"
Kostgeld für die Dienerschaft	27	"
2 Kammerdiener	30	"
2 Pagen	30	"
1 Conditor und 1 Gehülfe	27	"
1 Kellermeister	15	"
Der chef de cuisine	27	"
1 Koch und 1 Bratenspicker	24	"
6 Lakaien	54	"
1 Portier	10	"

* Ueber ihn s. Julius Graf von Wartensleben: Nachrichten von dem Geschlechte der Grafen von Wartensleben, Berlin 1858, 2. Auflage Th. II. Seite 99. 316.

Die weibliche Dienerschaft war dabei noch nicht berücksichtigt. Der Graf war allerdings ein vornehmer Mann, indessen er beabsichtigte, wie gedacht, in London nur als Privatmann aufzutreten und doch hielt er eine solche Menge Dienerschaft für nöthig, wie sie jetzt kaum ein König mit sich nehmen würde. Eine ähnliche Zusammenstellung liegt uns auch aus Paris vor, welche der Legationssecretair de Brais im J. 1731 entworfen hat, über den unentbehrlichsten Aufwand eines jungen Mannes von guter Familie während eines Jahres. Er berechnet die Gesammtsumme auf 13,720 livr., nämlich:

Wohnung (monatlich 120 livr.)	1440	livr.
Kost (7 livr. par repas)	2190	„
Kleidung	3000	„
1 Kammerdiener und 2 Lakaien	1680	„
Taschengeld (täglich 2 livr.)	730	„
Equipage (340 livr. monatlich)	4080	„
Theater	600	„

Ausführliche, von den gedruckten Quellen* theils abweichende, theils sie ergänzende Nachrichten gibt Manteuffel über Friedrich II. Reise im Sommer 1740. Er hatte sie gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Pr. August Wilhelm, angetreten, reiste mit ihm in der Nacht vom 19—20. August von Baireuth weiter, trennte sich aber von ihm in der Gegend von Strasburg, um allein mit seinem vertrauten Adjutanten, dem Grafen Leopold Alexander v. Wartensleben,** in strengstem Incognito, ungebunden durch die Fesseln des Ceremoniels, sich ganz frei bewegen zu können. In Kehl angekom-

* S. u. a. Der Europäische Staatssecretarius 1740, Bd. 61, S. 44 u. f. Thiébault, Souvenirs de Berlin Th. I, S. 203. Geppert, Chronik von Berlin Th. 3, S. 57. Kugler, Geschichte Friedrichs d. Gr. 4. Aufl. Leipzig 1856, S. 89. Preuß, Friedrich der Große, Th. I, S. 153, 485. Souvenirs du Marquis de Valfons p. 50 sq. Paris 1860.

** Ueber ihn s. Julius Graf v. Wartensleben a. a. O. Th. II, S. 114 u. f.

men, nannte er sich Graf du Four, seinen Begleiter Baron von Seiffertitz. Der Postmeister zu Kehl fragte, als die Reisenden ihre Absicht, Strasburg zu besuchen zu erkennen gaben, ob sie mit Pässen versehn seien? unter der Bemerkung, daß sie ohne solche nicht würden eingelassen werden. Dem Mangel abzuhelfen, schrieb der König für sich und seinen Begleiter eigenhändig einen Paß, den er aus Berlin datirte. Der Postmeister nahm dies wahr und mußte also, wenn keine schlimmere, wenigstens die Ueberzeugung gewinnen, daß es mit den Fremden eine besondere Bewandtniß habe. In Strasburg gegen Abend des 22. August eingetroffen, traten die Reisenden im Gasthause zum Raben ab, ließen sofort einen Lohnbedienten und einen Wagen kommen, und fuhren in das Theater, das fast zu Ende war. Sie gingen in das Parterre und der König erregte durch ein lautgeführtes Gespräch über das Stück und die Leistungen der Schauspieler einige Aufmerksamkeit. Nach Beendigung des Theaters, gab der König dem Lohndiener den Befehl, er möge einige Offiziere zum Souper einladen. Der Lohndiener fragte, ob der Herr Bekannte in Strasburg habe? an wen die Einladung zu richten sei? Auf die Antwort, Nein, er werde aber schon einige Offiziere finden, welche das Souper theilen wollten, meinte der Lohndiener, er bezweifle, ob Offiziere die Einladung eines Unbekannten annehmen würden; auch Wartensleben bemerkte, es werde nothwendig sein, erst Bekanntschaften zu machen, wenn sie nicht Vermuthungen über ihr Incognito erregen wollten; der König blieb aber bei seinem Befehl stehn. Während der Lohndiener den Auftrag zu vollziehn suchte, begab der König sich in das Gasthaus zurück. Ein Kellner meldete auf Befragen nach den übrigen Gästen im Hause, es sei ein Graf von Schönberg aus Sachsen, von Paris kommend, eingetroffen. „Das ist, was wir brauchen," sagte der König, „wir wollen die Leute besuchen." Wartensleben bemühte sich vergeblich, die sofortige Ausführung dieser Idee zu behindern. Der König pochte an die Thür des ihm bezeich-

neten Zimmers und trat ohne weitere Meldung ein. Der Graf von Schönberg hatte sich es bereits bequem gemacht: in einem kurzen Hausrock, die Nachtmütze auf dem Kopfe, sah er einer Partie Piquet zu, welche seine Gemahlin mit 2 Offizieren * spielte. Befremdete Blicke empfingen die unbekannten Eindringlinge. Indem der König den Namen du Four nannte, wendete er sich ganz ungenirt an den Grafen, mit der Angabe, er habe ihn in Paris gesehn und freue sich, ihn wieder anzutreffen. Der Graf erwiederte ziemlich kühl, er könne sich der Ehre einer Bekanntschaft mit ihm nicht erinnern, und als der angebliche Graf du Four sich nun der Gräfin näherte, nahm Schönberg Wartensleben bei Seite und fragte, wer sie denn eigentlich seien? Die Antwort lautete: Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß mein Begleiter sich Graf du Four nennt, ein junger Herr aus Böhmen, sehr reich und viel gereist ist, und daß er angibt, Sie in Paris genau gekannt zu haben; Sie müssen wissen, was daran ist. Ich bin der Baron von Seiffertitz, ein Sohn des frühern Obermundschenks. Mein Herr, erwiederte der Graf von Schönberg, das ist zuviel, ich kenne die Seiffertitze, mit denen ich verwandt bin, sehr gut, Sie sind kein Sohn des Obermundschenks, der gar keine Kinder gehabt hat. Der peinlichen Verlegenheit Wartenslebens machte glücklicher Weise der Eintritt des Lohndieners ein Ende, welcher meldete, daß drei Offiziere, die er eingeladen, eingetroffen seien. Der König entfernte sich alsbald, um seine Gäste zu empfangen. Zwei der Erschienenen waren gesetzte Männer reifern Alters, der Dritte ein junger Fanfaron. Das Souper ward servirt, war trefflich, eben so der Wein, was die Gesellschaft zu schätzen wußte. Die Offiziere, denen wohl der Lohndiener seine durch das Benehmen des Königs erregte Vermuthung, daß der Name des Grafen du Four eine vornehmere Person verbergen möge,

---

* Der eine war der Marquis de Valfons. Souvenirs du Marquis de Valfons p. 50.

mitgetheilt haben mochte, versuchten vergeblich, den Schleier zu lüften, sie brachten das Gespräch auf Politik, Krieg, Literatur, und nahmen mit Erstaunen wahr, daß ihr Wirth in allen Fächern weit besser bewandert war, als sie selbst. Der jüngere Offizier zerbrach sich den Kopf nicht über den Stand seines Wirthes, er sprach dem Weine tapfer zu, sang, pfiff, trieb eine Menge Tollheiten und belebte die Gesellschaft so, daß man bis nach Mitternacht sehr vergnügt zusammen blieb. Am andern Morgen, schon um 7 Uhr, erschienen die Offiziere wieder, in der Absicht, den Grafen du Four und seinen Begleiter zum Frühstück in einem Caffeehause einzuladen. Der König schlief noch, auf Pochen öffnete Wartensleben die Thür, und nur mit Mühe gelang es ihm, die Einladung abzulehnen. Wartensleben begleitete sodann den König bei einem Gange durch die Stadt: der Letztere kaufte einige Kleinigkeiten, bezahlte aber weit mehr, als den geforderten Preis, vermehrte auch durch wahrhaft königliche Trinkgelder, die er an einigen Orten gab, die auf ihn sich richtende Aufmerksamkeit. Er sendete hierauf den Grafen von Wartensleben an den Marschall von Broglio,* um die Erlaubniß zu erhalten, die Festungswerke zu besehn. Der Marschall hatte bereits Notiz von dem Erscheinen der räthselhaften Fremden erhalten, er empfing Wartensleben zwar sehr höflich, bemerkte aber, die Festung dürfe Unbekannten nicht gezeigt werden, wolle aber der Graf du Four seinen wahren Namen angeben, so stehe er in Allem zu Diensten. Als Wartensleben in Abrede stellte, daß jener Name ein fingirter sei und beifügte, der Graf du Four werde Strasburg nicht verlassen, ohne den Marschall begrüßt zu haben, erwiederte der Letztere, der Graf müsse entweder eine sehr vornehme Person oder ein „extravagant" sein, es gehe sogar das Gerücht, es sei der König von Preußen selbst. Wartensleben läugnete dies beharrlich, gestand

* Francois Marie Duc de Broglio, 1734 zum Maréchal, 1739 zum Gouverneur von Strasburg ernannt.

aber zu, sein Begleiter sei ein preußischer Prinz, der aber unbekannt zu bleiben wünsche: hierauf gewährte der Marschall die erbetene Erlaubniß und sagte die Absendung eines Offiziers zu, der die Festungswerke zeigen werde. Immittelst war aber das Incognito des Königs durch einen Zufall verrathen worden: er begegnete einem preußischen Deserteur, der ihn erkennend, sich ihm zu Füßen warf, um Gnade und seinen Abschied bat. Der König zog ihn bei Seite und versprach ihm Gewährung seiner Bitte, wenn er seine Anwesenheit nicht verrathe. Der Vorgang war jedoch nicht unbemerkt geblieben, Broglio erfuhr ihn bald, und in das Gasthaus eilend, in welchem der König abgetreten war, drang er nochmals in Wartensleben, ihm den hohen Stand seines Begleiters zu bestätigen: obgleich dieser bei seinen frühern Angaben verblieb, stellte der Marschall doch nun zwei Schildwachen vor die Thür des Gasthauses und lud Wartensleben und seinen erhabenen Begleiter zum Souper. Die Schildwachen, ebenfalls preußische Deserteurs, erkannten, wie ihr Camerad, den König. Nachdem Friedrich die Festung besichtigt, begab er sich zu dem Marschall von Broglio: dieser ließ ihn eine Viertelstunde im Vorzimmer warten, nannte ihn dann, ohne seine Saumseligkeit zu entschuldigen, vor mehr als 50 Offizieren, „Sire“ und „Majesté,“ sprach aber dann blos von der Wichtigkeit seiner Stellung, „de l'honneur, qu'il avoit eu de commander les armées du Roi,“ und fragte endlich, „s'il ne vouloit pas voir Madame de Broglio?“ In demselben Augenblick trat die Frau Marschallin bereits ein und empfing den Grafen du Four, „avec toute la fierté dont une reine orgueilleuse peut accueiller un particulier de médiocre distinction.“ Manteuffel fügte dieser Notiz bei: „Le maréchal peu compter, que cette reception ne lui sera pas oubliée, tant qu'on vivra.“ Daß diese Bemerkung nicht ohne Grund war, belegte der König selbst; als er nach der Rückkehr von seiner Reise bei der ersten Cour den französischen Gesandten sah, fragte er ihn, wie Manteuffel erzählt,

„s'il recevait quelques fois des nouvelles du Comte de Broglio? et l'autre ayant repliqué, qu'il en avoit reçu. d'assez fraiches et que ce maréchal lui avoit mandé entre autres choses, que l'arrivée de Sa Majesté à Strasbourg avoit été une surprise pour lui. Cela n'est pas étonnant repartit le Roi, il n'est fait que pour être surpris."

Der Marschall v. Broglio erstattete übrigens seiner Seits über den denkwürdigen Besuch unter dem 26. August 1740 eine ausführliche, uns in Abschrift vorliegende, Relation nach Paris, in welcher er aber die von uns erwähnten Details über sein Benehmen gegen den König, mit Stillschweigen zu übergehn für angemessen erachtet hat: er erzählt dagegen, daß der Prinz August Wilhelm einen Tag später als der König, mit Algarotti ebenfalls in Strasburg eingetroffen und in dem cabaret de l'esprit abgestiegen sei. Beide ließen sich nebst dem Begleiter des Königs, den Broglio aber „Beinheim" nennt, dem Marschall vorstellen, ohne daß jedoch der Prinz sich zu erkennen gab: Broglio lud die Herren zur Tafel, bei der der junge Prinz kein Wort sprach, was den Berichterstatter zu der Bemerkung veranlaßt, „il ne paroit pas avoir beaucoup de monde." Obwohl Broglio das Gerücht vernommen hatte, der im Raben abgetretene räthselhafte Fremde sei der König von Preußen, so glaubte er doch zuerst nicht daran, weil er bezweifelte, wie er schrieb, „que le Roy de Prusse, dans son avénement à la couronne dont il avoit presque tout changé le gouvernement, fit une pareille équipée." Als indessen Mehrere den König erkannt, konnte Broglio, obwohl Friedrich sein Incognito bewahrte, nicht länger in Zweifel bleiben, es mußte ihm jedoch, als der König beim Eintreten bei ihm auf die Frage, „Votre Majesté veut Elle, que je La traite comme Roi de Prusse ou comme Mr. le Comte du Four?" antwortete, er sei nicht König von Preußen, dies zur Richtschnur dienen. Friedrich nahm des Marschalls Einladung zum Souper an, als aber sich während

seines Besuchs bei Broglio, eine Menge Menschen vor dem Palais und um seinen Wagen versammelt, er also sein Incognito verrathen sah, fuhr er nicht, wie er beabsichtigt hatte, in das Theater, sondern in sein Gasthaus, ließ Postpferde kommen und verließ Strasburg sofort, indem er sich durch Algarotti bei Broglio entschuldigen ließ.

Von derselben Reise erzählt der Graf von Manteuffel noch eine Handlung des Königs, die damals als ein seltner Beweis strenger Gerechtigkeitsliebe allgemeines Aufsehn erregte. Der König hielt am 2. September in Wesel, wo er einige Tage früher eingetroffen war, Parade über das Dohnaische Regiment: er ließ dabei einen Capitain, „der seinen Soldaten die Montirungsstücke nicht richtig gegeben, auch eines Bauern Sohn, ungeachtet er seinen Abschied zweimal von ihm erkauft, zum dritten Male angeworben," arretiren. Den Soldaten gab der König selbst los, aber auch der Capitain ward nach nur zweitägiger Haft wieder entlassen. Uebrigens befahl der König „dem Obristen Grafen v. Hacke, alle in Wesel in Garnison liegende Regimenter genauestens zu examiniren, wie mit ihnen verfahren werde und ob ein Jeder das Seinige allemal richtig von seinem Chef empfangen habe." In unserer Zeit würde jener Capitain so wohlfeilen Kaufs nicht davongekommen sein, daß man aber die Handlungsweise des Königs als ein seltnes Beispiel zu betrachten hatte, beweist eben auch, wie die Zeiten sich seitdem zum Bessern geändert haben.

Eine andere Anecdote aus dem Jahre 1740 belegt, daß selbst ein König, wenn er als Virtuos auftritt, den Launen, mit welchen das reizbare Geschlecht der Künstler seit Apollos Zeiten behaftet gewesen, unterworfen bleibt. Bei seinen Kunstübungen auf der Flöte mit Quanz, dem berühmten Flötisten, kam es denn wohl vor, daß der König über eine schwierige Passage stolperte oder das Tempo verfehlte, daß ein Ton versagte: seinen Aerger über solche Fehler ließ der König wiederholt an einem Gegenstand aus, der offenbar

daran sehr unschuldig war, an der Flöte selbst, indem er das Instrument, das er gerade spielte, so an die Wand schleuderte, daß es in Stücke zersprang. Quanz hatte die Flöten für den König zu liefern: eines Tages, als er abermals die Stücken eines von diesem zertrümmerten Instruments aufzuheben gehabt hatte, erklärte er, daß er bei solchen Zerstörungen ferner nicht bestehn könne: er überreichte zugleich dem König ein Verzeichniß, aus welchem sich ergab, daß derselbe in wenigen Wochen 12 Flöten zerbrochen hatte. Friedrich II. erwiederte, Quanz habe ganz recht, er wolle ihm die zerbrochenen vergüten und künftig für jede, welche er zerbrechen sollte, 100 Thlr. zahlen. Seit dieser Zusage war es dem König zwar mehrmals passirt, daß er den Arm gehoben, um die Flöte an die Wand zu werfen, allein dabei war es geblieben, obgleich Quanz, jetzt sicher gestellt, ihn mit den Worten, er solle ihn doch nicht um seine 100 Thlr. bringen, aufmunterte, er möge nur seinem Aerger den Lauf lassen.

Schließlich wollen wir noch einiger Mittheilungen Manteuffels aus dem Herbste des Jahres 1744 gedenken, über das Verfahren des Königs gegen den berühmten General-Feldmarschall Grafen Curt Christoph von Schwerin und den an Verdiensten allerdings diesem sehr ungleichen, von uns schon mehrerwähnten Kammerherrn von Pöllnitz.

Der Graf von Schwerin, der sich im Jahre 1744 vor Prag und bei dem höchst schwierigen Rückzug von dort unverwelkliche Lorbeern errungen hatte, trat plötzlich aus dem activen Dienst und zog sich auf seine Güter zurück. Ueber das Nähere dieses unerwarteten Ereignisses waren verschiedene Gerüchte im Umlauf. Das eine, welches Manteuffel aber selbst für unverbürgt erklärt, ging dahin: der König sei auf Schwerin eifersüchtig gewesen, unter dem Eindruck dieses Gefühls einst bei Schwerin unangemeldet eingetreten und habe ihn, als er ihn schreibend gefunden, befragt, was und an wen er schreibe? Auf die Antwort Schwerins: einen Brief an seine Frau, habe der König ihn zu lesen begehrt; der Gene-

ral-Feldmarschall habe auch den Brief sofort um so bereitwilliger dem König übergeben, als dessen Inhalt, nach seiner Ueberzeugung, nichts für diesen Verletzendes haben könne: nach der Durchsicht des Schreibens habe der König gefragt, ob Schwerin seiner Frau nicht auch eine Neuigkeit mittheilen wolle, die ihr jedenfalls unbekannt sei, und als Schwerin dies bejahte, hinzugefügt, es sei die, daß er seinen Abschied erhalten habe. Schwerin habe sich dafür, wie für eine große Gnade, bedankt und sofort alle Anstalten zu seiner Abreise treffen lassen.

Nach einer andern Angabe, welche der Graf von Manteuffel für die wahrscheinlichere hält, war der Sachverlauf folgender: der König verlangte von Schwerin, dessen Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe er sehr wohl kannte, er solle ihm unumwunden sagen, was man über ihn im Publicum denke und spreche. Schwerin suchte zwar zunächst das mißliche Bekenntniß zu umgehn, als aber der König in ihn drang, sagte er, wie Graf Manteuffel schreibt: „avec une ingénuité tout à fait Pommeranienne, qui ressemble assez à Schwerin," verschiedenes dem König nicht sehr Schmeichelhafte, und daß man insbesondere seinen Zug nach Böhmen (im 2. schlesischen Kriege) tadle. Der König war über die freimüthigen Aeußerungen so erzürnt, daß er sogar den Stock hob, faßte sich aber schnell, entschuldigte seine Hitze und sagte Schwerin, er möge sich eine Gnade ausbitten: Schwerin antwortete sofort, er bitte um seine Entlassung.*

Pöllnitz, der bei König Friedrich Wilhelm I. bereits in Gnaden gestanden, war auch Friedrich II. als angenehmer Gesellschafter, als Mann von Geist, ebenso gewandt mit der Zunge als mit der Feder, willkommen, allein den stets wiederkehrenden Bedürfnissen des Lebemannes verschloß er seine

* Graf Schwerin trat bekanntlich beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges wieder an die Spitze eines preußischen Heeres und fand in der Schlacht bei Prag, am 6. Mai 1757, den Heldentod.

Börse: Pöllnitz beklagte sich bitter gegen Manteuffel, daß ihm der König nichts zu leben gebe und noch überdies von ihm verlange, er solle auf eigne Kosten ihn auf seinen Reisen begleiten, er beschwerte sich ferner darüber, daß ihm der König seine Unterstützung bei einem Heirathsplan mit einer reichen Wittwe in Baireuth zugesagt und dann ihm nicht einmal den Titel eines grand maître de la garderobe, der die Wittwe locken sollte, verleihen wollen. Pöllnitz bat daher den König zu Anfang des Jahres 1744 um seine Entlassung. Sie ward ihm durch folgenden, nach Pöllnitzens Angabe, aus der königlichen Feder selbst geflossnen

„Abschied an den Baron von Pöllnitz.

Wir Friedrich, von Gottes Gnaden ꝛc. thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß nachdem der Baron von Pöllnitz, gebürtig aus Berlin, und soviel Uns bewust, von ehrlichen Eltern erzeuget, Unserm Hrn. Groß-Vater als Cammerjunker, der Hertzogin von Orleans in eben diesem Character, dem Könige von Spanien als Obrister, dem in Gott seelig ruhenden letztverstorbenen Kayser als Rittmeister bei der Cavallerie, dem Pabst als Camerieri, auch dem Hertzog von Braunschweig als Cammerherr, dem Hertzog von Waymar als Fähndrich, Unserm in Gott ruhenden Vater als Cammerherr, und endlich Uns als Ober Ceremonien Meister gedienet und derselbe gesehen, daß alle militairische Ehren-Aemter sowohl als die eminenten Chargen bei Hofe nach und nach auf seine Person gestrohmet, demnach der Welt überdrüssig und durch das üble Beyspiel des neucreirten, kurtz vor ihm von Hofe desertirten Cammerherrns* verleitet worden, allerunterthänigste Ansuchung zu thun, Wir möchten in Gnaden geruhen, ihm einen ehrlichen Abschied zu Aufrechthaltung seines guten Leimuths (Leumunds) in Gnaden zu ertheilen.

Wenn Wir nun seinem Gesuch deferirt, und ihm das

---

* Montolieu nennt Graf Manteuffel als den, auf welchen hier hingedeutet wird.

verlangte Zeugniß seines Wohlverhaltens nicht versagen mögen, in egard der importanten Dienste, welche derselbe Unserm Königl. Hohen Hause, durch die Unserm Herrn Vater 9 Jahr lang zuwege gebrachte Kurtzweil und Zeitvertreib erwiesen; So haben wir nicht entstehen können, gedachten Baron das rühmliche Zeugniß zu geben: daß so lange er in Unsern Diensten gewesen, er niemahls weder einen Mord noch Straßenraub begangen, jemanden mit Gift vergeben, denen Leuten die Beutel mit Gewalt abgeschnitten, noch auch junge Mädchens genothzüchtiget, ingleichen niemandem an Unserm Hof gröblich verleumdet und verkleinert, sondern eine conduite geführet, welche einem galanthomme wohl anstehet, und seiner Abkunft gemäß ist, Wie denn auch derselbe jederzeit einen ehrlichen Gebrauch der von dem Himmel ihm verliehenen Gaben gemacht, und dadurch den Zweck der Schau-Spiele nachgeahmet, welches dahin zielet, auf eine angenehme Arth das ridicule an den Menschen zu erkennen zu geben, um ihn dadurch zu bessern, auch dem Rath de B. in puncto der Mäßigkeit mit allen Ernst folgende, die christliche Liebe auch soweit treibende, denen Bauern diese Lehre, dem evangelio werckthätig zu machen, anzuhalten, daß es weit seeliger geben als nehmen. Ingleichen die anecdotes oder Verzeichnisse Unserer Lustschlösser, insonderheit aber Unserer abgenutzten Meubles vollkommen besitzende, und sich übrigens bei denen Leuten, welche sein sehr böses Gemüthe und noch sehr gutes Hertz kennen, durch seine Meriten dienstfertig und nützlich bezeigende.

Wir geben bemeldten Baron das Zeugniß, daß er Uns niemahlen zum Zorn gereitzet, außer da seine lache importunité alle Schranken des respects übergangen, auf eine gar gottlose Arth die Gräber Unserer Vorfahren profaniret oder schänden wollen.* Weilen aber auch in denen schönsten Län-

* Pöllnitz ward, mit Recht oder Unrecht wissen wir nicht, beschuldigt, er habe die geheiligte Stätte durch eine unzüchtige Handlung entweiht.

dereyen es unfruchtbare Gegenden giebt, die schönsten Körper ihre Gebrechen und die Gemälde der größesten Meister auch ihre Fehler haben, wollen Wir die Fehler gedachten Herrn Barons auch vergeben, und ertheilen ihm hiermit, wiewohl ungern, den erbethenen Abschied, Wollen über dem die ihm anvertraut gewesene charge gäntzlich aboliren und aufheben, damit dessen Andenken bei denen Menschen ausgerottet werde, weil Wir nicht dafür halten, daß jemand nach gedachtem Baron dieser charge vorzustehn würdig sey. Potzdam, den 1. April 1744. Friedrich."

Dieses allerdings eigenthümliche Schriftstück ward Pöllnitz nach Stuttgart, wo er sich gerade aufhielt, nachgesendet und ärgerte den Empfänger so, daß er, wie er dem Grafen v. Manteuffel versicherte, epileptische Zufälle zu besorgen hatte. Seine Gesinnungen gegen den König konnten durch die Fassung des Abschiedes nicht freundlicher werden, er mochte ihnen wohl nicht nur gegen den Grafen von Manteuffel, sondern auch gegen Andere Worte gegeben haben und so ward ihm dasselbe Schicksal, welches später seinen berühmten Collegen in der Gunst Friedrich II., Voltaire, treffen sollte: der König ließ ihn im September 1744 in Berlin, wohin er unvorsichtiger Weise zurückgekehrt war, arretiren und seine Papiere in Beschlag nehmen. Pöllnitz hatte dem Grafen von Manteuffel zwei Packete mit Schriften zur Aufbewahrung übergeben, von denen dieser zunächst vermuthete, daß sie u. a. einen Aufsatz Pöllnitzens über die Schlacht bei Mollwitz enthielten „et nommement sur la fuite du Roi, lorsqu'il crut l'affaire perdue," ein Gegenstand, den Friedrich II. nicht besprochen zu sehn wünschte. Manteuffel äußerte sich ferner in einem Briefe an den Geheimen Kriegsrath von Walther dahin: „Il est probable, que ces rouleaux ne contenoient autre chose, que les mémoires du voisin (Friedrich II.) — vous savez depuis longtemps, qu'ils y ont travaillé ensemble depuis deux ans, — et que Pöllnitz y aura fourré par cy-par-la des traits et des glosses de sa façon,

qu'il n'aura pas eu la prudence d'en séparer avant de cacheter les paquets.“ Wie Graf von Manteuffel vermuthete, hatte Pöllnitz, über diese Schriften befragt, nicht vermeiden können, ihren Aufbewahrungsort anzugeben und auf Verlangen des Fiscals einen Brief an Manteuffel zu schreiben, in welchem er dieselben ihm abforderte. Auf diesen hin sendete der Graf, der von Pöllnitzens Arretirung noch nicht in Kenntniß gesetzt war, die Packete aus Leipzig nach Berlin ab, und war sehr erstaunt, als Tags darauf ein Vertrauter Pöllnitzens bei ihm eintraf, der von diesem beauftragt war, Einiges aus den Packeten zu entfernen: dies war nun nicht mehr möglich. Sehr gravirlich muß aber König Friedrich II. jene Schriften doch nicht gefunden haben, denn er söhnte sich mit Pöllnitz wieder aus.

Nächtliche Seeschlacht zwischen Engländern und Franzosen. 1741.

Frankreich hatte im J. 1740 sich mit Spanien verbündet, als diesem ein Bruch mit England drohte. Noch war der Krieg zwischen Frankreich und England nicht förmlich erklärt, als am 18. Januar 1741, in der Nähe der Insel Domingo, eine Seeschlacht zwischen Schiffen dieser Mächte stattfand, bei der die französische Tapferkeit sich glänzend gegen englische Uebermacht bewährte. Dieser Beginn des Kriegs war den französischen Waffen günstiger, als der weitere Verlauf, denn es ist bekannt, daß die französische Flotte später in den amerikanischen Gewässern sehr große Verluste erlitt. Ueber jene Seeschlacht liegt uns ein ausführlicher Bericht aus der Feder eines Franzosen vor, dessen Details einer Veröffentlichung, in der Uebersetzung, nicht unwerth erscheinen. Er lautet dahin:

„Der Capitain d'Espinay hatte den Befehl erhalten, mit seiner Escadre ein französisches Corps zu begleiten, welches sich den 19. Januar 1740 von St. Louis auf der Insel St. Domingo aus in Marsch setzen sollte. Er war mit seinen Schiffen, l'Ardent von 64 Kanonen, le Mercure mit 56 K. (commandirt von de l'Etenduere), le Diamant von 50 K. (commandirt von dem Chevalier de Piosin) und la Parfaite von 46 K. (commandirt von dem Chevalier Destournelles), bereits auf der Höhe des Cap Tiberon angelangt, als er am 18. Januar des Morgens eine große Anzahl Schiffe wahrnahm. Wie das Tageslicht eine nähere Beobachtung gestattete, zählte man 75 Schiffe und überzeugte sich, daß es ein Convoy sei, dem 36 Kriegsschiffe zur Escorte dienten; es war

der Admiral Ogle mit seiner Flotte, von dem es dem französischen Capitain bekannt war, daß er England verlassen habe. Als der englische Admiral die vier französischen Schiffe bemerkte, begann er damit, mit seiner ganzen Flotte einige Zeit auf sie Jagd zu machen, später aber setzte er seinen Weg fort und sendete gegen sie 6 Schiffe ab, welche die englische Flagge nicht aufgezogen hatten; 3 führten 74 Kanonen, die andern 60. Capitain d'Espinay zog, als er dieses Maneuvre bemerkte, die französische Flagge auf und gab zugleich seiner Escadre Befehl, sich in Schlachtordnung zu stellen und Alles zum Kampfe vorzubereiten. Die sechs Engländer setzten die Verfolgung fort, aber so lässig, daß es bald klar ward, sie wollten die Franzosen erst in der Nacht erreichen. Der Commandant des Mercure, de l'Etenduere, ließ, als eines der englischen Schiffe ihm zur Seite kam, dasselbe anrufen, die Antwort lautete „ein englisches Schiff von England kommend," und „wir sind," ward erwiedert, „Franzosen, von Frankreich kommend; sind wir im Krieg oder Frieden?" fuhr der französische Capitain fort. „Im Frieden," antwortete der Engländer. „Dann entfernt euch," rief ihm de l'Etenduere zu, „und laßt mich meinen Weg fortsetzen oder ich werde auf euch schießen."

Die andern Schiffe hatten eine ähnliche Unterredung mit den Engländern. Capitain d'Espinay, als er sich dem englischen Commandanten so nahe befand, daß er ihn mit der Stimme erreichen konnte, ließ ihm zurufen, sie seien Franzosen. „Ja, französische Spanier!" war die Antwort. „Wenn ihr aber Franzosen seid, so schickt mir ein Boot: ihr seid mit Niemand im Krieg." d'Espinay erwiederte, ein französisches Schiff schicke nie zuerst ein Boot an fremden Bord; wenn der Engländer ihm etwas zu sagen habe, möge er sein Boot ihm schicken. „Ihr sollt sehn," antwortete der Engländer, „was man euch schicken wird!" Zugleich ließ er zwei Kanonen — blind geladen — abfeuern, ein Zeichen, welches er wahrscheinlich mit seiner Escadre für den Beginn des Kampfes verab-

redet hatte, denn in diesem Augenblicke gaben die englischen Schiffe den französischen eine volle Lage: die letztern erwiederten dies aber so lebhaft, daß sie die Feinde nöthigten, zurückzugehn. Nach kurzer Zeit aber, als die Engländer sich von ihrem Erstaunen über diese lebhafte Vertheidigung erholt, begann der Kampf von Neuem.

Zwei der stärksten englischen Schiffe griffen den Ardent an, der Diamant befand sich auf halber Flintenschußweite zwei andern feindlichen Schiffen gegenüber und die beiden letzten Engländer nahmen den Kampf mit dem Mercure und der Parfaite auf. Das Gefecht war von beiden Seiten sehr hitzig, das Kleingewehrfeuer der Engländer sehr lebhaft, aber ihre Artillerie nicht so gut bedient, als die der Franzosen. Ein glücklicher Schuß vom Mercure beraubte einen seiner Gegner des Topmastes, der bei seinem Fall auf das Verdeck die Bemannung des Schiffs so sehr in Schrecken setzte, daß man das furchtbare Geschrei derselben auf dem Mercure deutlich hörte und die Verwirrung wahrnahm, welche jener Zufall hervorgebracht hatte. Das englische Schiff sah sich genöthigt, den Kampf aufzugeben. Der Capitain d'Espinay zwang gleichfalls die Schiffe, welche ihn angegriffen hatten, zurückzuweichen. Der Wind hatte sich nach dem Beginn des Gefechts völlig gelegt, aber die starke Strömung, welche längs der Küste geht, trennte die Schiffe, so daß gegen Mitternacht der Kampf aufhörte.

Inzwischen ward der Diamant durch die Strömung mitten zwischen 3 englische Schiffe geführt: er glaubte, es seien die 3 französischen und rief sie an. Jene aber, die ihn erkannten, gaben auf ihn Feuer. Das eine Schiff vertheidigte sich gegen die drei mit größter Tapferkeit, indem es unausgesetzt von beiden Seiten Lage auf Lage folgen ließ. Capitain d'Espinay, der am nächsten war, that alles Mögliche, um zu Hülfe zu kommen, indem er jedes Stück Segeltuch aufzog, allein der Wind war so unbedeutend, daß er erst eine Stunde nach dem Beginn des ungleichen Kampfes in

Schußweite kommen konnte. Als aber ein jetzt sich erhebender, etwas frischerer Wind ihm gestattete, sich den feindlichen Schiffen zu nähern und an dem Kampfe Theil zu nehmen, erneuerte dieser sich mit größter Lebhaftigkeit und dauerte so 4 Stunden. Die feindlichen Schiffe wurden zum dritten Male gezwungen, sich zurückzuziehen und eines derselben gerieth, gleichsam als Genugthuung für den Diamant, zwischen die 4 französischen Schiffe, die ihm jedes ihre Lagen gaben. Endlich brach der Tag an und ließ die Verluste, welche die Engländer erlitten, erkennen.

Das eine englische Schiff hatte einen Theil seines großen Masts und seinen Topmast verloren, ein zweites, welches Kugeln unter der Wasserlinie erhalten, lag auf der Seite und die andern schienen insgesammt nicht die Absicht zu haben, den Kampf wieder aufzunehmen, die französischen Schiffe dagegen waren in gutem Zustand, mit Ausnahme des Diamant, der sehr gelitten hatte und kampfunfähig geworden war. Die Boote der englischen Schiffe waren in lebhafter Bewegung und gingen von einem Schiffe zum andern. Ungefähr um 8 Uhr des Morgens, ließ der englische Commandant beilegen und sendete ein Boot mit weißer Flagge an Bord des Ardent, mit der Botschaft an den Capitain d'Espinay, der englische Commandant habe die Schiffe für spanische gehalten, hätte er gewußt, daß sie französische seien, so würde er sich jeder Maßregel enthalten haben, die das gute Vernehmen zwischen beiden Nationen stören könnte. Capitain d'Espinay, überzeugt, daß ein wissentlicher Irrthum zu Grunde gelegen habe, antwortete einfach: „ich habe euch zurufen lassen, daß ich ein Franzose sei: was den Irrthum anlangt, so werden darüber die Könige, unsere Herren, entscheiden." Dann ließ er den englischen Offizier durch alle Batterien führen, wo Jeder auf seinem Posten war, und trug ihm beim Abschiede auf, er möge seinem Commandanten den guten Zustand, in dem sich das Schiff befinde, melden, und daß er, wenn ihm das Spiel gefalle, nur von Neuem anfangen

möge. Wenn er aber diese Absicht nicht hege, so möge er nur so schnell als möglich seine Segel aufziehn, da er selbst nicht eher das Schlachtfeld verlassen werde, bis er ihn in der Weite sehe. Kaum war der Offizier auf seinem Schiffe wieder angelangt, als der Commandant die Segel aufsetzen ließ und seinen Weg nach Jamaica fortsetzte. Die französischen Schiffe kehrten in den Hafen zurück, um ihre Schäden auszubessern.

Obgleich der Kampf äußerst heftig gewesen war, hatten die Franzosen doch wenig Verlust erlitten, man zählte ungefähr 30 Todte, unter ihnen nur einen Offizier, den Chevalier de Bethune, und 80 Verwundete, unter denen der Chevalier de Chalaut, de Maisonneuve, Montolet und Martel sich befanden. Der Diamant hatte zwar am meisten gelitten, doch war keiner seiner Offiziere getödtet oder verwundet worden. Er hatte eine Unzahl Kanonenkugeln erhalten, in die Maste und den Schiffskörper, alle seine Segel, seine ganze Takelage war zerschossen: im großen Segel zählte man allein mehr als 120 Kanonenschüsse. Die andern Schiffe waren viel weniger durch Schüsse verletzt, doch hatte die Parfaite ihr Bogspriet verloren.

Es ist allerdings auffallend, daß die Engländer, trotz ihrer Uebermacht, sich so schlecht aus der Sache zogen und genöthigt wurden, ihre Zuflucht zu so leeren Entschuldigungen zu nehmen. Die Ansichten in der französischen Armee sind sehr getheilt. Einige glauben mit d'Espinay, daß die Engländer die Schiffe recht wohl erkannten, aber des Sieges sich sicher glaubend, von der Gelegenheit Nutzen ziehen wollten, den Franzosen Schach zu bieten: Andere meinen dagegen, daß die Engländer in der That gemeint haben, Spanier vor sich zu sehn und daß sie ihren Irrthum erst wahrgenommen, als sie beim Anbruch des Tages die französische Flagge erkannten."

Ein Brief aus Paris aus dieser Zeit an den Grafen von Brühl meldet, daß der König Ludwig XV., als er beim

Souper den Sieg seiner Waffen erzählt, vor Freuden geweint habe. Der Briefsteller fügt aber hinzu: „mais il n'a pas dit, qu'il enverrait une chemise à Piosin, dont tout le linge a servi de bandages aux blessés.“

Zigeuner in Sachsen. 1488—1792.

Zigeuner! Bei einem Theile unserer Leser, der dieses Wandervolk nur aus Romanen kennt, und nur etwa in Webers Preciosa erscheinen sah, wird dies Wort Erinnerungen erwecken an Waldestiefe, an Hörnerklang und an eine freie romantische Existenz, deren phantasiereiche Auffassung höchstens die unabweisliche Bemerkung beeinträchtigt, daß in der Wirklichkeit unsere Nomaden stets ein Mittagsmahl von gestohlnen Hühnern jedem andern vorzuziehn pflegten. Fast scheint ein solcher poetischer Nimbus die Zigeuner umgeben zu haben, als sie zu Anfang des 15. Jahrhunderts (im J. 1417) sich in Deutschland zuerst in größern Banden zeigten.* War es der Umstand, daß sie aus fremden Landen kamen — bei den Deutschen zu jeder Zeit die größte Empfehlung — war es das Räthselhafte ihrer Erscheinung, war es Mitleiden mit dem Schicksale eines Volksstammes, der sich selbst als einem Fluche unterliegend, bezeichnete? — wir finden sie anfänglich in Deutschland wohl empfangen, sogar vom Kaiser Sigismund mit Schutz und Freiheitsbriefen versehn. Eine nähere Bekanntschaft mit den Fremdlingen führte aber bald zu andern Ansichten und zu Maßregeln, die allerdings einen directen Gegensatz bilden. Dieser Umschwung tritt auch in Sachsen hervor: wir können die Zigeuner durch Jahrhunderte hindurch in den sächsischen Landen verfolgen, bis in die neuern Zeiten, in denen ihre Banden allmälig vor

* Avé-Lallemant: das deutsche Gaunerthum. Theil I. Seite 25. Leipzig 1858.

geordneteren polizeilichen Zuständen verschwanden. Diejenigen Nachrichten über sie, die von Interesse schienen, mögen hier folgen.

Die erste von uns ermittelte Urkunde des Haupt-Staatsarchivs, welche der Zigeuner gedenkt, ist ausgestellt am 15. April 1488 zu Penig von „Johanna, gebornen von Colditz, Burggräfin von Leißnigk und Frau zu Penick" (Penig) und lautet in neuerer Orthographie also: „Wir, Johanna rc. bekennen und thun (kund) mit diesem unsern Briefe vor Jedermänniglich, daß dieser Gegenwärtige, als er sich nennt Graf Nicolaus Caspar aus Kleinägypten, mit sammt seinem Volke mit viel redlicher brieflicher Kunde, wie er sich an den Orten seines Zuges ehrbarlich gehalten, in unsere Herrschaften und Gebieten gekommen ist, allda etliche Tage gelegen, sich auch gegen uns und die Unsern gebührlich und aufrichtig gehalten, Ist derhalben unsere gütliche Bitte an einen Jeglichen nach seinem Statu, wem dieser Brief vorkommt, wollet den genannten Grafen Nicolaus Caspar mit seinem Volke durch Gottes und der Buße willen ihm aufgelegt, frei, sicher unverhindert herbergen und durchziehn lassen, ihm auch Gunst und Förderung beweisen und euer Almosen mittheilen, wollen wir gegen einen Jeglichen insonderheit wie sichs gebührt, das Lohn von Gott dem Allmächtigen empfangen in allen Guten freundlich verdienen und günstlich beschulden. Die Unsern thun uns hierin zu Danke. Zu Urkunde mit unserm angebornen Insiegel besiegelt."

Wir finden also einen Grafen an der Spitze einer Zigeunerhorde und zugleich (in den Worten „der Buße willen") auf die auch später vielfach wiederkehrende Sage hingedeutet, daß die Zigeuner zum Umherirren von Gott verdammt seien, weil ihre Vorfahren das Christuskind bei der Flucht nach Ägypten nicht aufgenommen, eine Sage also, die Aehnlichkeit hat mit der vom ewigen Juden Ahasverus.

Die nächste aufgefundene Notiz beruht nicht auf so gastfreien Ansichten. Es ist ein Rescript des Herzogs Georg

von Sachsen vom 28. März 1504 an die Amtleute zu Kriebstein und Döbeln, durch welches denselben anbefohlen wird: „da sich etliche Zigeuner in jenen Aemtern umdrehen und falsche Münze machen und ausgeben sollten, nach denselben zu trachten, sie gefänglich anzunehmen und bis auf weitern Befehl zu enthalten."

Ebenso enthält ein Bericht des Schössers Wolf von Canitz aus Annaburg vom J. 1573 Klagen über zahlreiche Zigeunerhaufen, durch welche Abends Landleute unter dem Vorwande, Nachtquartier zu verlangen, überfallen worden seien.

Auch die sächsische Gesetzgebung fing zu dieser Zeit an, sich mit den Zigeunern zu beschäftigen: ein Mandat Churfürst Augusts vom 10. September 1579 (Cod. Aug. I. pag. 1415) bezeichnet sie als: „Ausspäher, Erfahrer, Kundschafter und Verräther der Christen gegen den Erbfeind christlichen Namens," die Türken, führt die „Uebelthaten und sonsten unartiges Wesen" an, dessen sich „das lose Gesindlein," insbesondere auch an Hühnern und Gänsen „beflissen" und verordnet ihre Vertreibung aus dem Lande. Eine ganze Reihe von Mandaten folgte später in demselben Sinne.

Im Jahre 1601 kam eine Bande Zigeuner, 81 Köpfe stark, aus Böhmen nach Sachsen: ihr „Oberster, Heinrich von Malefilz," führte vortreffliche Zeugnisse über sein „friedliches und gebührliches Verhalten" bei sich. In Tetschen hatte er ein Kind taufen lassen, bei dem „Graf Heinrich von Guttenstein, regierender Herr auf Riesenburg, die Ehrentugendhafte Frau Anna Kinsky und Jungfrau Magdalena Kanitz" Pathenstelle vertreten hatten: diese vornehmen Verbindungen und gute Zeugnisse des Malefilz begründeten eine Ausnahme zu seinen Gunsten, es ward ihm der Durchzug durch Chursachsen gestattet. Eine andere Bande als deren „Oberster Otto Heinrich Hirschhorn" benannt wird, zog in den Jahren 1603—6 in der Gegend von Rudolstadt und

Saalfeld herum, überall nur einige Tage verweilend, und wendete sich, dort verjagt, nach Böhmen und Mähren.

Am 14. Juli 1606 kam eine Rotte von ungefähr 50 Zigeunern, klein und groß, im Dorfe Ziegra an. Der Gutsherr, Junker Caspar von Günterrod, war abwesend: „die Jungefrau aber,“ heißt es in unserer Vorlage, „sowohl als der Pfarrer und andere Nachbarn wollten sie keineswegs im Dorfe wissen, ungeachtet sie vielmal sie derentwegen angehalten, waren endlich etliche Nachbarn selbst an die Jungefrau, Pfarrer und den Kirchner gefallen und gebeten, sie eine Nacht zu beherbergen, denn sie sich vernehmen lassen, wenn man sie nicht beherbergen würde, wollten sie ein solch Wetter machen und kommen lassen, welches das Getraide in Scheunen und Anderes auf Stücken schmeißen, ja, daß auch etliche Leute durch ihr Bezaubern, verlahmen und verkrummen sollten.“ Solchen Gefahren wollte denn die rathlose „Jungefrau“ sich und die Ihren nicht Preis geben, es ward also die, allerdings unbequeme, Gesellschaft im Dorfe untergebracht. Auch der Kirchner erhielt seinen Antheil in „Justen von Bamberg, neben seiner Vettel und 3 Kindern.“ Tags darauf, als die Bande wieder abgezogen war, vermißte der Kirchner mehrere Leib- und Bettwäsche: wo sie hingekommen, war ihm nicht zweifelhaft, er folgte daher den Wanderern und traf sie in Waldheim an. Als er aber mit seinem Anspruch auf Rückgabe der — jeden Falls nur aus Versehn von Justen von Bamberg mit eingepackten Effecten hervortrat, „ward er von der ganzen Gesellschaft dermaßen umringet, bedroht und erschreckt, daß er, da der Richter zu Waldheim nicht zu Hause zu finden gewesen, vor großer Gefahr und Angst erschrocken, sich wieder zurück packen müssen.“ Vier Männer von der Bande wurden aber festgenommen, „das lose Gesindgen,“ wie es in einem Berichte heißt „und sonderlich die Weibspersonen, fünf mit 17 Kindern, flehten zwar um Jesu Willen, heulten und schrien, man solle ihnen nur ihre Männer wiedergebèn, sie hätten nichts gethan, wollten dann gleich

wegziehn," allein die Arrestanten wurden nach Dresden abgeführt. Sie nannten sich bei ihrer Befragung selbst Zigeuner und behaupteten, sie lebten vom Pferdehandel, sie kauften und tauschten auf den Zerbster und Buttstädter Märkten Rosse und führten sie nach Hannover. Auf die Frage, „auf weß Befehlich sie sich im Churfürstenthum aufhielten?" antwortete der Eine, Asmus von Reichartsdorf genannt, „es habe es ihnen niemand vergönnet, es wüßten aber Könige, Fürsten und Herrn gar wohl, daß sie und ihre Vorfahren nach Gottes Strafe so im Lande herum ziehn müßten und keine bleibende Stätte hätten, sie wären sonst ihrer Abkunft von Klein-Ägypten her, er wäre aber sein Lebtage dahin nicht gekommen und Klein-Ägypten gehöre unter den König von Persien, wie er gehört."

Ein Anderer, Hans von Braunschweig, sagte aus, er sei in Braunschweig geboren, aber ein Zigeuner und „seine Pathen hätten dafür gebeten, er solle sich nicht schwarz machen, wie die Andern: der Herr Christus habe es ihnen auferlegt, daß sie also herumziehn müßten; ihr, der Zigeuner, Oberster sei in Hessen und heiße Velten von der Lumbergk. Er und seine Gesellen hätten den alten Pferden die Zähne ausgebohrt und mit schwarzem Pech ausgestrichen, daß sie dieselben für jung theurer verkaufen könnten und hiervon und von dem, was die Weiber mit Wahrsagen verdient, müßten sie sich erhalten. Es gebrauchten die Weiber unter ihnen solche Betrügerei, Geld zu erlangen, sie erkundigten sich in Dörfern und Flecken, wo einem oder dem andern daselbst Pferde oder Kühe gestorben, so nehmen sie ein Todtenbein oder Knochen, wickelten darum Pferde oder Kühe Haar, behaltens bei sich und gehen alsdann in das Haus, da das Viehe gestorben, sagen sie wüßten wohl, daß ihnen Viehe gegestorben, wenn sie ihnen aber etwas verehren wollten, so wollten sie ihnen zeigen, ob ihr Unglück von Gott oder von bösen Leuten sei, graben alsdann ein Loch unter die Thürchwelle, setzen eine Schüssel mit Wasser in oder über das

Loch und mit großer Geschwindigkeit bringen sie mit der linken Hand das Todtenbein mit den Haaren umbwickelt unter die Schüssel ins Loch. Immittelst muß der Wirth oder Wirthin des Hauses ein Vaterunser beten, so sagt die Zigeunerin: Ist das Unglück von Gott, so wirst Du nichts finden, ist es aber von bösen Leuten, so wirst Du etwas finden. Alsdann nehmen sie die Schüssel hinweg, so wird der Knochen mit den Haaren befunden, darauf spricht die Zigeunerin, willst Du nun lieber, Du und Dein Vieh lebendig verbleiben, oder aber weiter Unglück erwarten? So bringen dann die Bauern erstlich ein Rock, Tuch oder Leinwand, darbei 1, 2 oder 3 Thaler; darauf fragt die Zigeunerin, wieviel sonst Geld bei demselben beisammen gewesen sei, das müßten sie alles herfürbringen, dann nimmt die Zigeunerin Werg, wickelt den halben Theil des Geldes hinein, sie hat aber zuvor einen andern Wickel hierzu gefertigt, und in denselben Zinn und Blei gebunden, mit solchen verwechselt sie den Wickel, darinnen das Geld ist und spricht hernach zu dem Wirthe oder Wirthin des Hauses, ob sie lieber Glück oder Unglück haben wollten? Wenn sie nun Glück begehren, so saget die Zigeunerin, müsse der Wickel ins Feuer geworfen werden und verbrennen, es würde ihnen aber solch Geld innerhalb drei oder mehr Tagen (nach dem sie länger an einem Ort Willens sein zu bleiben) wieder an derselben Stelle, wenn sie ein Vaterunser beten würden, kommen, werfen darauf den Wickel mit dem Zinn und Blei ins Feuer, den andern aber mit dem Gelde haben sie heimlich versteckt, ziehen sodann darvon, welches ihr vornembster Gewinn neben dem Roßtauschen sei."

Bezeichnend für den Zustand der Criminalrechtspflege jener Zeit ist noch ein Nebenpunct. Wie wir bereits in einer diesem Gegenstand gewidmeten Darstellung an einem andern Orte ausführlich erzählt haben,* strebte man im J. 1606

* v. Raumers, Historisches Taschenbuch 4. Folge J. I. 1860 S. 219 ff.

immer noch, Mitschuldige eines angeblichen Mordanschlags gegen Churfürst Christian II. auszumitteln. Auch unsere vier Landläufer wurden, ohne daß sonst irgend ein aus den Acten ersichtlicher Umstand auf ihre Anwesenheit in der Gegend von Gräfenhainichen, wo im Jahre 1603 ein Schuß, den man gegen den Churfürsten gerichtet glaubte, gefallen war, hindeutete, über ihre etwaige Mitwissenschaft befragt und als sie diese in Abrede stellten, ohne Weiteres der Tortur unterworfen. Da diese ihnen ein Geständniß abzupressen nicht vermochte, wurden sie mit der Bedeutung entlassen, „alsbald aus dem Lande sich wegzubegeben."

Während der Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte Sachsen viel schwerere Drangsale zu dulden, als vorüberziehende Horden diebischer Zigeuner verursachen konnten: das Raubgesindel folgte den Heerhaufen, die plündernd und sengend durch das Land zogen, vermischte sich mit ihnen und wir finden die Aufmerksamkeit der Behörden erst nach zurückgekehrtem Frieden, wieder speciell auf die Wanderhorden der Zigeuner gerichtet.

Zu gedenken haben wir nur aus der Zeit kurz vor Abschluß des Westphälischen Friedens, eines blutigen Gefechtes mit Zigeunern — um die Hosen des Schulmeisters zu Cosilenzchen, einem Dorfe im Amte Liebenwerda. Ein Zigeuner hatte dort „dem armen Manne, der die Kinder informiret," ein Paar Beinkleider verkauft, welche ein anderer Zigeuner als sein Eigenthum in Anspruch nahm. Die Einwohner des Dorfes mischten sich in den darüber entstandenen Streit, noch mehrere Zigeuner liefen herzu, von Worten kam man zu Thaten, und unter den Tönen der Sturmglocke entspann sich ein förmliches Gefecht, in dem aber die mit Schießgewehr und Degen bewaffneten Zigeuner den Sieg davon trugen: einige Bauern wurden, zum Theil tödtlich, verwundet und die Zigeuner zogen mit der blutig errungenen Trophäe, den Hosen, davon.

Im J. 1652 lagerte eine kleine Zahl Zigeuner einige Tage bei den Ziegelscheunen vor der Stadt Bautzen: sie feierten da eine Hochzeit und Kindtaufe, waren auch „um Einkaufung willen," in die Stadt eingelassen worden. Als aber der Landvoigt der Oberlausitz dies erfuhr, büßte er den Rath um 200 Thaler.

Im April 1659 wurde zu Neudorf bei Dresden eine zahlreiche Bande „aufgetrieben:" wenige Tage darauf ging aber die Anzeige ein, der Trupp habe sich nach Pieschen, (eine Viertelstunde von Neudorf) gewendet. Es erfolgte nun der Befehl, „der Amtsknecht solle sie mit den Gerichtspersonen forttreiben, dergestalt, daß sie ohne einigen Verzug sich augenblicklich fortpacken mit Weibern und Kindern und allem Anhange, die ganze Gemeinde solle nöthigen Falls Hülfe leisten, um solch Pack loß zu werden." Im September desselben Jahres hören wir aber schon wieder Klagen, daß die Bande sich bei Wilsdruff (einige Stunden von jenen Dörfern entfernt) in 4 Bauernhöfe eingelagert habe.

Als im Jahre 1664 sich die Zigeuner wieder in größerer Menge zeigten, ließ der Churfürst Johann Georg II. Reiter gegen sie streifen: ein zahlreicher Haufen ward am 27. Juli 1664 festgenommen, der wohl bewaffnet und beritten unter dem Commando eines Hauptmanns stand, welcher sich „Christian Rosenberg von Gröningen, einen gebornen Zigeuner" nannte. Er behauptete, er sei bei dem Herzog von Sachsen-Lauenburg Capitainleutnant gewesen, habe dessen Leibcompagnie befehligt, und wolle jetzt mit seinen Leuten nach Bremen, um bei den Schweden Dienste zu nehmen. Er wurde mit den Seinigen „nach ernstem Verweis dimittirt." Wenige Tage darauf ward ein anderer Haufen auseinandergesprengt, von dem man nur fünf einfangen konnte. Sie gaben an, „sie hätten kaiserliche Kriegsdienste nehmen wollen, allein weil soviel Weiber und Kinder bei ihnen gewesen, hätten die Offiziere sie nicht unterstecken wollen;" auch sie gaben als Ziel ihrer Reise Bremen an. Sie wurden eben-

falls mit der Weisung, sich außer Landes zu begeben und nicht wiederzukommen, entlassen.

Solche Maßregeln konnten allerdings keinen Erfolg haben und wir begegnen denn auch dem Capitainleutnant Rosenberg im J. 1675 wieder in den Acten, wo er aber diesmal seiner Seits als Beschwerdeführer auftritt, gegen einen Edelmann, der, als er beim Burghammer bei Hoyerswerda mit den Seinigen gelegen, sie überfallen, gemißhandelt und ihnen Waffen und Pferde abgenommen habe. Er führte einen Paß von dem Brandenburgischen General, Landgrafen Friedrich von Hessen bei sich, und mit Rücksicht darauf ward dem Edelmann auferlegt, die weggenommenen Gegenstände zurückzugeben. Gleichzeitig zeigten sich im Amte Stolpen Zigeuner in Schaaren von 20—100 Personen: sie hatten die schönsten Pirschbüchsen und Windhunde, stahlen Futter und Vieh: ihr Führer nannte sich „Johann von Reinhardt, churfürstlich Brandenburgisch beim Steinbrecherischen Regiment gewesener Leutnant.“

Ein gegen die „Zigeuner und dergleichen Gesindlein,“ zugleich aber gegen eine absonderliche Sorte von Bösewichtern gerichtetes Patent erließ unter dem 16. December 1671 Herzog Moritz von Sachsen, aus der Zeitzer Nebenlinie. Er sagte darin, es sei „aus unterschiedenen benachbarten Chur- und Fürstenthümern, auch Reichsstädten glaubwürdige Nachricht eingekommen, daß einige ausgeschickte gottlose Leute, so theils in Pilgrams Kleidern, mit anhängenden bucklichten, blechenen Flaschen und Geschirren, theils als Citronen und Pomeranzenkrämer, zum Theil auch im Bettlerhabit hin und wieder im Lande umherstreifen und nicht allein in Italia, sondern auch schon in unterschiedenen Orten in Deutschland, eine giftige Salben und dergleichen andere Sachen bei sich tragen, selbige an die Hausthüren in Städten und Flecken schmieren und die Brunnen damit vergiften, daneben auch unbekannte characteres an und in die Häuser schreiben sollen, durch

deren Berührung oder auch nur im Vorbeigehn viele Leute in wenig Stunden ihr Leben einbüßen müssen."

Der Herzog ertheilte ferner ausführliche Befehle, wie man dieser gefährlichen Subjecte habhaft zu werden suchen sollte und fügte dann noch umsichtig bei: „wenn dergleichen giftige Materia an einigen Orten künftig angestrichen oder besondere characteres geschrieben werden möchten (welches doch Gott in Gnaden verhüten wolle), sollten selbige alsbald auf der medicorum Rath beräuchert oder gar ausgebrannt, die Oerter abgeschartt und da es ohne Schaden geschehn könne, gar ausgehauen und hernachmals tief in die Erden vergraben, und hierunter aller mensch- und möglicher Fleiß zu Abwendung fernerer Gefahr angewendet werden."

Daß man im Churfürstenthum Sachsen zu jener Zeit ähnliche Maßregeln ergriffen, finden wir nicht, dagegen belegt ein Actenstück aus dem Jahre 1689 die Befürchtungen, welche man in der Ober-Lausitz damals vor einer Mordbrennerbande, unter der sich auch Zigeuner befinden sollten, hegte. Die Stadt Prag ward im Sommer jenes Jahres von wiederholten Feuersbrünsten heimgesucht: man argwöhnte Brandstiftung, ausgegangen von französischen Emissairen oder Anhängern des ungarischen Insurgentenführers, Grafen von Tökely. Ein Franzose, den man in Prag festnahm, sagte unter den Qualen der Tortur (man schnitt Riemen aus seinem Leibe!) aus, der König von Frankreich habe ihn und viele andere ausgesendet um Prag „und sonst in Deutschland Städte, soviel möglich, in Asche zu legen; sie seien in drei Gestalten, ein Theil verkleidet als Cavaliere, ein Theil wie geringe Bürger, ein Theil wie Ungarn und Türkengefangene: ihr Hauptmann fahre bisweilen in einer Kutsche mit 4—6 Pferden, bisweilen reite er: kenntlich sei er dadurch, daß ihm der Daumen der rechten Hand fehle." Das Material, dessen die Uebelthäter sich bedient, sollte „in hölzernen Aepfeln voller Brandmaterialien," bestanden haben, welche sie in die Häuser geworfen. Ein kaiserliches Patent ordnete

an, „die herumstreifende unbekannte Bettler, zumal in Gestalt der Pilgrame und türkischen Sclaven sonderlich aber die Czigainer, fleißig zu examiniren.“

So unwahrscheinlich jene, wohl nur durch die Tortur erpreßten, Angaben klangen, sie erweckten doch, insbesondere in Zittau, die lebhaftesten Besorgnisse, weil sich in Böhmisch Leipa zwei verdächtige Franzosen gezeigt, welche nach Zittau, und ob dort scharfe Wacht gehalten werde, gefragt hatten und dann verschwunden waren. Zittau blieb indessen von ihnen verschont.

Bezeichnend für die damaligen Zustände ist der nächste Vorgang, den unsere Acten enthalten. Vom Frühjahre bis zum Herbste des Jahres 1697 fand in der Umgegend von Dresden abermals ein Zigeunertreiben statt, das unverkennbar mehr dem Versteckenspielen der Kinder ähnelt, als einer polizeilichen Maßregel. Zu Anfang des Monats April dieses Jahres hatten sich nämlich unweit des Fischhauses, im Walde, Zigeuner niedergelassen, die ihrem nächsten Nachbarn, dem reitenden Förster auf dem Fischhause, Joh. Christian Gräfse, wiederholte und bald lästig werdende Besuche abstatteten. Auf seine Beschwerde wurden die Gerichtspersonen zu Loschwitz zur Verantwortung gezogen, daß sie „das Gesindel geduldet und ihnen aufgegeben, es alsbald aufzujagen.“ Die Weinpfähle der aufgebotenen Winzer brachten die Zigeuner nun in Bewegung, sie zogen von Osten nach Süden über die Elbe bis zu dem etwa eine Stunde von Dresden entfernten Neuostra, wo sie wieder ihr Lager aufschlugen. Als sie hier einige Wochen campirt, erging ein Befehl aus der Landesregierung an das Amt, die Umherzügler sollten, dem Mandate vom 3. Septbr. 1689 gemäß, fortgetrieben werden. Der mit der Ausführung dieser Anordnung beauftragte Landknecht zeigte hierauf an: „er habe in Neuostra keine Zigeuner gefunden, aber bei Brießnitz (einem Dorfe, etwa eine Stunde westlich von Dresden) deren 24, worunter 8 Mannspersonen, angetroffen, die in einem Grunde im freien Felde

gelegen; weil sie nun in Güte nicht fortgewollt, sondern vorgegeben, daß sie zu den in Garnison liegenden Zigeunern gehörten und deren Verwandte wären, auch wenn jene zu Felde gehn würden, zugleich mit ihnen ziehn wollten, so hätte er selbige mit Schlägen fortgetrieben und bis in die Gegend von Stetzsch (eine halbe Stunde von Briesnitz) verfolgt." Stetzsch ist von Dresden nicht weiter entfernt als Neuostra, ob sie von Süden oder Westen zur Stadt gingen, war den Zigeunern gleichgültig, wir können uns daher nicht wundern, wenn bald nach jener Expedition ein anderweites Rescript der Landesregierung darüber klagt, daß „das Zigeunervolk sich sowohl in als vor der Festung täglich sehn lasse, die Leute auf der Straße anfalle und in die Häuser laufe." Wie das Amt dem damit verbundenen Befehle, es solle „der frühern Verordnung mehreren Gehorsam leisten," nachgekommen, ersehn wir daraus, daß wir unsere Zigeuner zu Anfang des Monats September wieder auf dem rechten Elbufer im Walde an der Radeberger Straße, mithin ziemlich an derselben Stelle antreffen, von der die Loschwitzer Winzer im April sie verjagt hatten. Die ungebetenen Gäste waren demnach im Laufe von 6 Monaten im Kreise um Dresden herum gejagt worden, ohne sich jemals weiter als etwa 1½ Stunden von der Stadt zu entfernen. Von dem Lager an der Radeberger Straße aus, suchte die aus 16 Personen, einschließlich 4 Männern bestehende Bande, besonders eine nahgelegene Schenke, zum letzten Heller genannt, heim, Lebensmittel, und bei schlechtem Wetter auch wohl Nachtquartier verlangend. Dem Wirth war natürlich diese Art von Gästen sehr unwillkommen, er bat beim Amte um Hülfe. Während einer regnerischen Nacht in der Mitte des Septembers hatten die Weiber und Kinder des Trupps abermals das schützende Obdach des letzten Hellers aufgesucht und es war ihnen ein Stall überlassen worden. Die Männer befanden sich auf einer nächtlichen Expedition, deren Zweck ohne großen Scharfsinn zu errathen war. Da sprengten mitten in der Nacht,

wahrscheinlich vom Wirthe herbeigerufen, drei bewaffnete Landknechte heran: die Zigeuner, deren scharfes Ohr den Hufschlag der Rosse vernommen, schlüpften schnell in den Busch, mußten aber ein schlechtes Pferd und einige Effecten zurücklassen, welche in die Hände ihrer Verfolger fielen. Der Trupp vereinigte sich Tags darauf wieder an einem, für solche Fälle im Voraus bestimmten Zufluchtsort und setzte abermals auf das linke Elbufer über, wahrscheinlich um den Kreislauf um Dresden von Neuem zu beginnen. Allein die Landknechte blieben ihnen diesmal auf den Fersen: sie verfolgten die Zigeuner drei Tage lang bis in die Gegend von Dippoldiswalde, von wo sie zwar ohne Gefangene, aber mit einer Schilderung großer, bei der Expedition muthvoll bestandener Gefahren zurückkehrten: die Zigeuner hatten versichert, „wenn sie zusammen gewesen, sollte kein Gebein von den Landknechten davon gekommen sein.“ Als Lohn ihrer Tapferkeit beanspruchten die Landknechte nun wenigstens Ueberlassung der gemachten Beute. Allein diese ward ihnen von einem Zigeuner, der zu der Bande gehörte, aber, wie viele seiner Stammesgenossen, unter das Militair gesteckt worden war, bestritten: er behauptete, das Pferd und die Sachen seien sein Eigenthum und es gelang ihm auch, sie den Landknechten zu entreißen.

In den nächsten Jahren lesen wir zwar, daß einzelne Zigeuner eingefangen, bestraft, über die Grenze gebracht oder dem Militair einverleibt wurden, eine größere Bande aber tritt erst im Jahre 1706 wieder auf. Mehrere 100 Personen stark, hatte sie vielfache Diebstähle begangen, Kirchen erbrochen u. s. w. Die Landesregierung bemerkte deshalb in einem Berichte vom 5. Juni 1706, „in Brandenburg seien an allen Straßen gewisse Säulen, daran die Zigeuner, wie sie zur Staupe gehauen, abgemalet, gesetzt, auch die Beamten angewiesen worden, sobald sie dergleichen Leute bekämen, solche ohne Weitläuftigkeiten ausstäupen zu lassen,“ sie trug daher auf die Errichtung ähnlicher Warnungstafeln an.

Man ging zwar Seiten der Geheimen Räthe darauf nicht ein, erließ aber eine Generalordre vom 21. Juni 1706 an die Miliz und Jägerei, die Zigeuner, wo man sie finde, aufzutreiben und zu verjagen. Die Ausführung dieser Ordre fand aber bisweilen sehr erhebliche Schwierigkeiten. So erschienen 1709 im Dorfe Eßleben im Amte Eckartsberga eines Tages einige berittene Zigeuner, welche als Fouriere einem Trupp vorausgingen, der „in die 60 Mann stark zu Pferde und zu Fuß, wohl armirt mit Handpferden und Bagagewagen," sich als Einquartierung förmlich ansagen ließ. Ein Leutnant, der nebst einigen Reitern in der Nähe sich befand, wollte sich die Sporen verdienen, rückte mit seinen Leuten gegen die Zigeuner aus, allein diese drangen mit Pistolen und Pallaschen so lebhaft auf ihn ein, „daß er sich kaum salviren können."

Bei Dresden wurden im J. 1711, 7 Zigeunerinnen mit 16 Kindern eingefangen. Es erging der Befehl, die Weiber sollten „gestäupt und mit den säugenden Kindern über die Grenze gebracht, die mittlern Kinder in das Hospital St. Jacob vor dem Wilsdruffer Thore, die größten in das Waisenhaus gebracht werden, ein Geistlicher aber solle zuvor die Weiber im Christenthume unterrichten und ihnen zur Arbeit zureden." Man scheint also nicht die Alternative entweder Bekehrung oder Prügel und Landesverweisung vor Augen gehabt zu haben, sondern ordnete erst Bekehrung und dann zu deren Bekräftigung den Staupbesen 2c. an. Die Weiber, in der Voraussicht, daß sie dem Letztern keinenfalls entgehn könnten, wünschten wenigstens der Belehrung enthoben zu sein, sie erklärten daher, „wie sie das Wort Gottes, weiln sie zu alt dazu wären, nicht lernen und auf ihre Art schon beten, übrigens aber nicht arbeiten könnten, sondern lieber den Staupbesen leiden und das Land verschwören wollten, sie wären einmal Zigeunerinnen, wollten auch dergleichen noch ferner bleiben." Ihnen geschah denn auch nach ihrem Willen. Anders zeigten sich dagegen Zigeunerinnen, die

man das Jahr darauf in Bautzen festgenommen hatte. Es waren deren 17 mit einer großen Zahl von Kindern. Die Behörde befolgte dasselbe Verfahren, man peitschte die Mütter aus, nahm ihnen die Kinder, um sie auf dem Lande unterzubringen, und jagte die Weiber dann davon. Bald darauf kehrten aber sieben der Zigeunerinnen zurück, um ihre Kinder wiederzuholen. Ein Bericht vom 26. März 1712 sagt deshalb: „Nun ist wohl nicht ohne, daß bei diesen Leuten der affectus naturalis gegen ihre Kinder sich besonders gezeigt hat, indem eine vor dem Staupenschlag das kleine Kind auf den Leib gebunden und dergestalt wegzubringen gesucht, sie auch insgesammt sehr nach ihren Kindern geschrien und um deren Abfolgen kläglich gebeten, auch sich nachgehends unterstanden, deshalb an die Räthe in Städten zu schreiben." Ob man den Armen ihre Kinder zurückgegeben hat, ersehn wir nicht.

Bisher sind wir in diesen chronologisch geordneten Beiträgen zur Geschichte der Zigeuner, nur ausgepeitschten Weibern mit zahlreichen Kindern begegnet, aber noch keiner jungen frischen Dirne, die, nachdem sie gereinigt, gewaschen und gekämmt worden, durch ihre Reize das Mitleid ihrer Verfolger erregt, oder wohl gar ihre Herzen erobert hätte. Unser Archiv bietet uns aber in einem Actenstück aus dem Jahre 1714 ein solches Beispiel dar. Es enthält Nachricht über eine gegen eine junge schöne Zigeunerin anhängig gemachte Untersuchung. Sie hatte ihr Herkommen verläugnet und sich den aristokratischen Namen Charlotte Sophie Gräfin von Wertenburg eigenmächtig beigelegt. Die Gräfin suchte aber ihren Umgang nicht unter ihren Standesgenossen, sondern würdigte einen Studenten der Theologie, Gabriel Bleul, des Versprechens ihrer Hand und einer Mitgift von 29,000 Thalern, welche zu besitzen sie ihm versicherte. Das Capital lag nebst andern Kostbarkeiten und Effecten, nach ihrer Angabe, bei ihrem Vetter auf der Schösserei zu Celle. Der verliebte Student machte seiner vornehmen Verlobten, ihrem

Stande entsprechende Geschenke an Geschmeide und Mobilien, die sie herablassend annahm, er übergab ihr auch einige 100 Thaler, deren sie bei Abholung jenes Capitals zur Bestreitung der Reisekosten bedurfte. Seine Begleitung auf der Reise lehnte die Braut ab, um seine Studien nicht zu unterbrechen und weil eine solche gemeinschaftliche Reise dem nöthigen Anstand, auf den sie demnach sehr gehalten haben muß, zuwiderlaufen würde. Sie nahm vielmehr statt des Theologen einen Schuster als Sauvegarde mit, kehrte jedoch bald ohne diesen nach Leipzig zurück und erklärte ihrem Verlobten, sie habe blos bis Braunschweig zu reisen gebraucht, dort ihre Capitalien und Sachen erhalten und Alles unter der sichern Obhut des Schusters in Wittenberg zurückgelassen. Zugleich erbat sie sich aber einen anderweiten baaren Vorschuß: der verliebte Student nahm weder an diesem, bei den glänzenden Vermögensverhältnissen seiner Gräfin, allerdings etwas auffälligen Verlangen noch daran Anstoß, daß man auf der Reise von Braunschweig nach Leipzig, in der Regel nicht über Wittenberg zu reisen pflegt, er gab ihr, was er an Geld aufzutreiben vermochte. Sie nahm es und — verschwand. Als Ersatz fand sich aber nach einiger Zeit der Schuster bei dem Studenten mit einer Berechnung seiner Reisekosten ein: er war allerdings in Wittenberg gewesen, hatte dort, nach der Anweisung der Gräfin, auf die Geldfässer gewartet, aber bei deren Außenbleiben endlich die Rückreise antreten müssen. Unsere Abentheurerin reiste mit dem Gelde und den Geschenken des armen Bleul nach Danzig, dort spielte sie dieselbe Rolle, die ihr in Leipzig gelungen war, noch einmal. Der Betrogene war diesmal ein reicher Wittwer, der Gastwirth Bothe, Besitzer der Königsberger Herberge. Er gab ihr zu Abholung der Schätze aus Celle einen Mann „der auf sie Achtung haben sollte," mit, sie wußte sich aber dieser Obhut zu entziehn, trieb sich einige Zeit vagabundirend herum, ward erst nach einiger Zeit von dem nachgesendeten Sohne des Gastwirths in Herzberg ereilt

und als Betrügerin zur Untersuchung gezogen. Durch ein Urthel vom August 1714 wurde Staupenschlag und ewige Landesverweisung gegen sie erkannt, jedoch mit dem Zusatze, „daß vor der Execution Bericht zu erstatten und ob die Inquisitin, damit sie durch ihre biß anhero ausgeübten Betrügereien niemanden mehr führohin betrüben könne, nach erlittener Leibesstrafe an einen gewissen Ort und wohin sie zu bringen sei, angefragt werden solle." Allein irgend ein einflußreicher Verehrer versuchte vermittelnd zwischen das harte Urthel und die Schöne zu treten. Es gelang ihm zwar nicht, die Verschonung ihres zarten Rückens zu erzielen, wohl aber ihre Person dem Lande und sich zu erhalten. Er wirkte nämlich im Januar 1715 ein Rescript aus, welches den Befehl, die Delinquentin über die Grenze zu bringen, aber zugleich den eigenthümlichen Nachsatz enthielt, „es wäre denn, daß Jemand sich finden sollte, der ohne unsere Rentkammer diesfalls zu beschweren, die Wertenburgin zu verpflegen und auf eigne Kosten von Herzberg an den dazu destinirten Ort abführen lassen wollte, da sodann Wir gestatten, daß selbige nach erlittenem Staupenschlage des Landes nicht verwiesen, sondern an einen gewissen Ort gebracht und allda unter guter Verwahrung zur Arbeit angehalten werde." Der Jemand fand sich denn auch, wer er aber gewesen, wohin er die Schöne geführt, zu welcher „Arbeit er sie angehalten," bleibt ebenso wie ihr ferneres Schicksal gänzlich im Dunkel.

Von einer andern verführerischen Dirne aus Zigeunerstamme — um dieses Capitel hier gleich zu erschöpfen — lesen wir in einem Briefe aus Paris an Hrn. von Fritsch vom 30. Mai 1740. In zarter Kindheit ihrer Mutter entrissen, hatte man ein Zigeunermädchen frommen Klosterfrauen zur Erziehung übergeben, allein der wilde Sprößling wollte, als er herangewachsen, in den stillen Klostermauern nicht dauern. „Le fameux Baron de Sibourg" — jedenfalls der Abentheurer, dessen Schicksale wir Band II. Seite 147 u. f. be-

richtet* — sah auf seinen Irrfahrten das schöne Kind, verständigte sich schnell mit ihr und entführte sie. Die Verbindung beider war aber nicht von langer Dauer, sie schloß sich einem andern Abentheurer, Blancha, an, dem Sohne eines Garkochs im Haag, der sich für einen portugiesischen Capitain ausgab. Mit ihm kam sie nach Paris, wo die Duldsamkeit Blancha's, der als ihr Ehemann figurirte, ihren zahlreichen Verehrern keinerlei Hindernisse in den Weg legte. Unser Briefsteller schreibt: „Madame est fort jolie et ce qui me fait croire, qu'elle doit être bien sage, c'est que son mari lui permet autant de tête-à-tête, qu'elle en veut, sans en temoigner le moindre ombrage." Ihr Aufenthalt in Paris ward durch den portugiesischen Gesandten Don Louis d'Acunha abgekürzt, der das Hauptmannspatent Blancha's nicht anerkennen wollte. Das Paar beabsichtigte nun nach München und von da nach Dresden zu reisen und der von uns erwähnte Brief bezweckte eben eine Warnung vor dem Unheil, welches die schönen Augen der „Bohemienne" in Dresden anstiften könnten.

Wenn wir schon in dem oben angezogenen Berichte vom

---

* Dem, was wir über Syburg berichtet, ist noch Einiges nachzutragen, was wir erst neuerdings gefunden. Nachdem der Abentheurer im J. 1732 den Befehl erhalten, sich von Berlin zu entfernen (Th. II. S. 153), begab er sich nach Sachsen, wo er dem König ein Pulver anbot: „qui doit rendre la couleur aux perles ternies, mais lorsqu'on en a fait l'experience il s'est manifesté, que cela n'étoit pas d'un grand effet." So schreibt der Minister Graf von Brühl dem russischen Gesandten, Baron von Keyserling in einem Briefe vom 31. März 1737. Als man in Dresden erfuhr, daß Syburg in Berlin Betrügereien verübt, nahm man ihn fest, weil man glaubte, er habe sich heimlich aus dem Staube gemacht (Fr. Förster, Friedrich Wilhelm I. K. v. Preußen, Th. II. S. 118). Er ward aber bald wieder entlassen. In dem erwähnten Briefe meldet Graf von Brühl ferner: „depuis ce tems (cinq ans) on n'a plus entendu parler de luy et si je ne me trompe, il a voulu aller en Russie, de sorte, que s'il s'y trouve et même sous un autre nom, on pourra le reconnaitre aisement, étant d'une taille fort haute et n'ayant qu'un bras."

J. 1712 Andeutungen finden, daß bei den Behörden allmälig der Gedanke aufkam, die Zigeuner seien denn doch auch Menschen und die Härte, mit der man sie hin und her jagte, auspeitschte, ihnen ihre Kinder entriß, entspreche weder der Menschlichkeit, noch führe sie zum Ziele, so ist es erfreulich wahrzunehmen, wie viel vernünftigere und mildere Ansichten sich wenig später Bahn brachen. Im J. 1715 hatte man nämlich abermals 3 Zigeunerinnen festgenommen, deren eine schon zweimal, die beiden andern bereits einmal den Staupenschlag erlitten hatten. Der Erstern waren, weil sie bereits das eidliche Angelöbniß, nicht wieder nach Sachsen zurückzukehren, verletzt hatte, zwei Finger abgehauen worden, allen dreien hatte man in Böhmen als Strafe für wiederholtes Betreten des Landes, ein Ohr abgeschnitten. Die Frauen führten zur Entschuldigung ihres Frevels, daß sie doch wieder sich in den sächsischen Landen betreffen ließen, an: „sie hätten gar keine andere Lebensart bisjetzt erwählen können, indem man sie nirgends leiden wollen und von einem Orte zum andern gejagt, gleichwohl müßten sie sich doch zwischen Himmel und Erde aufhalten.“ Sie baten flehentlich, man möge ihnen andere Kleider geben und sie im Lande dulden: sie wollten gern arbeiten. Hierauf verwendete sich die Landesregierung wohlmeinend in einem Vortrage vom 10. Mai 1715 bei den Geheimen Räthen für Genehmigung des Gesuchs, indem sie anführte, „daß das Hauptfundament der allgemeinen Verfolgung, daß diese Leute, weil sie aus Ägypten kämen, mit den Türken Verständniß hätten und der Christenheit desto mehr schaden könnten, anjetzo cessire.“ Den 3 Zigeunerinnen, die allerdings wohl schwerlich die Türken vor Dresden zu führen beabsichtigten, ward denn auch in der That ihr Wunsch gewährt.

Merkwürdig sind die Nachrichten, die wir aus dem Jahre 1722 über eine große Vereinigung von Zigeunern mit andern Gesindel zu einem Raubzuge, finden. Aus Mainz schrieb der dortige chursächsische Gesandte, von Eberstein, am 17. März jenes Jahres: „daß das Raubgesindel in drei Banden, welche sie

Häuser nennen, bestehe, wovon das erste Galando, das andere Reinhardi, das dritte Dumerwald sich nenne, und das kleinste wenigstens über 300 Mann noch ausmache, jedoch wären sie meistens zerstreut. Das Haus Galando habe, gleich den andern, erstlich diesen Hauptcommandanten, dann einen Obersten, von Conradi, Oberstleutnant Himmel und die übrigen Offiziere nach advenant, und sei dabei ein Criminalchef, welcher bei ihnen Landrichter geheißen würde, der alle Excesse so wider ihre Artikel und sonst unter ihnen passirten, an Leib und Leben abzustrafen befugt sei, welcher gar streng sei und noch vor Kurzem einen ihrer Leute, der einem Schäfer seinen Ranzen mit Essen und wenig Batzen Geld und einen Andern, welcher einem Jäger die Flinte genommen, (diese beiden Art Leute aber nach ihren Artikeln, weil sie Felder und Wälder nicht meiden könnten, allerdings exponirt und ganz gefährdet wären) den Ersten arquebusiren, dem Letztern aber, weil der Jäger selbst für ihn gebeten, zwar das Leben geschenkt, aber ihn nackend ausziehn und bis aufs Blut peitschen lassen."

Also ein förmlich militairisch organisirtes Corps mit einem Generalstabe und einem Blutrichter, mit Gesetzen, die billige Berücksichtigung der Classen anbefahlen, mit welchen die Landstreicher am häufigsten in Berührung kamen, deren feindliche Gesinnung ihnen daher auch am gefährlichsten werden mußte!

Andere Nachrichten meldeten, daß ein Heerhaufen von Zigeunern, 800 Mann, ja nach manchen Angaben 1500 Mann stark, bei Kaltennordheim versammelt sei, der, nachdem er von Reichstruppen aus dem Hessischen herübergejagt worden, nach dem Thüringer Walde ziehn wolle. Gegen diese Banden rückte nun ein Corps aus, zu dem von Chur-Trier 120 Mann, Mainz 200 M., Churpfalz, Hessen und Nassau mehr als 1000 M. gestellt worden. Auch Meiningen machte seine Truppen mobil und erbat sich von Chursachsen Unter-

stützung. Es kam zu ernsten Gefechten, in denen die Zigeuner sich sogar mit kleinen Feldstücken vertheidigten. Die Banden wurden aber zersprengt, die Flüchtigen, wo man sie antraf, sofort niedergeschossen, Weiber und Kinder festgenommen. Ein Trupp von etwa 50 Köpfen lagerte im Mai 1722 bei Oberwiesenthal, als man sie vertreiben wollte und zwei Weiber gefangen nahm, drohten sie, den Ort niederzubrennen und verschwanden erst, als Militair gegen sie anrückte.

Gegen dreißig Jahre lang hören wir nun nichts weiter von zahlreichern Zigeunerhaufen. Erst im J. 1751 zeigte sich eine Bande von mehr als 30 Personen, die sich „für Comödianten, Scharfrichterknechte und Zigeuner ausgaben," sich in den zum Kloster Marienstern gehörigen Dörfern herumtrieben, in den Wäldern lagerten, Lebensmittel erpreßten, Betrügereien und Diebstähle verübten. Ein Rescript vom 5. April 1751 befahl an, sie durch die Miliz aufsuchen zu lassen, auf das Schloß zu Bautzen zu bringen und mit der Untersuchung gegen sie zu verfahren. Es gelang aber nur 9 Personen habhaft zu werden. Zwei davon, unter ihnen der „Capitain Franz," kamen auf den Bau, von wo sie jedoch nach 2 Jahren, mit der Verwarnung, sich bei lebenswieriger Festungsstrafe nicht weiter in Sachsen betreten zu lassen, entlassen wurden.

Die letzte ausführlichere Notiz, die wir aus dem vorigen Jahrhundert finden, ist bezeichnend genug für die Zustände Deutschlands noch zu Ende jenes Jahrhunderts. Das Dorf Zaunröden, im Amte Langensalza, 8 Stunden von der Stadt dieses Namens entfernt, bildete eine entlegene Enclave, die an die preußischen, hannöverschen, schwarzburgischen Territorien und an das der Reichsstadt Mühlhausen grenzte. Es war ein wahres Eldorado für Gauner aller Art, die, sowie man ihnen nachstellte, flugs über eine der nahen Grenzen in Sicherheit waren. Im J. 1792 lagerte dort eine Bande von 70 Zigeunern, welche die Herren spielten, das Dorf Zaunröden brandschatzten, ja förmliche regelmäßige Lieferungen

ausschrieben. So oft sächsisches Militair gegen sie anrückte, liefen sie über die Grenze und waren nach dem Abmarsch der Truppen alsbald wieder da. Um eine gemeinsame Razzia gegen das Gesindel zur Ausführung zu bringen, mußte eine Vereinigung getroffen werden mit den preußischen Regierungen zu Magdeburg und Halberstadt, der churmainzischen Regierung zu Heiligenstadt, den chur- und herzogl. braunschweigischen Regierungen, den herzogl. sächsischen Regierungen zu Gotha und Eisenach, der fürstlich anhaltschen Regierung zu Bernburg, der fürstlich schwarzburgischen Regierung zu Sondershausen, den Stadträthen zu Mühlhausen und Nordhausen! Als es denn endlich gelungen war, alle diese verschiedenen Behörden nach den weitläuftigsten Verhandlungen unter einen Hut zu bringen, als endlich die Expedition ins Werk gesetzt werden sollte — hatten die Zigeuner längsthin es vorgezogen, das Weite zu suchen, oder vielmehr ein anderes Zaunröden, deren unser gutes Deutschland damals in seinen mehr denn 300 Gebieten ja so viele und aber viele hatte.

Aus unserm Jahrhundert gibt es glücklicher Weise in sächsischen Archiven wohl keine Actenstücke über Zigeunerbanden mehr.

Geistergeschichten, Visionen ꝛc. 1565 u. f.

Wir wollen in diesem Aufsatz vereinigen, was wir nach dem Erscheinen der ersten Bände dieses Werkes, noch an vielen Orten zerstreut, über Geistergeschichten, Visionen und ihnen verwandte Erscheinungen, zum Theil allerdings nur in Fragmenten, gefunden haben, welche eine Lösung und Erklärung uns nicht bieten. Den Anfang mag der Inhalt eines Actenstücks aus dem J. 1565 bilden, unter dem Titel: „Bericht, wie es umb eine vom Teuffel beseßene Frau von Adel in Niederlaußitz geschaffen, doraus des bosen Veindes letzter Vleiß zu vermerken." Theologen, Philosophen, Physiologen, haben sich vielfach mit der in frühern Zeiten häufig vorkommenden, der Nachtseite der menschlichen Natur angehörigen Erscheinung des „Besessenseins" beschäftigt: als Laie in den Wissenschaften, welche eine Erklärung des Räthsels zu bieten geeignet sind, enthalten wir uns jeder Erörterung hierüber, indem wir unter thunlichster Beibehaltung der naiven Ausdrucksweise unserer Urschrift (jedoch in neuer Orthographie), nur die Thatsachen wiedergeben, welche der amtliche Bericht des Pastors zu Spremberg, M. Arnoldus Artus und des dasigen Diaconus, Gregorius Scheffler, enthält. Das Schriftstück schien uns der Mittheilung umsomehr werth, als es uns über das Verfahren bei der Beschwörung vollständige Auskunft ertheilt.

Die Unglückliche, welche man von einem bösen Geiste besessen glaubte, war Kunigunde von Pilgram, „eine Adelsperson frumb und gottesfurchtig," Tante der Gattin Melchiors von Köckeritz auf Muskau in der Niederlausitz. Vergeblich

hatte man bereits Mittel angewendet, Kunigunde von ihrem Uebel zu befreien, „darum Melchior, welcher viel um sie gewesen, zuletzt gerathen, man solle sie gegen Muskau in sein Haus führen, da wolle er Priester bestellen, sie nochmals in die Kirche führen lassen, daß die Priester den bösen Geist von ihr bringen könnten, wie er denn auch gethan. Da hat ihm der Teufel vor allen Leuten gesagt, er wäre sein Wirth worden, er wollte ihn kürzlich lohnen. Nun hat man die besessene Person in die Kirche geführt, vor dem Altar haben die Priester den Geist beschworen und angesprochen, er solle weichen. Melchior hat sie gehalten, mit dem Teufel groß Widerpart gehabt, wie man ihn bedrängt, hat er geschrien, daß die Leute nicht in der Kirche haben bleiben können; hat der besessenen Person den Kopf um eine Elle vom Leib hin- und hergeschleudert, als gehöre er zum Leib nicht, da hat man ihn in derselben ihrem Angesicht und Leib sichtlich gesehn, wie man ihn sonst pflegt zu malen. Allda hat er Gott gelästert und geschändet, Gotteswunder, Gottesmarter geflucht, letztlich gesagt: Ihr sagt viel von euerm allmächtigen Gott, wie mächtig ist er nun? wie fein könnt Ihr mich vertreiben, ich bin stärker als er, und so Lästerungen unzählig viel mehr: er ist noch nicht gewichen, wird je länger je ärger, bisweilen ruht er, alsbald man ihn mit Gottes Wort rühret, muß sie dessen entgelten. Vor 8 Tagen war sie in der Kirche gewesen, hat er sie zufrieden gelassen bis wieder heim, da hat er gesagt, Kunigundis Du bist heute wider mich gewesen und hat sie gerüttelt, daß nicht Wunder wäre, daß nicht ein Knöchlein an ihr ganz bliebe, wenn Gott ihm die Macht gar einräumet. Sie hat allbereit einen Pfaffen gewürgt, daß er gestorben ist, ein Anderer ist kaum lebendig geblieben. Melchior hat sie auch einmal bald den Hals verdreht gehabt."

Wir ersehn aus dieser Einleitung, daß die unglückliche Kunigunde von Pilgram Anfällen unterworfen war, in denen sie ihren Umgebungen sehr gefährlich wurde, und in denen, unter heftigen Krämpfen und Verdrehungen des Körpers, eine

Stimme aus ihr sprach, die man für die eines bösen Geistes hielt, dessen Ausdruck man auch in ihrem Angesicht wahrzunehmen glaubte. Zeitweilig aber war sie ihrer Sinne wieder so weit mächtig, daß sie auch die Kirche zu besuchen vermochte. Ein tragisches Geschick ging aber durch das Haus, das sie aufgenommen hatte; Melchior von Köckeritz fand einen gewaltsamen Tod. „Am 15. Januar ist er," wie unsere Vorlage besagt, „zu Muskau zwischen 10 und 11 Vormittags von Gayer von der Heyde erschossen worden, die Büchse ist mit einer Kugel und 8 Schroten geladen gewesen, die Melchior alle im Leibe geblieben, denn er eine Hirschhaut angehabt: im Grimm hat er gleichwol seinen Feind, der die Flucht gegeben, erlaufen und mit einem geflammten Dolch oben beim Achselbein hereingestochen bis vorn an die Brust wieder heraus, da er ihm zwei Rippen ganz entzwei gestochen, darnach sich wieder ermannt, zu Gott um Vergebung der Sünden mit großem Ernst geschrien, ihm seine Seele um seines Sohnes Willen befohlen sein zu lassen, mit Seufzen gebeten, zu Allerletzt gesagt, ach Du Sohn David, erbarme Dich mein: mit diesen Worten ist er alsbald verschieden, dem Gott Gnade! Sein Feind ist auch kurz darnach an dem Stich gestorben. Sobald er verschieden, hat der Teufel auch zugeschrien und gesagt: mein Wirth ist todt, ihr wollt es der Kunigundis nicht sagen, aber ich weiß es wohl, der ist weg, ich lauere noch auf ein Besseres."

„Gott wahre," fügt der Pfarrer Artus hinzu, „ihm sein Vorhaben, behüte alle Christen und tröste die arme Person, ich kann nicht genugsam schreiben, was der Geist für Wesen treibt, ist darzu ein unverschämter Teufel."

Einige Tage vor dem Tode Melchiors von Köckeritz, hatte man den feierlichen Exorcismus gegen den bösen Geist, von welchem man Kunigunde besessen glaubte, angewendet. Die Niederschrift über „das colloquium oder Unterredung, so der Herr Pfarrherr von Spremberg M. A. Artus auf Be-

fehl des Herrn Landvogts den 8. Januarii dieses 65. Jahres in Beisein seines Diaconi gehalten," lautet wörtlich also:

„Pfarrherr: Wie heißt Ihr, Frau?

Darauf hat der Satan nichts wollen antworten, sondern ihr Mann hat gesagt, sie heiße Kunigundis.

Pfarrherr: Dieweil Ihr Kunigundis heißt, so habt Ihr ja den Namen empfangen in der heiligen Taufe, da Ihr getauft seid im Namen der heiligen hohen Dreifaltigkeit, Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes und seid durch solch seliges Bad Euerm lieben Herrn und Erlöser Jesus Christus eingeleibet, sein erb und eigen geworden, glaubt Ihr auch Solches und könnt Ihr Euch auch solches Gnadenbundes Gottes trösten?

Satan antwortet mit einer greulichen erschrecklichen heisern Stimme: ich laß sie nicht dazu kommen.

Pf. Wer bist Du? und was vermagst Du? daß Du dem Herrn Jesu Christo sein erkauftes ererntetes Erbgut eingenommen und vorbehalten solltest?

S. Das siehst Du, wer ich bin und was ich kann (und beuget sie ineinander wie einen Bogen und wickelt ihr die Zunge ineinander wie ein Rätel).

Pf. Wie kommst Du dazu, daß Du den Tempel Gottes und sein Erbgut hast eingenommen und besessen, wer hat Dir verfluchten und vermaledeieten Feind Gottes Solches befohlen?

S. (nach großem Ungestüm) Der Gott!

Pf. Wie lange hat denn der rechte, einige, ewige, wahrhaftige, lebendige Gott Dir verfluchtem Feind Macht gegeben, unserer armen Dienerin Jesu Christi Leib zu plagen?

S. So lange ich will.

Pf. Das lügst Du Teufel, denn Jesus Christus, unser Mittler, Erlöser und Heiland, Dein gestrenger Richter, ist stärker denn Du, der wird sich über sie erbarmen und sie gnädiglich von Deiner Tyrannei erlösen und hast Du verfluchter und vermaledeieter Feind ja keine Macht, das weiß ich.

S. trieb abermals ein großes Ungestüm und antwortete nichts.

Pf. Ich, als ein Diener Jesu Christi, Gottes und Marien Sohn, meines und aller Gläubigen Heilands, Deines ernsten Richters anstatt, rathe Dir, daß Du unreiner, vermaledeieter Geist, Gott die Ehre gebest und bekennest, ob Christus Jesus stärker wie denn Du.

S. (mit großem Ungestüm und heiser) Er ist stärker.

Pf. Höre, das nehmen wir für bekannt an, daß Jesus Christus stärker, wie denn Du, so befehle ich Dir anstatt Christi, Du unreiner, verfluchter und vermaledeieter Geist, nachdem Du bekannt hast, daß Jesus Christus stärker sei als Du, daß Du weichest von diesem Erbgut Jesu Christi.

S. Noch mehr!

Pf. Nun Teufel, ich, sammt meinem befohlenen Schäflein, wollen über Dich vor Gott durch unser emsiges Gebet ein Zetergeschrei vorbringen und Gott wird uns erhören und Du verfluchter Feind mußt weichen.

S. (mit einem gar erschrecklichen Geschrei) O daß Dich Gott schände, Du loser Pfaff, laß mich zufrieden.

Pf. Das ist Deine Art, Teufel, daß Du Gott und Menschen schändest. Er aber schändet Niemand, sondern hat uns zum Höchsten geehret, dieweil sein geliebter und gebenedeieter Sohn, Jesus Christus, die menschliche Natur an sich genommen hat und sitzet zur rechten Hand Gottes, unser getreuer Mittler und Heiland und Dein ernster und gestrenger Richter.

S. (mit Ungestüm) Au wehe, au wehe, au wehe!

Pf. Darauf habe ich drei Gebete, eines, von der Kraft der Menschwerdung Christi, das andere von der Kraft seines Leidens und Sterbens, das dritte, daß Gott uns in Anfechtung wider den bösen Feind, der umher schleicht, wie ein brüllender Löwe, durch seinen Geist erhalten und gnädiglich schützen und erretten wolle, gethan; da ich das dritte Gebet sprach, brüllte der Satan wie ein Ochse, ich aber sagte, Teu-

fel, brüllen magst Du, aber keinen Christen wirst Du können fressen.

S. Ich wollte bald Dich Pfaffen fressen!

Pf. Friß Deines gleichen, so frißt Einer den Andern, an mir hast Du keine Gewalt. Da hat der Satan solche Gebete nicht hören wollen, sondern das arme Mensch hin- und herwieder gerissen, und da ich sie vermahnt, sie solle ein herzlich Amen dazu sprechen, hat der Satan ihr die Zunge abermals wie ein Rätel in einander gewickelt, und da ich angehalten und gesagt, ich befehle Dir im Namen und anstatt Jesu Christi, daß Du sie auf diese Gebete das Amen sprechen lässest, hat sie mit lieblicher Menschenstimme gesagt, Amen, O Herr Jesu Christe, erbarm Dich mein.

Pf. Der wird sich Euer erbarmen und Euch erhören, dieweil Ihr ihn mit Weinen anruft und wird dem Satan steuern und wehren und habe ferner gefragt, Frau Kunigundis, habt Ihr auch das heilige Sacrament empfangen?

S. Ja, in der Fasten.

Pf. Ob sie auch glaube, daß im Brod der wahre Leib Christi und im Wein sein theures Blut sei und sie sich auch solches Gnadenbundes tröste?

S. Ich laß sie nicht dazu kommen.

Pf. Was sagst denn Du, Feind Gottes, was im Abendmahl empfangen werde?

S. antwortet nichts darauf.

Pf. Darauf hab ich mich gestellt, als wollte ich hinweggehn und gesagt, Teufel, ich will nicht lange mit Dir disputiren, sondern will sammt meiner Kirche wider Dich ernstlich beten und die Person gefragt, Frau Kunigundis, was soll ich dem Herrn Landvogt und der Frau Landvogtin, Ihrer Gnaden, Eurenthalben sagen, hat alsbald die Person mit lieblicher gewöhnlicher Menschenstimme geantwortet, sagt dem Herrn Landvogt und der Frau Landvogtin, Ihrer Gnaden, meinethalben viel Gutes und daß ich mich ganz höchlich gegen Ihrer Gnaden bedanket.

Pf. Ja ich wills gern thun, denn Ihre Gnaden tragen ein herzliches Mitleiden mit Euch, aber harre Teufel, kannst Du sie nun reden lassen, dieweil Du hörest, daß ich hinweg will. Nein, Du mußt besser dran, und habe gesagt, Frau Kunigundis, glaubt Ihr, daß Jesus Christus dem Teufel, der alten Schlange, seinen Kopf zertreten habe? Tröstet Ihr Euch auch der schönen und herrlichen Sprüche im neuen Testament, Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einigen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben: item das ist je gewiß wahr und ein treues werthes Wort, daß Christus Jesus in die Welt kommen ist, die Sünder selig zu machen.

S. Ich laß sie nicht dazu kommen.

Pf. Frau Kunigundis, nachdem Ihr durch das selige Bad der heiligen Taufe Euerm lieben Herrn und Heiland Jesu Christo eingeleibet und befohlen, daß Ihr ihn in allen Nöthen und Aengsten sollt anrufen und habe verheißen, daß er Euch väterlich wolle erhören, so wollet Ihr euern lieben Herrn und Heiland zu Ehren, das Gebet sprechen, welches er selber gemacht hat.

S. Ich laß sie nicht: ich kann besser beten als Du Pfaff!

Pf. Nun Teufel, so befehle ich Dir anstatt Jesu Christi, daß Du betest.

S. Ich kann nicht beten, sondern sie kann wohl beten.

Pf. So befehle ich Dir nochmals anstatt Jesu Christi, daß Du sie beten lässest, das Gebet, welches ihr Heiland Jesus Christus selbst gemacht hat: da hat sie mit lieblicher Menschenstimme das Vaterunser fein ordentlich und deutlich nacheinander gebetet, aber Satan hat ihr abermals die Zunge gehalten, daß sie nicht hat können das Amen sagen und habe es an ihrer Statt gesprochen.

Da hat sich der Satan ganz ungestüm und ungeberdig gestellet und gebrüllet wie ein Ochse, hab auch ferner gesagt, nun Frau Kunigundis, nachdem Ihr Euer Gebet gethan, so

wollet auch Gott zu Ehren, Euer Bekenntniß thun, was Ihr erkennet, glaubet und bekennet, von dem rechten, einigen, ewigen, wahrhaftigen, lebendigen Gott, seinem geliebten Sohn, Jesu Christo und heiligen Geist.

Hat sie geantwortet: Er läßt mich nicht, und der Teufel: Sie muß nicht!

Pf. So befehle ich Dir, Du unreiner, vermaledeieter, verfluchter Geist anstatt Jesu Christi, daß Du Gott die Ehre gebest und lässest sie ihr Bekenntniß allhier vor Gott und uns seinen unwürdigen Diener unverhindert thun, hat sich der Teufel ganz ungeberdig gestellet, hat aber alsbald die Frau mit ihrer gewöhnlichen Menschenstimme die Artikel des Glaubens nacheinander erzählt, und da sie auf die Artikel von der Erlösung kommen, habe ich gesagt, Frau Kunigundis, saget dazu, Solches ist meinet und aller Gläubigen halben geschehn, hat der Satan gesagt, Ich laß sie nicht.

Da ich ihr aber befohlen, daß sie die Artikel folgend erzählen solle, hat sie es gethan bis auf das Amen, welches ich abermalen, nachdem ihr der Satan die Zunge ineinander gewickelt, an ihrer Statt gesprochen und ferner gesagt, hörst Du Teufel, wie gefällt Dir solches Bekenntniß?

S. (mit großem Ungestüm.) Au wehe, au wehe, au wehe!

Pf. Frau Kunigundis, ich habe glaubwürdig erfahren, daß Ihr zuvor Gottes Wort lieb gehabt und Euch sammt Euerm Mann und Kinderlein fleißig zur Predigt gehalten und gottselig gelebt habt.

S. Sie hat es gethan, sie muß es aber nicht mehr thun.

Pf. Wollt Ihr auch wiederum mit Euerm Mann und Kinderlein zur Predigt gehn und Euch zum seligmachenden Wort, davon Euch der böse Feind abgeführt, halten?

S. Sie muß nicht.

Pf. So wirst Du Gottes Amt, dadurch er sie und uns

Alle zu sich fordert, dieweil Dir Deine Macht genommen ist, nicht hindern können, lieber Teufel.

S. Bin ich **lieber** Teufel?

Pf. Ich sage nicht, daß Du mir, noch einigen Christen lieb wärst, denn daß wir Dir in der Taufe ganz abgesagt, und Christo, unserm Herrn, geschworen, weißt Du, Du bist aber Deinen Mitgesellen lieb, im Abgrund der Hölle. Und weiter gesagt, nachdem der besessenen Person Mann, sammt seinen Kindern um das Bett stehend, bitterlich weinten, Frau Kunigundis, seht Ihr auch, wie Euer lieber Mann und Kinderlein Euertwegen so jämmerlich weinen?

S. Was gehts mich an!

Pf. Nun Satan, Du hast solchen Jammer angefangen und Gott wird diese betrübte Christin und uns um seines Sohnes Jesu Christi, unseres Mittlers und Heilands, Deines ernsten und gestrengen Richters Willen, erhören und trösten und Dich mit Ketten der Finsterniß gebunden in den Abgrund der Hölle stürzen, das wirst Du erfahren!

S. Au wehe, au wehe, au wehe!"

Ueber das fernere Ergehn der Unglücklichen gibt unser Actenstück keine Auskunft.

Aus dem folgenden Jahre lesen wir von einem Berggeist, von welchem uns ein Bericht erzählt, den Michael von Stein unter dem 3. September 1566 an Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Sachsen in einer Bergsache erstattete. Stein beklagt zunächst darin, daß häufig das Geld bei ganz thörichten Versuchen, edle Metalle an Orten zu finden, wo man keine erwarten könne, verspplittert werde, wie denn „wol die, so etwan in einem Bergwerke ein feuerlein blicken sehen, auf solch feuerlein falschen Wahn faßen und viel Leute bereden, daß sie auf sollichen ihren Wahn an Orten, da nichts denn Stein und Erden gefunden wird, groß geld verbauen." Er erzählt ferner, daß der Hauptmann zu Coburg, Mathes von Wallenrodt, ein Bergwerk bei Sonnenberg angelegt habe und eifrig fortsetze, auf den Grund der

Versicherung eines Bergmanns hin, „daß ein Bergmännlein in solchem Berg säß, welches man klopfen hört und auch ihn den Bergmann einstmals dermaßen angepfutzt hätte, daß er in der Gruben anderst nicht gewust, als daß der ganze Berg ein und auf ihn gefallen wäre, inmassen er denn, seinem Bericht nach, mit Not auß der Gruben gebrochen und ob dieses Pfuhzen und vermeinten einfall des Bergs halben, fast krank worden, welches alles der gedachte Bergmann und auf sein Vorgeben der von Wallenrodt, vor eine gewisse Anzeige des Bergwerks gehalten und Beide geschlossen, daß dies Klopferlein die Gänge hüte." Der Berichterstatter bemerkt aber, „daß viel verständiger Leut solches Bergmanns und seines Klopfens und Pfuhzens Fürgeben für nichts anders, denn lauter Theufels Gespenst gehalten und noch halten und die uffgewendten Unkosten für verspillt gehalten, wie man denn sagt, Wer Spielen und Bergwerk bauen will, der muß auf Gewinst und Verlust auffsetzen. Daß aber ernannter von Wallenrodt von solchem Bergwerke noch nicht ablassen will und auf seinen Bergmann auch seinen Klopfer und Pfuhzer noch weiteres Vertrauen setzt, laß man geschehn und daran hat niemandt keinen mangell, sintemal es ihn sein Gelt khost."

Mittheilungen über andere Berggeister — um dieses Capitel hier gleich zu erschöpfen —, die sich in einem Bergwerke bei Neustadt a. d. O. zeigten, verdanken wir Ermittelungen, welche der Herzog Friedrich Heinrich von Sachsen (aus der Zeitzer Nebenlinie), durch eidliche Abhörung mehrerer Zeugen im Jahre 1712 veranstalten ließ. Zwei derselben wußten weiter nichts anzugeben, als daß ihnen beim Arbeiten im Bergwerke „etwas entgegen gearbeitet und gehustet." Wichtigere Wahrnehmungen hatte der Steiger Valentin Redens mitzutheilen: auch er hatte mehrmals gehört, „daß ihm stark, wie mit Keilhauen, entgegengearbeitet werde, daß etwas seufze (so daß es ihm recht in den Kopf geschallet) und wie mit Tellern spiele." Einmal hörte er „etwas singen und mit

dem Kasten, worauf er bei der Arbeit sitze, rumpeln," auch lief ein unsichtbares Etwas öfters auf den Brettern hin und her, bald leiser bald stärker auftretend. An 3 verschiedenen Sonnabenden vernahm er, tief unten im Bergwerk, „als wie zur Messe lauten," auch kam es ihm vor, als ob er eine eiserne Thüre zuschlagen höre. Einst „als das Bergeisen nicht halten wollte, letzlich gar zersprang und er darüber fluchte, hörte er eine Stimme, welche zu ihm sagte, hum, hum." Zweimal ward ihm das Licht ausgeblasen und einst sah er „einen Schatten," der ihn so in Schrecken setzte, daß „er bald 14 Tage krank gelegen." Der arme Mann ward aber nicht blos im Bergwerk von Geistern verfolgt, er sah dergleichen auch im Freien, einmal im Garten zwei Mönche: ein anderes Mal bemerkte er, bei Antritt der Nachtschicht, ebenda „zwei kleine Männer, auch einen großen weißen Mönch, der sich im Gewächshaus über einen Balken gelegt." Weitere Aufklärungen über anderes Seltsame, das ihm in dem Bergwerk begegnete, weigerte sich unser Redens zu geben, „weil er aus Furcht einigen Schabernacks, Drückens oder andern Torts nicht sagen dürfe." Aehnliche Wahrnehmungen hatte auch der Bergmann Ferdinand Süssel gemacht: zweimal hatte „Etwas zu unterschiedlichen Malen seinen Namen Ferdinand gerufen," einmal „Etwas zu ihm gesagt, ich will doch sehn, was das werden wird," auch hatte er einst gesehn, „daß Etwas mit einem Grubenlicht hinter ihm gestanden." Auch dieser Zeuge „hat aber vielleicht das Wichtigste noch verschwiegen, denn er bejahte die Frage, „ob außer diesem ihm sonst noch weit mehr Seltsames in dem Bergwerk begegnet?" mit dem Zusatze, „es pflegten die Bergleute aus Furcht nicht Alles, was ihnen begegnet, zu sagen, einmal habe ihn Etwas die Treppe hinuntergeworfen, ihm aber nichts geschadet."

Warum das geheimnißvolle „Etwas," das in dem Bergwerke hausete, gerade dort seinen Sitz aufgeschlagen, darüber klären uns einige andere Zeugen auf, welche auf die Versicherung fremder Ruthengänger hin, die Ueberzeugung aus-

sprachen, „daß in dem Bergwerke so viel liege, daß Einer eine königliche Krone aufsetzen könne und wenn Neustadt sechs und mehrmal abbrennen sollte (welches doch Gott in Gnaden verhüten wolle), es davon gar wohl wiederum gebaut werden könne.“ Daß es aber gelungen, jene unterirdischen Schätze den Händen der sie hütenden Gnomen und Berggeister zu entreißen, davon vermeldet unser Actenstück nichts:* vielleicht wäre es gelungen, wenn man den „Zauberspruch zum Schatzheben“ gekannt hätte, den wir aus dem J. 1584 gefunden und der dahin lautet: „Ich tret in einen tiefen Thal Gott grüß euch lieben Herrn alle zumal. Ich theidige um ein Drachenhaupt, Gott helfe, daß ich das meine gewinne und das eure zerrinne: Das setze ich euch Allen zur Buße, durch seine heiligen fünf Wunden, jetzunder und alle Stunden, in dem Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Diese Beschwörung dreimal gesprochen, soll jeden Schatz an das Tageslicht fördern!

Wenden wir uns, nach Erschöpfung der Berggeister, wieder zur chronologischen Reihenfolge, so stoßen wir zunächst auf einen von einem Notar und mehreren Zeugen, „auf Begehren des ehrenfesten und achtbaren Herrn Wolfgang Zschezschings, F. Sächs. Witthums Amtschössers zu Dornburg zum Amt gegebenen Bericht“ vom 23. October 1616, welcher also lautet: „Vergangenen Donnerstags den 18. huj., als die Hochzeitgäste bei Abraham Meier zu Dorndorf** auf den 4. Tag zur Hochzeit gewesen, ist gegen Abend um 9 Uhr, wie Hans, Clemens Preußers zu Steudnitz Sohn, so der Braut Verwandter gewesen, mit Even, Ciriacus Müllers zu Steud-

* Wer sich speciell für Berggeister interessirt, den verweisen wir übrigens auf Lavater, tract. de spectris p. I. c. 16 und Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen ꝛc. von C. E. F. S. 310. Breslau und Leipzig 1756.

** Ein Dorf im Großherzogthum Sachsen-Weimar, an der Saale, zwei Stunden von Jena gelegen.

nitz ehelichen Hausfrau, ihrem Sohne und des Preußers Tochter, von der Hochzeit abgeschieden und heim gehen wollen, in Josua Schlechtigers, des Notarii, Garten, auf dem untern Anger nach Steudnitz zu, ein großer langer schwarzer Mann, an dem untersten Baume gestanden, welchen sie allerseits gesehn, sonderlich sagt Ciriacus Müllers Weib, daß es der böse Feind und Teufel leibhaftig gewesen, auch alles feurig. Da sich nun der junge Gesell (Hans Preußer) böslich verschworen und mit Fluchen und Toben übel gestellt, sich mit dem Gesellen zu balgen. Seine Schwester, eine Jungfrau, und das Weib haben ihn gebeten, zufrieden zu sein und nachzulassen, er hat sich aber nicht steuern lassen wollen, sondern die Wehr ausgezogen und ist über Verwunderung über einen vierelligen eichnen Staketzaun, darüber hohe lange Dornen gewachsen, mit Freuden gesprungen, sich an den großen schwarzen Mann gemacht, gescharmützelt, gehauen und gestochen, mit einander etliche Male über den Zaun heraus und herein in den Garten tapfer gesprungen, es wären auch ein großer Haufen Raben über sie geflogen gekommen und hätten schrecklich geschrien, endlich wären diese beiden Balger stracks in der Luft, wie sie sich bedünken lassen, hinweg gekommen, daß sie nicht gewußt, wohin sie gerathen. Als des jungen Gesellen Schwester nun mit Furcht gesehn, was sich zugetragen, hat sie gesagt, habe doch ihr Bruder nicht folgen und von seinem Schwärmen nachlassen wollen, so möge er es also haben. Ueber zwei Stunden hernach, wäre der Junggeselle (Hans Preußer) in das Hochzeithaus über das Thor oder die Wand wiedergekommen, welchen die Hochzeitmutter, Peter Meiers Wittwe, eingelassen und als er in die Stube kommen, nichts reden und berichten können, sondern gewüthet und getobt, hätten 4 Personen fast die ganze Nacht an ihm gehalten und kein Wort von ihm bringen können: darauf nach dem Herrn Pfarrer geschickt, welcher eine Zeitlang bei ihm mit Zureden gewartet, aber ohne Antwort von ihm gehn müssen. Ob man ihm gleich die Schenkel mit Stricken ge-

bunden, hätte er doch noch aufstehn und gehn können. Die Hochzeit über habe er einen Dolch getragen, den dritten Abend solchen hoch in die Höhe geworfen und mit der Spitze wiedergefangen, habe auch etliche zwanzig Stiche in den Kleidern gehabt, aber der Leib sei nicht beschädigt worden."

Ohne uns hier in Hypothesen verlieren zu wollen, können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der ganze Vorgang viel von seinem Räthselhaften verlieren dürfte, wenn wir die wohl nicht sehr kühne Vermuthung aufstellen, daß sowohl der „junge Geselle, Hans Preußer," als die ihn begleitenden Damen sich in einem Zustande befunden haben möchten, für den unsere Sprache sehr verschiedene Benennungen hat, der aber sich mit einem Worte als „Rausch" bezeichnen läßt.

Wenige Jahre darauf finden wir Nachrichten über ein prophetisches Bild in Liegnitz, das denn, da die Prophezeiungen doch auch dem Geisterreiche verwandt sind, hier nicht unerwähnt bleiben mag.

Churfürst Friedrich von der Pfalz war 1619 von den Böhmen zum König erwählt worden, er sollte sich aber der Krone nicht lange erfreuen, schon im Jahre 1620 floh er bekanntlich nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag, um sein Königreich nicht wieder zu sehn. Aus der kurzen Zeit, während Friedrich in Böhmen herrschte, finden wir nachstehendes Schreiben, das dem Churfürsten Johann Georg I. von Sachsen, von dort in Abschrift zugesendet ward. Eine Unterschrift trägt dasselbe ebenso wenig, als wir sonst Nachricht über den Verfasser (einen Anhänger des Churfürsten Friedrich) finden, wir vermögen demnach allerdings nicht, irgend weitere Garantie für die Wahrheit der darin von dem Briefsteller, als auf eigner Wahrnehmung beruhend, angegebenen Thatsachen anzuführen. Es lautet also:

„Nachdem wir sehen und vernehmen, daß durch Gottes sonderbare Schickung, soviel wichtige, vor langen Jahren gethane Weissagungen von unserm jetzigen Könige zu diesen

Zeiten hin und wieder offenbar werden, als kann ich nicht unterlassen, auch eine Dergleichen, so ich selbsten unlängst auf der Breslauischen Reise zur Liegnitz in S. Peterskirchen (welches die Hauptkirche desselben Orts) ungefähr folgender Gestalt befunden, euch zu communiciren. Alß ich der Tage einen, die Zeit zu vertreiben (denn wir, weil des Königs Ankunft verzog, still liegen mußten) in gemeldete Kirche ging, daselbst das Gebäude und Zierde der Epitaphien allenthalben besah, kam ich für eine Sacristey und weil ich sie offen stehn fand, war ich so kühn und ging hinein, fand aber darin Niemand, denn den Küster, bei welchem als ich mich zu erkennen gab, wer ich wäre, erlangete ich Licenz, die allda vorhande alte Liberey zu beschauen. Indem nun solches von mir geschieht, ersehe ich ohn alles gefehr oder vielmehr aus sonderlicher Schickung Gottes, eine Tafel mit einem Gemälde und darbei verzeichneter Auslegung desselben. Wie ich mich nun sonsten all Zeit über den Gemälden erlustire, also nehm ich auch diese Tafel von ihrem Ort ab, dieselbe etwas eigentlicher zu besehen, bließ und wischte den Staub und Spinneweben, unter welchen das Gemälde sambt der Schrift dermaßen schwarz und verblichen, daß man es kaum lesen konnte, mit dem Mantel davon und besahe es gar scharf und genau. Den Abriß dieser Tafel und gemalten Figur habt ihr beiliegend zu befinden (fehlt), die Auslegung aber, so aufm Rande mit alten Buchstaben ausgedrückt, war dieses Inhalts: Es wäre dieses Gemälde oder Figur in Marmelstein gegraben, 20 Jahr vor Christi Geburt in dem venedischen Meer gefunden worden, würde auch noch aniezo (ob zu Pisa oder Venedig ist mir ausgefallen) gar heilig aufgehoben: die Deutung aber dieser Figur sei dem Johanni Capistrano,* so mit einem prophetischen Geist begabt gewesen und umb die Zeit nach

* St. Johann Capistrano, geb. 1386 zu Capistrano im Neapolitanischen, besonders durch seine Predigten gegen die Hussiten bekannt. Er starb 1456 und ward 1690 canonisirt.

Christi Geburt 1300 gelebt, offenbahrt worden. Unter andern war in der Auslegung dieser Figur neben der Beschreibung des Babsts, als des Antichrists auch zu lesen, die Historia des teuzschen Kriegs, welchen Keyser Carl der Fünfte mit den teuzschen Fürsten Sachsen und Hessen geführt, von welches Krieges Ausgang der Capistranus dazumal also geweissagt und zuvorverkündiget, wie es hernach allenthalben in solchem Kriege hergangen und wir in den verlaufenen hundert Jahren erfahren haben. Als er aber der Burgunder und Böhmen Wappen ausleget, hat er dieses geweissaget: Es würden ihrer Fünfe aus des Caroli Nachkommen oder Geschlecht das Böhmerland besitzen, der fünfte aber bald hernacher wieder abgeschafft werden. Welches Alles denn mit denen Händeln, so bisanhero in Böhmen vorgangen, übereinstimmt. Ja er hat ferner diese Wort hinzugesetzt: „an dessen Statt wird berufen werden, eine edle und vortreffliche Person, mit Namen Friederich von Rhein, der und seine Nachkommen werden solch Königreich besitzen bis an der Welt Ende.“

Ich erstarrete gleichsam, als ich solches lese und wollte dasjenige, was weiter folgt, nicht lesen, setzte derwegen die Tafel wieder an ihren Ort, verfügte mich zum Herrn Superintendenten, Herrn Grunaeo, meinem Schwager, und erzählte ihm, was ich gesehn. Der Mann verwunderte sich darüber und damit er die Sache desto gründlicher erforschen möchte, ließ er alsbald den Küster zu sich fordern und die von mir gefundene Tafel mitbringen. Als sie gebracht wurde, sah er sie mit Verwunderung an und betheuerte hoch, daß ob er wohl so viel lange Jahre seines Ministerii fast täglich Ambts halben in solcher Sacristey sein müssen, er doch diese Tafel nie in Acht genommen und geriethe über diesen Handel gleichsam in eine Bestürzung. Wir erwägeten die Sache hin und her, ob auch dieser Tafel Glauben zu stellen wäre, und schlossen endlich dahin: ob es wohl erdichtet sein könnte, daß man eine solche Figur in Marmel gegraben am selbigen Ort, auch eben zur selben Zeit sollte gefunden haben, auch eine solche Deu-

tung zur Zeit des teuzschen Kriegs sinnreich wäre ausgedacht und mit des Capistrani Prophezeiung durch den Druck ausgebreitet worden; dieweil aber diese Tafel, in welcher angeregte Figur gemalet und die wir gegenwärtig in unsern Händen hatten, über siebzig Jahr an solchem Ort gestanden, welches aus der Zeit, da solche Tafel verfertigt und darbei ausgedrückt war, klärlich zu ersehn; so sei doch dieses wie zu verwundern, also glaub- und denkwürdig, was von Friderico darinnen angedeutet wird: Sintemal die Tafel mit ihrem Alter, das Alter unsers Friedrichs fast vierfächtig übertrifft. Nun möchte ich auch gerne wissen, was ihr von solcher durch mich gefundene Prophecei hieltet. Do auch dergleichen bei euch gefunden würde, wolle euch gebühren, solches mit mir ebener maßen zu communiciren. Sprottau, den 12 Martii an 1620."

Wenn der Briefsteller zu wissen wünscht, was von der Prophezeihung zu halten sei, so bietet dasselbe Actenstück, in welchem wir sein Schreiben gefunden haben, einige Blätter später eine denkwürdige Antwort. Wir finden daselbst den „gründlichen und wahrhaftigen Bericht, welchergestalt den 21. Juni 1621 früe von 5 Uhr bis zu Mittag umb 10 uff allergnädigsten Befelch der Röm. Kay. Mt. Unserm Allergnädigsten Herrn die Execution in Prag vorgangen und wie nachfolgende Personen, deren in der Anzahl 27 gewesen, justificirt und ufm Altstädter Ring hingerichtet worden." Die Reihe eröffnet Graf Joachim Andreas Schlick, „dem die rechte Hand abgehauen, der Kopf aber auf dem Brücken-Thurm aufgestellt worden."

Interessant wäre es aber doch zu erfahren, ob ein Bild der bezeichneten Art in Liegnitz vielleicht noch existirt, oder ob sich wenigstens Nachrichten finden, daß es dort vorhanden gewesen ist.

Mit dem von uns erwähnten Churfürsten Friedrich von der Pfalz und seinen Bedrängnissen, brachte man auch auf eine uns allerdings nicht erklärliche, dem Churfürsten min-

destens nicht sehr schmeichelhafte Weise, eine Erscheinung in Verbindung, welche im Jahre 1628 die Bewohner der Stadt Sulzbach erschreckte in der Gestalt eines gespenstischen — Ochsen. Ein großer rother Ochse, mit blutigen Hörnern, wandelte, so erzählte man, um Mitternacht durch die Straßen. Unser Gewährsmann, der sich „Lorenz Pscherer Exulant" unterschreibt, berichtet nach der Mittheilung des Stadtrichters Georg König, daß „wahrhaftige Mannspersonen mit Umständen," ihm die bedenkliche Erscheinung des „umbgehenden Ochsens" versichert und daß am 11. December 1628 sogar der „Trommelschläger mit hochbetheuerlichen Schwören affirmiret, daß er und andere Soldaten heute Nacht um 12 Uhr, da sie Runde gegangen, solchen Ochsen, so ein überaus großer rother Ochse sein solle, bei des Hans Stachels Hause gehen sahn." Unser Berichtserstatter schließt viele fromme Wünsche an, die auch in Erfüllung gegangen sein müssen, da wir in der Geschichte nichts von einer Zerstörung Sulzbachs durch einen rothen oder sonstigen Ochsen lesen.

Aehnliche Vorkommnisse mit allerhand prophetisch-bedenklichem Viehzeug trugen sich in der alten, uns besonders lieben, Bischofsstadt Osnabrück zu. Wir theilen die uns vorliegende Anzeige vom 11. Juni 1629 über „viele spectra und prodigia so daselbst gesehn worden" mit, zuleich als Beleg, wie wenig damals dazu gehörte, um das Volk in Schrecken zu setzen. Unsere Mittheilung meldet: „Bei Zeit der vorm Jahre in der Stadt Osnabrück vorgefallenen Reformation als man in der S. Katharinen-Pfarrkirche die erste Messe lesen lassen, sind bei währendem solchem actu drei kleine Steine vom Gewölbe herab auf und neben den Altar gefallen, da doch kein Mensch daroben gewesen und wie man dieselbige Kirche die folgende Nacht mit Musketieren umher verwahren lassen, hat sich der Himmel über derselben Kirche aufgethan und drei feurige Kugeln niedergeworfen. An selbiger Stadt läßt der neu daselbst eingesetzte katholische Bischof ein Kastell bauen, als nun an selbigem Werke täglich

etliche Tausende, so Bauern als Bürger, führen müssen, und also viel Ab- und Zugang daselbst, hat sich vorm Jahre zugetragen, obwohl in dem ganzen Stift keine 10 Hirsche an zwanzig Jahren ordinarie gesehn, geschweige gefällt worden, daß dennoch ein großer Hirsch zwischen dem neu angefangenen Kastell und nächst daran stoßenden Stadtgraben sich im Morast verwickelt und mit den Hinterläuften unbeweglich gestanden, daß er also ohne Mühe von einem Vogte gefällt und in Absenz des Bischofs dem Domprobst hingetragen, da man denn gefunden, daß er mehrentheils Wolfshaar und an jeder Seite vier platte Zinken gehabt.

Bald darauf hat man in einem kleinen Wässerlein, die Hase geheißen, zwei Meilen von Osnabrück einen Lachs, vier Füße lang und fünf Finger breit gefangen, das kein Mensch des Orts gedenkt oder jemahls gehört, gestalt denn 1625 auch in selbigem Wasser, wiewohl etwa 2 Meilen niedriger portentoso modo ein großer Stör gefangen, derselbe ein omen des darauf erfolgten Cardinals von Zoller auch Bischofs daselbst Tode und des dänischen Einfalls gewesen.

An selbigem neuen Kastell hat man viele Gesichte von Stürmen, Anlaufen, Schießen, Schlagen und dergleichen gesehn, welches der dabei wohnende Bischofs Vogt zu vielmahls ausgebreitet und deswegen mehr Ungnade auf sich geladen, daß er endlich seines Dienstes entsetzt. Auf dem Osnabrückischen Stadtwalle nach der Nordseite hat man von Alters her ein Gesichte gehabt, als ob daselbst die Festung erstiegen und gewaltig eingenommen würde, am selbigen Ort befinden sich die jetzt logirten Soldaten oft in großem Schrecken als ob sie vom Feinde überfallen würden, ja wenn sie oft bei Tage daselbst zum Exerciren gefordert werden, daß sie vermeinen als ob sie in nasser Jauche gehn, befinden sie häufige Blutstropfen auf ihren Strümpfen. In der St. Johanniskirche daselbst hat sich am verwichenen Osterfest bei dem katholischen Gesange zugetragen, daß der Kronleuchter so mit eisernen Stangen von dem Gewölbe herabhängt, sich unter-

schiedlich selbst auf- und niedergelassen, darüber der Clerus sich heftig entsetzt.

In diesem Jahre vor wenig Wochen ist aus Osnabrück eine Edelmannsfrau gefahren und wie sie auf die große Haide gekommen, hat sie am hellen Mittag eine mächtige Niederlage unzähliger Menschen und Pferde gesehn, daß auch ihre Pferde darüber nicht fahren können und wollen, deswegen sie in großem Schreck wieder nach Hause geeilt und 14 Tage im Bett in großer Angst gelegen.

Ein Capitain und Edelmann daselbst im Lande ist vor wenig Wochen von Oldenburg nach Osnabrück reitend gekommen, da ihm denn auf obgedachtem Orte, der großen Haide, eine unsägliche Menge der Insecten, welche man Kuhpferde oder Gottespferde nennt, unter die Augen geflogen, daß er weder Erde noch Himmel sehn können, die sich dann mit des ganzen Landes Schrecken daselbst niedergelassen, ebnermaßen sind solche Insecten a 1624 die Weser hinauf, wie folgend des Königs Marsche mit großer Verwunderung geflogen, die endlich am Eichsfeld niedergefallen."

Wegen dieser Heupferde u. s. w. befürchtete man, wie der Berichterstatter besorglich äußert, „noch fernere Unglücke."

Offenbar sehr eigenthümlicher Art ist der Verdacht, den man im Jahre 1638 in der Stadt Bischofswerda gehegt zu haben scheint, den nämlich, daß böse Geister sich an — einem hölzernen Wassertrog zu vergreifen unternommen.

Dieses Attentat erzählt uns folgender Bericht des Raths zu Bischofswerda vom 30. August 1638: „Es ist ein Bürger bei uns, Elias Gruner genannt, der hat in seinem Gärtlein am Hause zween hölzerne Wassertröge, steht einer über den andern, sind damals beide ledig und ohne Wasser gewesen: von diesen hat sich der unterste, der wohl ¼ Elle tief in der Erden gestanden, den 8. Augusti zu Nacht von seiner Stätte aus der Erden gehoben, und ist sogleich hin nach seiner Länge fortgerückt, über einen kleinen Wasserhälter, gegen die linke Hand zu in die Länge wohl ¾ Ellen und berichtet ermeldter

Gruner, daß zu solcher Bewegung ohne Zweifel keine menschliche Hand kommen sei, denn man hätte im Grase nicht spüren können, daß jemand wäre dagewesen, der den Trog fortgeschoben hätte, welches schwerlich von 8 starken Männern geschehn würde, weiln der Trog eben groß und von Wasser, welches er als ein Schwamm an sich gezogen, sehr schwer wäre. So bewies es auch der Augenschein, daß der Trog nicht gewaltsam wäre geschleppt worden, sondern es wäre, als wenn er mit Fleiß aus der Erden gehoben und wieder sanft niedergesetzt worden, weil man in dem Lager des Troges die vestigia der Regenwürmer unverrückt hätte sehn können. Wie es aber zugegangen,. das könne man nicht wissen, denn es wäre in der Nacht geschehn, da es kein Mensch wäre gewahr worden. Und an dem Orte, wie er einmal gerückt, da steht er nun noch, ist nicht wieder zurück an die vorige Stelle gewichen. Dieß ist der Grund von dieser Geschichte, ist sonsten überdieß uns nicht wissend, daß es etwa jemals alhier solte Wehe geschrien haben, man hat unterschiedlich nachgefragt, will aber Niemand etwas wissen, noch davon gehört haben."

Die nächste Nachricht führt uns in das churfürstliche Residenzschloß zu Dresden. Wir glaubten zeither, daß der bekannte Dresdner Mönch, welcher der Sage nach mit dem Kopfe unter dem Arm umherzuwandeln pflegt,* die einzige gespenstische Erscheinung sei, die ihren Sitz in dem alten Bau aufgeschlagen, allein ein Actenstück aus dem J. 1643 belehrt uns eines Andern. Es war am ersten Weihnachtsfeiertage 1643: der Churfürst Johann Georg I. hatte, länger als gewöhnlich, bei der Abendtafel verweilt und so war die 11. Nachtstunde herangekommen, ehe das Schloß in Ruhe versank. Die Tafel, bedeckt mit werthvollem Silbergeschirr, schönen Pokalen, die man häufig geleert hatte, noch in der

* In poetischem Gewande hat neuerlich der Sage gedacht, G. Pfarrius: Gedichte: Neue Sammlung S. 36. Köln 1860.

Nacht abzuräumen, war das Hofgesinde zu träge und so erhielten denn die Pagen, Hans Gabries von Hirsch, Heinrich von Kahlden, Hans Wilhelm Keßner, sowie der Trompeter, Peter Kirsten, den Befehl, bis zum „Feierabend" in dem Kirchsaal oder Tafelgemach, wo der Churfürst zu Abend gespeist hatte, zu verweilen und gute Wacht zu halten. Diesem Befehle nachzukommen, legten sich die Pagen im Finstern auf die herrschaftliche Tafel, der Trompeter, in seinen Pelz gehüllt auf eine Bank hinter die Marschallstafel: ob die Pagen wirklich gewacht oder geschlafen, wollen wir dahingestellt sein lassen: übereinstimmend versicherten sie bei ihrer Vernehmung vor dem Hofmarschall am 27. December, daß gegen Mitternacht „erstlich oben über ihnen an der Decke etwas geknistert und als sie unter einander gefragt, was doch dieses sein müsse, sie einen großen Blitz gesehn, daß es ganz licht und hell im Gemach worden, daß sie auch einander als am hellen Tage sehn können, worauf sie ziemlich erschrocken." Hirsch sprang zuerst auf, eilte zum Zimmer heraus zu der „Trabanten Oberwache," ergriff ein Licht und trat, von den Trabanten, die ebensowenig wie sonst Jemand außerhalb des Saales, einen Blitz wahrgenommen, gefolgt, wieder in den jetzt wieder ganz finstern Saal. An der Thüre sprang ihnen, winselnd und mit sichtlichen Zeichen der Furcht, der Hund Tiger entgegen und hinter dem Ofen lag leichenblaß, sprach- und besinnungslos, mit halbgezücktem Schwerte, der Trompeter: er war „als ein Eiszapfen kalt," der kalte Schweiß troff ihm von der Stirn: man führte ihn heraus, erst nachdem man ihn mit kaltem Wasser begossen, kam er zu sich und gewann die Sprache wieder. Er erzählte, „als er eine halbe Stunde geschlafen, wäre es ihm auf den Leib gefallen, wie ein Mühlstein, daß er weder Hand noch Bein rühren, auch das Maul nicht aufbringen, noch schreien können, hielte dafür, daß es der Alp gewesen, der ihn auf Reisen und sonsten zum öftern gedrückt und verirt hätte. Als er aber darüber erwacht und die Augen aufgethan und doch wegen großer Beschwernis

nicht aufstehn können, hätte er etwas vor sich auf der Tafel sitzen sehn, mit ein Paar großen Augen wie ein Uhu und wären die Augen ganz feurig gewesen, worüber er sehr erschrocken, gezittert und gebebt, hätte gern schreien und den Pagen zurufen wollen, wäre ihm aber nicht möglich gewesen." Er glaubte auch wahrgenommen zu haben, daß das Gespenst nach den Pagen zu gekrochen sei.

Hatte der Trompeter die Erscheinung für den Alp erkannt, so waren dagegen die Pagen mit den Trabanten darüber einverstanden, daß es „der Drache" gewesen und in dieser sie über den ihnen etwa beizumessenden Mangel an Muth beruhigenden Ueberzeugung legten die Pagen „weile inzwischen gute Nacht worden," sich zu Bette.

Wenn es wirklich der Drache war, der die Pagen erschreckt hatte, so mag er vielleicht identisch gewesen sein mit einem Ungethüm derselben Art, welches im Jahre 1678 die Gegend um Jahnishausen unsicher machen sollte. Wir entnehmen diese Notiz einem erst kürzlich von dem K. Gerichtsamt Riesa an das Haupt-Staatsarchiv eingesendeten* Actenstück unter dem Titel: „Hannßen Burckerdten zu Nickeritz betr., in pct. der Anschuldigung, als ob er den Drachen hätte."

Daß es Leute gibt, welche den Bandwurm haben, war uns bekannt, neu aber die Notiz, daß man im 17. Jahrhundert am Lindwurm oder Drachen leiden konnte! Sich vor solcher übeln Nachrede zu schützen wendete sich der gedachte Burckerdt mit seiner Frau am 4. November 1674 an die Gerichte zu Jahnishausen, indem sich Beide beklagten, daß

* Die in der Verordnung vom 28. März 1849 §. 8 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 52) enthaltene, später vom K. Justizministerium wiederholte Anweisung, daß die Behörden ältere Schriften von lediglich historischem Interesse, an das Haupt-Staatsarchiv einsenden möchten, ist leider nur von sehr wenigen Behörden beachtet worden: der Verfasser erlaubt sich daher den Wunsch auszusprechen, daß die Herren Vorstände der Archive bei den königlichen Behörden und den Städten, doch diesen Gegenstand nicht ganz aus den Augen verlieren möchten.

man ihnen nachsage, sie hätten den Drachen, ja, daß man sogar bei Gelegenheit einer in ihrem Hause entstandenen Feuersbrunst erzählt habe, „sie sollten ihm (dem Drachen) den Morgen, da es gebrannt habe, eine gar zu heiße Suppe gebracht haben, darauf wäre der Drache böse worden und habe das Haus angesteckt.“ Es wurden denn nun eine Anzahl Zeugen vernommen, wobei sich denn ergab, daß ein 15jähriger Pferdejunge erzählt, „es wäre ihm, als er Morgens den Pferden Wasser gezogen, ein jähliger Schein vor die Augen gekommen, der über Burkerdts Scheune her entstanden,“ wozu ein anderer Junge, den er gefragt, ob er es auch gesehn, bemerkt, „ja er habe es auch gesehn, der Drache würde irgend ziehn.“

Die „ganze Gemeinde zu Nickeritz“ erklärte dagegen vor Gericht auf Befragen „sie wüßten nichts als Liebes von Hans Burkerdten und seinem Weibe, hätten dergleichen Dinge von ihm niemals gehört, viel weniger gesehn, daß der Drache bei ihm eingezogen oder auf seiner Brandstätte sich sehn lassen, die Jungen hätten wohl seither etliche Male gesagt, sie hätten den Drachen sehn ziehn, daß sie ihn aber bei Hans Burkerdten einziehn gesehn, oder auf seiner Brandstätte gemerkt hätten, wäre niemals gedacht worden. Sie hielten dafür, es müßte diese böse Rede etwa von der Magd, so bei Burkerdten 5 Jahre gedient hätte, auskommen sein.“

Die Gerichte faßten denn hierauf nachfolgende Entschließung:

„Weil nun Niemand Nichts gesehn, noch etwas Böses von Burkerdten und seinem Weibe wissen wollen, ist der ganzen Gemeinde angedeutet worden, sie solle sich, so lange sie keinen bessern Grund hätte, dergleichen Beschuldigung von Hans Burkerdten und seinem Weibe enthalten, und sobald Einer oder der Andere was ferner hören oder selbst sehn würde, vor Gericht anzeigen, Würde aber Einer dergleichen Sie ferner auch gegen andere Leute beschuldigen, So sollte derjenige, so es gehört und nicht angezeigt, um zwei neue

Schock oder mit Gefängniß gestraft werden und die Hälfte der Strafe dem, der es anzeigen würde, zufallen."

So ward denn die gekränkte Ehre des Burkerdtschen Ehepaares glänzend wiederhergestellt.

Einem andern, ebenfalls von dem K. Gerichtsamt zu Riesa übermittelten Actenstück verdanken wir ausführliche Nachrichten über den im Jahre 1696 bei dem Viertelshüfner Hans Preußiger zu Pausitz „sich aufhaltenden Kobold." Ein ausführliches Protocoll der Gerichte zu Jahnishausen, vom 20. März 1696, enthält die Ermittelungen über den Vorgang. Die ersten Wahrnehmungen, welche Preußiger seit dem großen neuen Jahre machte, deuteten nicht auf das Geisterreich, es verschwanden aus seinem Hause zunächst nur Lebensmittel, Brode, Butter, Käse: bald darauf „kamen ihm aber auch allerhand weiße und andere Wäsche, wie auch eine Axt und ein Beil unter den Händen weg, welche sich aber sechs Tage später, in dem Schuppen hinter dem Holze, wo Preußiger sie mehrere Male bereits vergeblich gesucht hatte, wiederfanden. Preußiger vermuthete, „daß solches durch diebische Leute zum Possen geschehe," er stellte daher, „weil ihm mittlerweile immer mehr Dinge wegkamen und theils wunderlicher Weise versteckt wieder aufgetroffen worden, Anfangs für sich und dann mit Zuziehung eines seiner Nachbarn, eine Wache aus und schaffte sich einen Spieß und einen Carabiner an." Mehrfach ward das Haus, nach dem, wie man vermuthete, darin versteckten Diebe durchsucht, allein man fand nichts „als Schattenwerk und verlorne Sachen." Vergeblich zerbrach sich Preußiger den Kopf über die Lösung des Räthsels, bis ihn denn seine Nachbarn auf eine Vermuthung brachten, die ihm allerdings ganz begründet erschien. Er erzählte deshalb vor Gericht: „es habe sein Nachbar, der Hutmann, sowohl des Nachts, da Preußger um seine Wohnung wachend herumgegangen, wahrgenommen, daß Etwas vor ihm hergelaufen, als wenn es gejagt würde, als auch am Tage einstmals gesehn, daß Etwas in Preußgers Eheweibes

Gestalt und Kleidung allerhand weiße Wäsche, die Preußgers Ehefrau in ihrem Schuppen verschlossen, getragen gebracht und hinter das Hirtenhaus geworfen, welches auch des andern Nachbars, Hans Oehmichen Dienstmagd, Regina gesehn, so habe der Hutmann Anfangs durch sein Eheweib bei Preußgern nachfragen lassen, ob sie etwas Wäsche verloren hätten, ihnen auch, da sichs also befunden, wiederzugestellt, auf den vierten Tag aber hernach Preußgern kundgethan, daß er so eine Person in seines Eheweibes Gestalt und Kleidung im Garten mit der Wäsche gehn sehn, sie aber für seine Frau nicht gehalten, weil sie zumal im Zurückgehn jähling verschwunden, daß er nicht gewußt, wo sie hingekommen, hierauf wären sie hernach auf den Gedanken gekommen, daß es kein Dieb und was Körperliches, sondern ein Geist sein müsse."

Ja gewiß, es war ein Geist, ein heimtückischer Kobold, der all den Unfug stiftete, der nun immer steigend sich vermehrte und die größten Besorgnisse erweckte: nicht nur, daß Lebensmittel fortwährend verschwanden, nein, sie wurden auch boshaft vernichtet: Butter fand sich in Klumpen in der Spreu, die Mehl- und Getreidesäcke, „wenn sie noch so sehr beschwert und verbunden, wurden umgeworfen, ihr Inhalt verstreut und besudelt: Bücher fanden sich im Ofenkessel, halbzerkocht, wieder. Wenn Preußigers Frau backen wollte, ward der Sauerteig durch Erde und Spreu verdorben, wendete sie der Küche einen Augenblick den Rücken, so fand sie die Kochtöpfe am Feuer mit Kohlen und Asche gefüllt, die Speisen und Trinkgeschirre auf die ekelhafteste Weise verunreinigt, „so daß sie genugsam nachzuräumen gehabt und die Speisen nicht genießen können." Einst, als Preußiger einem Andern sein Leid zu klagen vor die Hausthüre getreten, fand er, in das Zimmer zurückgekehrt, daß der Kobold aus einem angeschnittenen Brode drei Stücke herausgebissen hatte: er schnitt vorsichtig die Stücken neben den sichtbaren Bissen weg, weil er bemerkt hatte, „daß, wenn sie etwas gegessen, worein

der Kobold gebissen oder aus einem Geschirr getrunken aus dem er gesoffen, sie Kopfschmerzen und Durchfall bekamen." Während der Nächte „machte es immer eine Thüre nach der andern auf und zu und ging so schwerfällig, als ob es große Stiefeln und Sporen hätte." Eben dieses unbekannte „Es" riß einst in einer sehr kalten Nacht, Preußigers Schwester das Bett und Hemde vom Leibe ab, „so daß das arme Weib bald erfrieren müssen." Wohl zehn Mal fand man glühende Brände an gefährlichen Orten, einmal glühende Kohlen mit darauf gelegten glimmendem Holz an der Seite des Kuhstalles.

Vollständige und sichere Auskunft über den Kobold, sein Aussehn und die Art und Weise, wie er zu Preußigern gekommen, erlangte man endlich durch dessen Tochter, die 13jährige Marie, ein Mädchen, zwar klein von Gestalt, aber, wie das Protocoll besagt, mit „einem dem Ansehn nach habenden guten Verstande." Sie sah nicht nur den Kobold, sie unterhielt sich sogar mit ihm. Zuerst erblickte sie ihn in der Ofenhölle sitzend, „in einem weißen Hemde und an den Ermeln wie auch am Halse, mit rothen Bändern und Schleifen bebunden, in grauen neuen Strümpfen und alten Schuhen, mit einem ziemlich großen, oben ganz platten und nur im Genicke mit einem Busche gelber Haare besetzten Kopfe, worin er große glänzende Augen und den Kopf zu dem Rücken hinuntergebogen gehabt." Das Mädchen muß einen seltenen Muth, eine ungemeine Geistesgegenwart besessen haben, denn es erschrak wohl über die unerwartete Erscheinung, es entlief aber nicht schreiend, sondern begann sofort eine geistreiche Unterhaltung, indem sie den Kobold, (denn daß sie einen solchen vor sich hatte, war ihr sofort klar geworden) fragte: wo bist Du denn gewesen? Der Kobold antwortete, „ich habe ein gut Werk gestiftet, ich habe Rosinen (Preußigers Schwester) ihr Garn in den Kessel gesteckt, (welches sich auch also befunden)." Auf die fernere Frage, wo bist Du hergekommen? erfolgte die Erwiederung, „die Dörschnitzer Anna

hat mich am kleinen Neujahr im Handkorbe mitgebracht." Er versicherte auch, „diese habe ihn kleiden lassen und ihm die rothen Bänder gegeben." Diese Versicherung erschien um so glaubhafter, als sie mit unzweifelhaften Thatsachen übereinstimmte. Die Dörschnitzer Anna war eine Preußigern bekannte Person, der er aber nicht viel Gutes zutrauete. Sie war Kinderfrau bei einem Hrn. von Plötz in der Nachbarschaft gewesen, aber nach dessen plötzlichem Tode wegen Verdachts einer Vergiftung zur Untersuchung gezogen worden, die aber kein weiteres Ergebniß gehabt hatte. Am Neujahrstage hatte sie sich, gegen den Willen Preußigers, mit seinem Schwager Schreier, der ebenfalls beim Hrn. v. Plötz gedient hatte und mit dem sie sehr vertraut war, ein Rendezvous in Preußigers Haus gegeben, sie blieb auch die Nacht dort. Sie erschien bei dieser Gelegenheit mit einem Handkorbe, den sie während der ganzen Zeit ihres Besuchs zugedeckt hielt, indem sie ihn „nie von sich gegeben sondern auch während des Essens immer die rechte Hand darauf legte." Als sie ihn einmal vorsichtig öffnete, um etwas herauszunehmen, erblickte Preußiger darin zwar keinen Kobold, aber ein Paar Stücke gelben Kuchen und einige Hemden, von denen er vermuthete, daß sie aus dem Nachlaß des Hrn. von Plötz herrühren und für Schreier bestimmt sein möchten. Unter den Hemden konnte aber der Kobold recht gut verborgen gewesen sein und daß die Dörschnitzer Anna ihn zurückgelassen, darüber war Preußiger nicht im geringsten Zweifel.

Mariechen, welche übrigens, (was ihre Befähigung Geister zu sehn, erklärt) nach der Angabe ihres Vaters, „im Himmelszeichen des Stiers" geboren war, traf drei Wochen lang, den Kobold täglich an: einmal erschreckte er sie aber durch plötzliches Erscheinen auf dem Söller so, daß die Eltern „sie vor ganz todt und leblos gehabt." Sonst verständigten sich Beide ganz gut zusammen, der Kobold zeigte dem Mädchen „schöne Spindeln und große gebackne Birnen, dergleichen Preußiger nicht im Hause hatte," bot sie ihr gastfrei an, sagte

aber dabei, „es werde in einem Jahre nicht wegkommen und wenn sie ihm nicht würden genug zu fressen schaffen, so wolle es allerhand Uebles stiften und einen großen Gestank machen, daß sie nicht sollten bleiben können, es wolle auch Feuer anlegen.“ Das Mädchen, das, wie Alle ihres Geschlechts, ein scharfes Auge auf die Toilette (selbst der Kobolde) hatte, bemerkte übrigens, „daß das Hemde, welches das Gespenst anhatte, Anfangs, etliche Wochen gar hübsch weiß gewesen, später aber sehr beschmutzt und mit Koth besudelt:“ dieses Kleidungsstück zu wechseln, stahl der Kobold, wie Mariechen wahrnahm, ihrer Tante Rosine ein Hemde, das an einem auf dem Rücken eingenähten Fleck leicht kenntlich war; damit bekleidet, lief der Kobold hinter den Garten, immer auf einem Bein hüpfend, sodann aber in den Schuppen, wo sich das Hemde „übelbesudelt“ wiederfand. Eines Tags hatte der Kobold aus einem Milchasch wohl „einen Querdaumen ausgetrunken:“ ihn an der Fortsetzung zu verhindern, schloß die Preußiger den Asch in eine Lade: darüber erzürnt, stach der Kobold die Kühe Tags darauf mit einer Mistgabel in die Hinterbeine und als man dieses Werkzeug weggenommen, bemächtigte er sich eines Messers und war gerade im Begriff, die Kühe damit zu stechen, als Mariechen, das kleine courageuse Frauenzimmer, ihn mit den Worten, „warte ich will Dich!“ verjagte.

Die ganze Erzählung der kleinen Geisterseherin trug so sehr das innere Gepräge der Wahrheit, daß Niemand daran zweifelte, Niemand auf den Gedanken kam, daß man vielleicht mit der Application einer Haselgerte oder sonstigen ungebrannten Holzes auf einen geeigneten Körpertheil Mariechens, dem ganzen Geisterspuk ein schnelles Ende hätte machen können (wenigstens ist dies unsere kühne Vermuthung!). Ganz fern lag ein solcher Gedanke dem Pfarrer Sahlbach zu Pausitz und dem Superintendenten Clodius zu Hayn, an welche Preußiger sich wendete: sie ermahnten ihn nur zum Gebet und sorgsamer Aufsicht. Etwas näher kam unserm Vorschlag

der Oberaufseher von Carlowitz auf Staucha, der sich am 16. März 1696 bei Preußiger mit „6 Jungen von Adel" einfand: „er fragte scharf nach dem Kobold, suchte darnach mit einem Stock und drohte ihn zu prügeln, wenn er sich würde sehn lassen, worauf der Kobold sich mit etwas Pochen unterm Ofen merken lassen, aber als Einer zu ihm gegangen, wieder ganz still geworden." Herr von Carlowitz gab übrigens Marie zwei Zweigroschenstücke, um sie dem Kobold, wenn sie ihn wiedersehe zu überreichen, der Letztere war aber, sonderbarer Weise, einer Bestechung mit edeln Metallen unzugänglich: er nahm das Geld nicht an und als man es für ihn auf eine Lade legte, verschwand es zwar, fand sich aber später auf dem Söller wieder.

Die Gerichte zu Jahnishausen hegten zwar ihrer Seits, wie aus der Fassung des Protocolls hervorgeht, gar keinen Zweifel an der Richtigkeit der Wahrnehmungen Mariens, allein sie haben doch auch eine Untersuchung gegen die Dörschnitzer Anna wegen Koboldeinschleppens nicht eingeleitet. Hundert Jahre früher hätte man diese auf die Folter geworfen und sie würde gewiß zugestanden haben, daß sie den Kobold unter dem Kuchen und Hemde in ihrem Handkorbe zu Preußiger gebracht und dort ausgesetzt habe. Ein Bericht, der über den Vorgang erstattet ward, scheint ohne Resolution geblieben zu sein.

Die Acten schließen mit der Notiz, daß der Kobold „Gottlob! von Preußger weggekommen, daher dieser am Ostertag eine öffentliche Danksagung in der Kirche thun lassen." Wahrscheinlich hatte der Stock des Hrn. von Carlowitz und die Drohung des Prügelns ihm doch den Aufenthalt bei Preußigern verleidet!

Wir gehn nun auf das 18. Jahrhundert über.

Von einer „jeune tertiaire dominicaine" (einer Pfründnerin der Dominikanerinnen) erzählt der Freiherr von Puchet*

* Derselbe meldete auch im J. 1729 aus Rom: „la merveille la plus surprenante est celle de la force d'une femme, qui dans les mouve-

in mehreren Briefen vom Juli 1712, daß sie in Rom durch ihre Visionen großes Aufsehn erregte, während deren, wie sie angab, Engel und Heilige sich durch ihren Mund verkünden ließen. Sie fand viele Gläubige, unter denen vorzugsweise der sächsische Resident, Frh. von Schenk, und der „maestro del sacro Palazzio“ benannt werden: der Erstere nahm sie in sein Haus auf und pflegte ihre Offenbarungen stets nur knieend anzuhören. Man führte die Visionairin in mehrere Kirchen, wo sie wiederholt zum Volke, aber nur in deutscher Sprache (der einzigen, deren sie mächtig war) redete und Schenk bemühte sich lebhaft aber vergeblich, den Pabst zur Anerkennung des Wunders zu bewegen. Ehe der heilige Stuhl von der Sache noch specielle Notiz genommen, bewogen die Anhänger des Mädchens sie, die Kanzel in der deutschen katholischen Kirche zu besteigen, von der herab sie eine 1½ stündige Predigt hielt. Diese Verletzung des Satzes „mulier taceat in ecclesia,“ (das Weib schweige in der Kirche) veranlaßte die geistliche Behörde zum Einschreiten: das Mädchen ward aus dem Hause des Frh. v. Schenk abgeholt und in ein Kloster geführt, eine Untersuchung ward eingeleitet und gegen den Frh. von Schenk, der die Weihen empfangen hatte, eine Kirchenstrafe verhängt. Ein wissentlicher Betrug scheint nicht obgewaltet zu haben, doch gaben die Dominikanerinnen, von denen wir überhaupt lesen, daß sie sich zu emancipiren verstanden, bald darauf noch ein größeres Aergerniß, daß wir — à propos de bottes — nicht verschweigen wollen.

Das Kloster der Dominikanerinnen in Barletta, einer Stadt am adriatischen Meere im K. Neapel, lag unmittelbar neben dem Jesuiterkloster. Die Nonnen waren in ihrer Räumlichkeit sehr beschränkt und wünschten das Kloster durch einen Anbau zu vergrößern, wozu sie ein den Jesuiten ge-

ments convulsifs, qui lui prennent, arrache et rompe des grillages ou barreaux de fer, que qnatre paires de boeufs ne pourroient arracher: elle est femme du garderobe de la Princesse Albani à Suriano.“

höriges Stück Land bedurften. Diese versagten es ungalanter Weise und es entstanden darüber Streitigkeiten, deren Schlichtung den Obern nicht gelang. Die Nonnen beschlossen nun, da sie in Güte ihren Zweck nicht zu erreichen vermochten, Gewalt zu brauchen. Eines Tages, im Juni 1728, zog die ganze Versammlung, das Kreuz an der Spitze, aus dem Kloster vor das Jesuitercollegium, es zu belagern: die Thore waren verschlossen, allein es gelang den Nonnen eine Nebenpforte mit Gewalt zu erbrechen: ein Theil besetzte alle Zugänge, ein anderer stürmte in das Kloster und begann dort eine vollständige Zerstörung. Die Jesuiten, der Zahl nicht gewachsen, vielleicht auch aus Schonung gegen das schöne Geschlecht, setzten dem Ueberfall keinen gewaltsamen Widerstand entgegen. Sie wichen zwar dem Verlangen, ihr Kloster sofort zu verlassen, nicht sogleich, sahen aber ruhig zu, wie die Nonnen alles Mobiliar zerstörten und zu den Fenstern hinauswarfen. Zwei Tage hielten die frommen Väter aus, dann, als ihre Feindinnen nicht wichen, zogen sie ab: die Nonnen blieben in dem Besitz des Jesuiterklosters. Der Bischof bemühte sich vergebens sie zu beruhigen: Gewalt wollte man nicht anwenden, man beschloß also die Rebellinnen auszuhungern: alle Zufuhr ward ihnen abgeschnitten: allein die Nonnen hungerten, nachdem alle ihre Vorräthe verzehrt waren, lieber, ehe sie ihre Eroberung aufgaben und erklärten, sie würden ausdauern bis aufs Aeußerste. Wollte der Bischof sie nicht dem Hungertode Preis geben, so mußte er nachgeben. Dies geschah aber erst nachdem die Nonnen bereits mehrere Tage ohne Lebensmittel zugebracht hatten: das schwäche Geschlecht trug so den gewaltsam errungenen Sieg davon.

Von Italien wenden wir uns nach Wien. Die weiße Frau, welche in vielen Residenzschlössern Deutschlands spuken soll, wird unsern Lesern, wenn auch nicht von Person,* doch

* Ihr Portrait befindet sich in der Eremitage bei Baireuth. Sie soll

dem Namen nach, bekannt sein, weniger vielleicht die spanische Jungfrau in der Kaiserburg zu Wien. Ueber eine Erscheinung derselben meldete der chursächsische Agent zu Wien v. Paurnfeindt, unter dem 10. December 1712 Folgendes:

„Es will allhier durchgehends für gewiß und auch bei Hof ohne Scheu versichert werden, daß nur vor einigen Tagen in der verwittweten Kaiserin** Audienzzimmer die sogenannte spanische Jungfrau, als eine Vorbotin eines in dem Erzherzoglichen Hause Oestreich bevorstehenden großen Todesfalles, erschienen und am ersten von Ihro Majestät der Kaiserin Kammerheitzer und zwar solcher gestalt gesehn worden sein soll, daß wie er morgends früh um 5 Uhr, da Ihro Majestät die Kaiserin, in das Rorate (zum Gebet) zu gehn pflegen, die Lichter in vorgedachtes Audienzzimmer bringen und zwei davon auf den Audienztisch setzen wollte, er an der Tafel eine mit einem purpurfarbenen Habit angelegt und im Gesichte ganz blaß gewesene Jungfrau, so ihr Haar herunterhängen und ausgebreitet gehabt hat, gesehn und sich dermaßen darüber entsetzt, daß er ohne langer Verbleibung in dem Zimmer sich retiriret. Wie nun darauf Ihro Majestät die Kaiserin durch sothanes Audienzzimmer in die Hofcapelle gehn und dem Rorate beiwohnen wollte, soll Selbige im Herausgehn bei der Thürschwelle gestrauchelt und eben bei dem Tische, wo die spanische Jungfrau sich präsentirt hat, zu Boden gefallen sein, welches obzwar Ihro Majestät, die Kaiserin es zu cachiren vermeint, dennoch durch Andere eclatirt sei.“

Mit der Vorherdeutung dieses kleinen Unfalls begnügte sich aber diesmal das Gespenst, denn wir finden nicht, daß in der nächsten Zeit ein Todesfall eines Gliedes der kaiserlichen Familie erfolgt sei.

---

zu Neuhaus in Böhmen, Berlin, Baireuth, Darmstadt, Carlsruhe, Detmold und Bentheim erscheinen.

** Wilhelmine Amalie, Herzog Johann Friedrichs von Lüneburg Tochter, Wittwe des am 17. April 1711 verstorbenen Kaisers, Joseph I.

Eine andere Vision, die wörtlich zutraf, erzählt uns, unter Verbürgung der Wahrheit, der sächsische Gesandte am russischen Hofe, Le Fort. Ein holsteinischer Rath, Steffens, ward auf Veranlassung des schwedischen Ministers von Görz, in Schweden im J. 1717 festgenommen, angeblich, weil er ihm anvertraute Archivsgeheimnisse verrathen haben sollte. Einst, in der Nacht seines einsamen Gefängnisses, hatte er eine wunderbare Erscheinung: der ihm wohlbekannte König von Schweden, Karl XII., stand vor ihm, eine Leiche, mit einer blutenden Kopfwunde, neben ihm, ein gräßlicher Anblick, sein Günstling, der Minister von Görz, ein blutüberströmter Rumpf, mit abgeschlagenem Kopfe. Steffens theilte seine Vision dem Erbprinzen von Hessen (Gemahl der Schwester König Karl XII., Ulrike Eleonore) mit und sagte ihm zugleich vorher, er werde König von Schweden werden. Das Jahr darauf ging der erste Theil der Vision in Erfüllung, denn Karl XII. fiel, getroffen von einer Kugel, die ihm den Kopf durchbohrte, in den Laufgräben vor Friedrichshall. Seine Nachfolgerin auf dem Throne, Ulrike Eleonore, befahl die alsbaldige Freilassung des gefangenen Steffens, allein dieser weigerte sich den Kerker zu verlassen, „puisque," wie unser Gewährsmann erzählt, „le Baron de Goerz devoit venir prendre sa place et lui en feroit le compliment." Auch dies traf zu, Görz erhielt, wie bekannt nach seines Beschützers Tode zur Untersuchung gezogen, dasselbe Gefängniß angewiesen, in welches er Steffens hatte werfen lassen, und betrat von da das Blutgerüst, auf dem er 1719 enthauptet ward. Hatte aber Steffens die Gabe, das Unheil, welches Andern drohte, vorherzusehn, so ging ihm doch die Befähigung ab, sich durch eine warnende Vision vor ihm selbst bevorstehenden Gefahren zu hüten. Er ging nach Rußland, wo er am 3. October 1722 in Moskau als Spion verhaftet und nach Sibirien abgeführt ward.

Ueber einen andern uns mystisch bleibenden Propheten, den Hauptmann Krohne, schrieb der Graf von Manteuffel.

(damals sächsischer Gesandter zu Berlin) im J. 1716 Folgendes:

„Je me repentis bien, d'avoir laissé notre prophete le Cap. Krohne icy. Ce bougre la, qui est un fripon, si jamais il en fut, est cause de quantité d'irregularités, qui se sont fait et se font. Il a trouvé d'un coté des gens assez credules, pour ajouter aveuglement foy à ses predictions et de l'autre, il n'a predit que ce, que certaines gens, plus fripons encore que lui, lui ont inspiré. Je vous en dirai une autre fois plus de particularités. Mais tant y a, qu'il faut absolument retirer cet homme la d'icy. Il n'y est pas maintenant. Il est allé au Hartz, pour y chercher son spiritum mundi. Mais il reviendra. Que V. E. ait la bonté de m'adresser un ordre pour luy (car il est notre prisonier) luy ordonnant en termes amiables, de se rendre incessament à Dresde, d'ou il faudra l'envoyer à Königstein. S'il arrive avant le dit ordre, je le ferai enlever. L'interêt du Roy même souffriroit à la fin par ces mandits predictions, qui perdroient tout ce qu'il y a encore du bon icy, si on luy laisseroit continuer son manege. Sapienti sat!"

Der hier bezeichnete Capitain Krohne scheint nach den Worten Manteuffels: „il est notre prisonnier," Kriegsgefangener gewesen, und wahrscheinlich auf Ehrenwort entlassen gewesen zu sein.

Wenn Krohne sich bloß der Hülfe eines Harzer spiritus mundi bedienen wollte, so versuchte es dagegen ein Pole, Bobrowski, einige Jahre später mit dem Bösen selbst.

Der Generalmajor von Münch meldet hierüber an den General-Feldmarschall Gr. v. Flemming aus Warschau, den 1. Februar 1719: „Il est mort ici un homme nommé Martin Bobrowski, qui a confessé sur le lit de mort, qu'il avoit fait un pacte avec le diable, il n'a point rendu l'acte au confesseur, lequel on a trouvée après qu'il

étoit expire, sous son oreillé, signé de son sang, reconnoissant par le dit acte le Prince des Tenebres pour son maitre, reniant Dieu, la Trinité, l'Evangile et tous les Saints et se donnant à lui après 30 ans de vie et sur quelques conditions d'interet. On a fait des difficultés de l'ensevelir, mais comme on dit, qu'il est mort en Chretien et qu'il s'est confessé de son enorme crime, il a trouvé place dans un coin d'un cimetiere. Je n'ay pu avoir la copie de l'acte, les pretres disants l'avoir brulée et que cela a causé une extraordinaire puenteur. Le pauvre homme n'a pas eu le fruit de cette convention dans ce monde, car il n'a laissé après lui aucun bien et il n'a pas même vecu les 30 ans."

Bobrowski's unberühmten Namen nennt die Geschichte nicht, wohl aber werden unsere Leser kennen, den Marschall von Frankreich, Louis François Armand du Plessis, Herzog von Richelieu, den Abgott aller Frauen seiner Zeit, den liebenswürdigsten, leichtsinnigsten, keckſten Roué, den je in Frankreich die Sonne zu bescheinen nicht verschmähte: daß er, der Freigeist, der über Alles spottete, zu Zaubermitteln gegriffen, ja die bösen Geister bei einer diplomatischen Verhandlung zu Hülfe gerufen, das ist aber unsern Lesern jedenfalls neu. Den in der That höchst eigenthümlichen Vorgang erzählen uns Briefe des sächsischen Gesandten zu Wien, (später Cabinetsminister) Marquis von Fleury.

Richelieu war im Jahre 1725 nach Wien gesendet worden, um Friedensverhandlungen mit Kaiser Karl VI. einzuleiten: er traf dort am 8. Juli 1725 ein und suchte sich sogleich bei dem Prinzen Eugen von Savoyen, dem berühmten Staats- und Kriegsmann, dadurch zu insinuiren, daß er direct vom Schiff, das ihn nach Wien gebracht, sich zu ihm begab, seine Ankunft ihm persönlich zu melden. Trotz seiner Gewandtheit und offnen Börse, trotz aller angewendeten Mittel, wollte die Angelegenheit aber nicht so schnell, als erwünscht vorwärts schreiten. Da erfuhr er, anscheinend

durch einen seiner Freunde, den Hauptmann der kais. Trabanten, Marquis von Westerlo, daß ein Armenier, d'Acy, der mit dem von uns schon erwähnten * Grafen von Bonneval in Verbindung gestanden, im Besitz eines Zauberbuches sei, mit Beschwörungsformeln, die jedes Hinderniß zu überwinden, die Erfüllung aller Wünsche herbeizuführen vermöchten. Das Buch ward von d'Acy für 2000 Gulden erkauft, allein es war in lateinischer Sprache geschrieben, welche weder Richelieu noch Westerlo verstanden. Ein spanischer Mönch, „célèbre par son libertinage comme par les qualités d'aumonier et agent du Général Bonneval“ wurde daher in das Geheimniß gezogen und veranlaßt, das Buch in das Französische übersetzen zu lassen. Er bediente sich dazu eines jungen Wieners, der denn auch die Arbeit vollendete. Nach der Anweisung des Zauberbuches wurde denn nun verfahren. In einer Vollmondsnacht im März 1727 trafen im Garten des Marquis, mit diesem, Richelieu, der spanische Mönch und einige Nebenpersonen, von denen eine ganz verhüllt war, im tiefsten Geheimniß zusammen. Richelieu hatte aber in seiner Carosse noch einen eigenthümlichen Gesellschafter mitgebracht, ein schwarzes Kalb, bestimmt die Hauptrolle zu spielen. Es ward ein Loch in die Erde gegraben, ein Feuer darin angezündet, einer der Anwesenden beobachtete dann durch ein Fernglas sorgfältig den Mond, um den Moment zu bestimmen, zu welchem das Opfer beginnen sollte. Mit dessen Eintritt bohrte Richelieu als „grand sacrificateur“ dem Kalb an einer im Buche genau bezeichneten Stelle ein Messer in den Leib und während das Blut strömte und die „sacrificateurs assistants“ einige andere Ceremonien vornahmen, kniete er und Westerlo nieder und Beide flehten um Erfüllung ihrer Wünsche. Westerlo bat um Herstellung seiner Gesundheit, wogegen Richelieu's „demande fut, de plaire et de réussir dans tout ce qu'il

* S. N. F. Th. I. S. 177 u. f.

entreprendroit." Nachdem das Kalb sich verblutet hatte, ward es nebst verschiedenen Metallen und „parfums" in das Feuer geworfen, welches nach der Anweisung im Buche, Alles binnen siebzehn Minuten verzehren sollte: es dauerte aber volle drei Stunden, ehe die Flammen dieses Werk verrichtet hatten. Die Herrn glaubten sich ganz unbemerkt, allein der ganze Vorgang war vom Gärtner des Marquis heimlich belauscht worden. Nicht dieser war es aber, von dem die erste Entdeckung ausging, sondern der junge Mensch, der die Uebersetzung des Zauberbuches gefertigt hatte. Ihm waren Gewissensscrupel wegen des Inhalts jenes Buches, über seine Arbeit beigegangen, die er seinem Beichtvater mittheilte: dieser veranlaßte ihn, die Sache anzuzeigen. Man arretirte zunächst den Mönch, zog dann auch den Marquis von Westerlo zur Verantwortung, bei dem man das Zauberbuch fand. Dieser räumte, nachdem auch die Wahrnehmungen seines Gärtners bekannt geworden und dieser den Mönch im Gefängniß recognoscirt, den Vorgang unter der Bitte um Begnadigung, einem kaiserlichen Minister unumwunden ein; er gab an, er habe mit Richelieu das Opfer gebracht, „dans le dessein et la confiance, d'obtenir chacun ce qu'il demanderoit pendant le sacrifice," und sprach die Ueberzeugung aus, der Zweck sei auch vollkommen erreicht worden, denn er selbst befinde sich seitdem viel wohler und auch Richelieu habe erlangt die langerstrebte „signature des préliminaires et qu'il étoit autant gratiosé à cette cour présentement, qu'il l'avoit peu été l'année passée."

Der Armenier suchte, als er die Festnehmung des Mönchs erfuhr, Zuflucht in dem Hotel Richelieu's wo er binnen 24 Stunden, wahrscheinlich durch Selbstmord, endete. Richelieu verwendete sich für den Mönch, indem er gegen den Grafen Sinzendorf behauptete, daß dieser und das Buch „lui appartenoient," als aber seine Fürsprache erfolglos blieb und er der bedenklichen Wendung, welche die Sache genommen, inne ward, zog er sich eine Zeitlang „sous le prétexte

de quelques accès de fièvre“ zurück. Man erzählte sich auch, ein Kammerdiener des Gesandten sei plötzlich unsichtbar geworden. Fleury meldete aber bereits am 3. Juli 1727, daß Richelieu sich wieder in der Gesellschaft zu zeigen beginne und daß man überzeugt sei, es werde bald aus Rom eintreffen, „la faculté de l'absoudre de l'excommunication“ in die er verfallen sei, „par cet acte d'idolatrie.“ Auch der kaiserliche Hof suchte, Verwickelungen mit Frankreich besorgend, wie ein Correspondent im August 1727 schrieb, „de supprimer la chose, moyennant quoi on commence de la tourner en plaisanterie.“

Einen Vorfall, den wir unserer Seits in Parallele stellen würden mit den bereits früher (Th. II. S. 117) erzählten Betrügereien der Hennig, der aber seiner Zeit vielfach als ein „Wunderzeichen“ betrachtet ward, meldete ein Brief des sächsischen envoyé zu London, le Cocq, vom 3. December 1726, mit der Versicherung: „le fait est averé autant que fait puisse être.“ Das Schreiben lautete über das Thatsächliche also:

„Une femme mariée, agée environ 26 à 27 ans, habitante d'un village près de Guilford, a produit et mis au monde seize lapins, à diverses reprises et intervalles, pendant le cours de 12 ou 15 jours. A chaque fois, qu'elle a été delivrée d'un lapin, elle a senti les douleurs ordinaires de l'enfantement, mais l'accoucheur, qui est un chirurgien du voisinage, n'a pu delivrer cette femme d'aucun de ces animaux, quif ut en vie, ni entier, de sorte, qu'il a fallu les lui tirer tous du corps par pieces et morceaux. Tous ces animaux ont le poil et les dents, mais ils sont plus ou moins gros. Le plus grand a pesé jusqu' à 22 onces, d'autres n'étoient guère plus gros, que le sont les lapins ordinaires lorsqu'ils naissent. Un fameux chirurgien et anatomiste de cette ville, nommé St. André, a été sur les lieux par ordre de S. M. Britannique, pour examiner le fait dans

toutes les circonstances, Mr. Molineux secretaire de Mr. le Prince de Galles, homme savant et curieux a accompagné St. André. Ils ont vu cette femme, qui n'avoit pas encore desempli sa garenne et ils l'ont delivré chacun d'un lapin, qui ont été le 14e et le 15e. Le lendemain de leur depart elle a mis le 16e au monde. On ne sait pas si ce sera le dernier. On le conjecture neanmoins, à cause de quelques indices. Pour eloigner tout soupcon de supercherie et fermer la bouche à ceux, qui pourroient croire, qu'on a fait entrer des morceaux de lapins dans le corps de cette femme, St. André et Mr. Molineux, après un exact examen des intestins de ces animaux, tirés du corps de cette femme, attestent que les intestins sont constitués comme ceux de tous les animaux, qui n'ont point respiré et qui n'ont point recu d'alimentation par les conduits ordinaires. On les a conservé dans d'esprit de vin pour les montrer aux naturalistes et aux medecins. Cela sera accompagné d'une dissertation sur l'effet de l'imagination etc. Il y a bien des choses à dire là dessus. Lord Chesterfield, qui est de la cour du Prince, lorsqu'on lui dit que le Roy envoyoit St. André pour accoucher cette femme, repartit, qu'à son avis le Roy auroit mieux fait d'y envoyer un couple de furets."

Fünf Jahre später trug sich nach einem Briefe des Geheimen Kriegsraths von Bülow vom August 1731 an den sächsischen Cabinetsminister Marquis von Fleury eine Geistergeschichte in Krakau zu. Der Besitzer einer vorstädtischen Schenkwirthschaft, ein getaufter Jude, war einem Schuhmacher 4 Thlr. schuldig: der Gläubiger starb und der Schenkwirth meinte, der Tod, der ja Alles ausgleiche, möge auch diese Verpflichtung tilgen, er meldete daher seine, dem Erben des Schuhmachers unbekannte, Schuld diesem nicht und bezahlte sie ebensowenig. Nicht der Erbe aber war es, der dem Schuldner das Gewissen rührte, sondern der Geist des Ver-

storbenen. Einst, als die Magd des Schenkwirths die Nacht allein in dem Hause schlief, trat um Mitternacht die Gestalt des Schuhmachers an ihr Bett und befahl ihr, ihrem Herrn zu sagen, daß er die schuldige Summe den Jesuiten zahlen solle: zur Warnung wolle er ihm ein Zeichen zurücklassen: mit diesen Worten schlug die Erscheinung mit der Hand auf den Tisch und verschwand. Die Magd sehnte in Todesangst den Morgen heran und als sie beim anbrechenden Tage den Tisch betrachtete, nahm sie mit Entsetzen darauf einen Brandfleck in der Gestalt einer menschlichen Hand, wahr. Die Sache machte großes Aufsehn, der Stadtrath ließ den Tisch sich vorzeigen und vernahm die Magd, welche ihre Aussage eidlich bekräftigte.

Unser Berichterstatter meint, es sei das Brandmal wohl „l'ouvrage de quelque polisson“ und wenn er damit etwa einen derjenigen, an welche das Geld nach der Anweisung der Erscheinung gezahlt werden sollte, gemeint haben sollte, so würden wir kein Bedenken tragen, ihm beizustimmen. Sehr zufrieden mit dem Ereigniß war aber der Schenkwirth: der Tisch mit dem schaurigen Zeichen ward für ihn eine Goldgrube, Jedermann wollte ihn sehn, die Schenke war stets mit Gästen gefüllt und die vier Thaler, welche die Jesuiten erhielten, brachten dem Schuldner reiche Zinsen.

In dem aufgeklärten 19. Jahrhundert ist es dem Geisterreiche, wenn es sich nicht durch klopfende Tische 2c. vernehmlich machen kann, schon viel schwieriger geworden, sich mit der Menschenwelt in Rapport zu setzen. Wir erinnern uns nur eines von der Gegenwart längst vergessenen Vorganges aus demselben, der hier zum Schlusse mit eingereiht werden mag.

Die Kartenschlägerin Lenormand († zu Paris 1843) hatte durch ihre Orakelsprüche bereits europäische Berühmtheit erlangt, als ein speculativer Kopf im Jahre 1800 einen eigenthümlichen Versuch unternahm, ihr eine Concurrenz zu bieten, durch eine unsichtbare, in einem durchsichtigen Glas-

kasten wohnende Schöne. Die Aufmerksamkeit des Publicums zu erregen in einer jeden Tag neue Wunder bietenden Stadt, wie Paris, ist ein schwieriges, nur Wenigen gelingendes Unternehmen und so hatte denn auch der mystische, orakelspendende Glaskasten schon einige Monate gehangen, ohne daß man sonderlich Notiz davon genommen. Die erste öffentliche Erwähnung der Unsichtbaren, deren wir gedacht finden, ist in dem Journal de Paris (no 129 vom 9. pluviose des Jahres 8) enthalten und besagt: „Wir Unterzeichneten gingen aus, das Schauspiel zu sehn das bezeichnet wird als Entdeckung der Unsichtbarkeit des menschlichen Körpers. Wir traten ein in der Erwartung, einen Menschen vor unsern Augen verschwinden zu sehn, statt dessen aber fanden wir einen ganz isolirt stehenden Kasten von weißem Glase, mit vier kleinen Ketten versehn. An der einen Seite des Kastens war ein rundes Loch, aus welchem eine sehr helle Stimme sich hören ließ. Die Wärme, die aus der Brust der unsichtbaren Person, sowie der Hauch, der aus aus ihrem Munde kam, berührten das Gesicht derer, welche sich der Oeffnung, um zu fragen, näherten, auf eine so merkbare Weise, daß Jeder darüber erstaunte. Dies ist Alles, was wir von diesem Schauspiel dem Publicum melden können. Das Geheimniß dieses physischen Experiments ist unbekannt und Alles, was man bis jetzt darüber gesagt hat, kann nur allein auf Vermuthungen beruhen.

J. B. Denis. Benois, Physiker."

War es die Absicht dieses, allerdings wenig Licht über das Geheimniß verbreitenden Aufsatzes, als Reclame zu dienen, so verfehlte er seinen Zweck nicht, die Pariser fingen an, sich mit dem Gegenstand, dessen auch Deutsche Zeitschriften gedachten,* zu beschäftigen, es fehlte insbesondere nicht

* U. a. Archenholz, Minerva 1800, Band 1, S. 372, 557, Band 3 S. 370.

an Vermuthungen. Ein Sergeant-Major bei der Consulargarde Villemereur und sein Freund Auvray sprachen sich dahin aus, der gläserne Kasten sei zwar vom Boden abgesondert und schwebend, allein mit einem Gitterdrath umgeben, so daß man nicht rund herumgehn könne, ein Theil desselben berühre fast eine Wand: die Fragen und Antworten möchten vermittelst eines in dem Kasten befindlichen Sprachrohrs geschehn, das in fast unmerklicher Verbindung mit der Mauer stehe. Ein Anderer, ein Schlosser Dupand, glaubte das Geheimniß in einer kleinen, von der Decke herabkommenden, künstlich angebrachten und durch Bänderzierrathen verdeckten Röhre zu finden, welche mit dem gläsernen Kasten in Verbindung stehe. Diesen Enthüllungen trat aber der Besitzer des Geheimnisses, Laurent, entgegen mit der Versicherung, daß solche augenfällige Täuschungsmittel nicht zur Anwendung kämen. Der Philosoph Jean François Thurot, wollte denn auch seinen Scharfsinn an dem Geheimniß erproben, und gelang es ihm auch nicht, dasselbe zu lösen, so protocollirte er doch wenigstens seine Unterhaltung mit dem unsichtbaren Bewohner des Glaskastens, der, wie das weiche und jugendliche Organ bereits verrathen hatte, dem weiblichen Geschlecht angehörte. Die einem polizeilichen Verhör sehr ähnelnden Fragen und die darauf ertheilten Antworten lauteten also:

„Wie alt sind Sie?
Vierzehn Jahr.
Wo sind Sie her?
Aus Marseille.
Wie heißen Sie?
Franzisca.
Sind Sie schön?
Nein.
Sind Sie gut?
Ja! obgleich manchmal auch zornig.
In welcher Lage befinden Sie sich in dem Kasten?
Ich liege darin.

Man stellt so viele Fragen an Sie: natürlich müssen diese Ihnen große Langeweile verursachen.

Das eben nicht, aber ich bin bisweilen sehr ermattet.

Hauchen Sie mich an (dies geschah auf sehr bemerkbare Weise). Wie geht es aber zu, daß Sie Alles sehn, was man Ihnen zeigt, daß Sie Alles hören, was man Ihnen sagt, und daß doch niemand Sie entdecken kann."

Auf diese Frage antwortete Franziska zwar nicht, wie etwa eine Deutsche gethan haben würde, so fragt man die Bauern aus, allein sie lehnte doch die Erklärung mit den Worten ab, „dies sei ein Geheimniß derjenigen, denen sie angehöre."

Eine andere Unterredung veröffentlichte der Ami des Loix also:

„Sind Sie wirklich in der gläsernen Vase? Sehn Sie mich, hören Sie mich?

Ja, ich höre und sehe Alles und bin wirklich in der Vase.

Sie müssen schrecklich darin leiden.

Ich ziehe diesen Schmerz andern Leiden vor, auch entschädigt mich das Vergnügen, meinen Eltern nützlich zu sein, für Alles.

In der That, Sie sind ein Muster kindlicher Liebe.

Um diese Liebe zu zeigen, bedarf es weder der Gelehrsamkeit, noch der Talente: nur ein zärtliches, gefühlvolles Herz ist erforderlich.

Der sanfte Ton ihrer Stimme verräth Tugend und Schönheit.

Die Schönheit ohne Tugend ist eine Blume ohne Wohlgeruch.

Bedienen Sie sich übernatürlicher Mittel, sich unsichtbar zu machen?

Ich will auf diese Frage lieber schweigen, als das Geheimniß meiner Eltern verrathen oder die Wahrheit zu verläugnen.

Vielleicht ist diese Unsichtbarkeit bloße Taschenspielerei?

Hören Sie, Bürger, spotten Sie nicht des Hinkenden, bevor Sie wissen, ob Sie selbst gerade gehn.

Dies heißt die Frage nicht beantworten, sondern der Antwort ausweichen.

Ich habe Ihnen versprochen, unsichtbar zu sein, aber nicht, Ihnen mein Geheimniß mitzutheilen rc."

Belegen diese protocollarischen Niederschriften nun auch nicht, daß die Unsichtbare, wie das Gerücht behauptete, über Vergangenheit und Zukunft, Rede zu stehn wisse, so constatirten sie doch den Gläubigen, daß in dem Glaskasten eine 15jährige Franzisca, die vielleicht nur übertriebene Bescheidenheit abhielt, sich zu ihrer Schönheit zu bekennen, mit einer lieblichen sanften Stimme, existire, auch die Inhaberin des engen Locals, wie ihre Antworten belegten, keineswegs des „esprit" baar sei, den der Franzose ja fast noch höher schätzt als Jugend und Schönheit! Dies genügte, um die Unsichtbare in die Mode zu bringen, was Mr. Laurent wohl vor Allem ersehnt hatte; das Local, in welchem das Wunder bisher gezeigt worden war, ward bald zu enge, um dem Zudrang zu genügen, der „Salon de physique acoustique d'invisibilité et d'oracles" ward daher in der Nähe der Tuilerien verlegt, in einen großen, 12 Fuß hohen, von allem Mobiliar entblößtem Saal. In dessen Mittelpunct hing eine große durchsichtige gläserne Kugel, an der vier Hörner angebracht waren, die einen Umfang von 20 Fuß hatten; man konnte darum herumgehen, da zwischen den Wänden und der Kugel ein freier Raum auf der einen Seite von 12, an der andern von 18 Fuß war. Wer sich nun mit der Unsichtbaren zu unterhalten wünschte, sprach mit leiser Stimme in eines der vier Hörner hinein und alsbald erfolgte die Antwort sehr deutlich aus allen vier Hörnern heraus, so deutlich, daß man das Ohr nicht an eins der Hörner zu halten brauchte, sondern die Rede auch denen vernehmlich war, welche in dem Raum dazwischen standen. Allein der Glaskasten barg jetzt sogar mehrere Damen, unter

denen wir eine 18jährige Leonore erwähnt finden, die Unsichtbaren sangen sogar in ihrer durchsichtigen Behausung Duetten. Kurz, der Wunder wurden immer mehrere, aber, wie es denn zu gehn pflegt, auch der Ungläubigen, welche meinten, Glaskugel und der ganze Apparat hätten eben gar keinen andern Zweck als den, die Aufmerksamkeit abzulenken, von einem wahrscheinlich sehr einfachen akustischen Apparat, vielleicht nur von einer Oeffnung in der Wand.

Um übrigens die unsichtbaren Damen nicht über die Gebühr zu belästigen und sie der Ertheilung der Orakelsprüche zu entheben, ward dieser Theil des Geschäfts ihnen in dem neuen Local entzogen und dazu eine besondere Vorrichtung bestimmt. An wen hätte man sich geeigneter wenden können zur Abgabe von Orakeln, wenn man nicht die Pythia (die sich mit andern Damen doch in einer Glaskugel schwerlich würde vertragen haben) selbst beschwören wollte, als an den Heros Trophonius, der nicht nur bei Lebzeiten zahlreiche, allerdings meist Unglück andeutende Wahrsagungen ertheilt hatte, sondern bei dessen Tempel bei Labadeia in Böotien das berühmte Orakel gewesen war, dessen man allerdings nur auf eine etwas unbequeme Weise theilhaftig werden konnte, indem man von den Priestern an den Beinen in die trophonische Höhle gezogen und ebenso wiederherausspedirt ward. Zu einer solchen Expedition würden sich wahrscheinlich nicht alle Pariser Damen verstanden haben und so hatte man denn, um sie mit dem Geiste des Trophonius in Rapport zu setzen, ein einfacheres bequemeres Auskunftsmittel ergriffen. Seine Büste war im Saale ganz isolirt aufgestellt, sprach nicht nur und beantwortete alle Fragen, sondern lachte, sang und man hörte sie sogar seufzen. Dies mochte insbesondere der Fall sein, wenn dem armen, in die Büste gebannten Geiste der Fragen zu viel wurden: da sollte er z. B. Rede stehn über Pericles, Aspasia, Alcibiades und andere griechische Honoratioren, er wußte aber sich nicht anders aus der Verlegenheit zu ziehn, als durch das offne Bekenntniß, daß ihm diese Herrschaften

selbst dem Namen nach unbekannt seien, was wir übrigens ganz in der Ordnung finden, da er ja Jahrhunderte vor ihnen von der Erde, wie die Sage versichert, verschlungen worden war. Indessen minderten doch seine mangelhaften historischen Kenntnisse die Zahl der Gläubigen und was die Hauptsache war, der zahlenden Besucher und so verfiel Trophonius, nebst dem gläsernen Hause der unsichtbaren Schönen, allmälig der Vergessenheit.

Confréries und Schäferorden. 1718 u. f.

Sich zu amüsiren, wie wenig gehört dazu, wenn man die Befähigung hat, zu beobachten, am Kleinen sich zu erfreuen, die Blümchen, welche das Leben ja überall dem forschenden Auge bietet, zu pflücken: wer sich nicht selbst, auch einsam, zu unterhalten versteht, nun der stellt sich selbst das wenig schmeichelhafte Zeugniß aus, daß er eine schlechte, langweilige Gesellschaft sei. Sich aber und Andere zu amüsiren, das ist eine Kunst, zu der Talent gehört und Studium; schwerfällig, gähnend, zähe, schleicht das Gespenst der Langenweile durch die Paläste der Großen,* die Prachtsäle der Reichen, gerade oft diejenigen am meisten peinigend, von denen man meinen möchte, daß ihnen die reichsten Mittel, den Unhold zu verjagen, zu Gebote ständen: die Befähigung, dieses Gespenst zu bannen, hat daher oft viel dankbarere Anerkennung gefunden, hat Manchen viel leichter emporgeführt, als Heldenthaten und Verdienst! Einer der mächtigsten

* Bei dem Worte Langeweile fällt uns beiläufig ein origineller Brief des Churfürsten August d. d. Dresden, den 23. Februar 1564 an den Fürsten Wolf von Anhalt ein, der also lautet: „Wir haben warlich aus E. L. Schreiben gantz mittleidenlich vernommen, das dieselbig Ires langweiligen verdrießlichen Gasts, des Königs von Zypern noch nicht allerding konnen loß werden. Mochten wohl leiden, das er darfür den großen Kan von Katay besuchte und E. L. zufrieden ließe. Wir mussen aber mit dem Geduld tragen, was der liebe Gott unß bisweilen zu seliger Erinnerung zuschickt. Der Almechtige wolle E. L. Irer Hoffnung und unserm Wunsch nach, bald gnediglich und gentzlich wiederumb davon erledigen und künftig in langwieriger gutter Gesundheit erhalten, das sie wider mit der rechten und linken Hand zum schreiben und anderer Notturft fertig werden.“

Fürsten seiner Zeit aber brauchte dazu keiner fremden Hülfe, Einer verstand jene Kunst in höchster Virtuosität und das war Friedrich August, der Starke! Wußte er auch, wo es nöthig schien, der Etiquette zu huldigen, zu repräsentiren, ein jeder Zoll ein König, so war es ihm doch viel angenehmer, wenn er Krone und Scepter bei Seite legen und unbehindert durch die Last der Majestät, fröhlich sein konnte mit den Fröhlichen. Daß dabei nicht immer das Maß eingehalten ward, daß man — vom Amor wollen wir gar nicht reden — dem Bachus opferte bis zum Uebermaß, nun das lag zum Theil mit in der Sitte der damaligen Zeit. Um aber bei dergleichen Festlichkeiten jeden unberufenen Augen- und Ohrenzeugen auszuschließen, ließ der König eine sehr zweckmäßige Einrichtung im Schlosse zu Dresden treffen, die man „table de confidence" nannte. In der Mitte des Speisesaales stand ein runder, zunächst für acht Couverts berechneter Tisch, der aber bis zu 16 Couverts vergrößert werden konnte: die Mitte der Tafel senkte sich auf ein Zeichen mit der Glocke, so daß nur der Rand, an dem die Speisenden saßen, stehn blieb und kam dann aus dem Souterrain, wohin die Versenkung führte, mit neuen Gerichten und Getränken versehn, wieder empor: auch neben den Tischplätzen waren kleine Tische zum Versenken eingerichtet, um Gläser und Teller zu wechseln. In den Nebenzimmern befanden sich Spieltische, bequeme Sessel und Sophas zum Ruhen für diejenigen, welchen etwa der Wein zu Kopfe gestiegen. Besondere, in dem Speisesaale angeschlagene Gesetze, welche der von uns schon mehrfach erwähnte Graf von Manteuffel entworfen hatte, dienten den Genossen der table de confidence zur Norm. Denkt man sich eine solche Tafel, besetzt mit den feinsten Speisen *

* Woher Friedrich August I. seine Pasteten bezog, ersehn wir nicht: genauere Auskunft können wir aus der Zeit seines Sohnes und Nachfolgers geben. Der Gesandte zu Paris erhielt im J. 1747 den Befehl, er solle während des Winters alle Wochen eine rothe Rebhünerpastete aus

und Weinen, besonders dem edlen, feurigen Ungar, umgeben von heitern, lebenslustigen Zechern, von den schönsten Frauen, dazu den König als den liebenswürdigsten Wirth — nun wir meinen, selbst Diogenes würde sich besonnen haben, ehe er eine ihm aus dem Oberhofmarschallamt des Königs von Macedonien zugegangene Einladung zu einem solchen Diner zurückgesendet hätte.

Bei solchen muntern, die Etiquette ausschließenden Festen, bildeten sich denn mehrfach kleinere Coterien, die sich den Namen „confréries“ beilegten, aber wie der flüchtige Schaum des Champagners sie hervorrief, wohl auch ebenso schnell als sie entstanden, sich wieder gelöst haben mögen. Man gab sich bezeichnende Namen, man tauschte Geschenke und Liebesgaben, wobei die fürstliche Freigebigkeit des Königs vorzugsweise in Anspruch genommen ward, man legte sich Verpflichtungen auf, die, wenn auch nicht vor dem Richterstuhl der Justiz, doch bei Amor geltend gemacht wurden. So war denn auch am 22. November 1718 an der königlichen Tafel, welcher die schöne, damals erst kürzlich zur Favoritin erkorne Gräfin v. Dönhof präsidirte, ein froher Kreis versammelt, dem zahlreiche Libationen das Bedürfniß erweckten, eine „confrérie“ zu gründen. Ein Name war bald gefunden, der Vorschlag des Grafen von Manteuffel, die Gesellschaft „in toto“ zu bezeichnen, fand allgemeinen Beifall und die Versammelten konnten um so weniger Bedenken tragen, sich dem Vereine anzuschließen, als die einzige Verpflichtung, die man seinen Gliedern auferlegte, die war, „de s'habiller tout en céladon,“ eine Verpflichtung, die bei der damaligen,

Perigord senden und es ward ihm zur besondern Pflicht gemacht, dafür zu sorgen „pour que les dits pâtés se fassent avec tout le soin possible.“ Eine Delicatesse eigenthümlicher Art, die in China große Anerkennung gefunden haben würde, ließ dagegen Peter der Große bei einem Diner in Petersburg am 19. Mai 1715 serviren, ein Fricaffé von jungen Ratten: seine Minister mußten davon essen, nur die Gesandten, unter ihnen der sächsische, v. Loß, blieben verschont.

bunte Farben auch bei den Herren, nicht ausschließenden Mode,* weniger Auffallendes haben konnte, als dies jetzt der Fall sein würde. Es war also beschlossen, die Modefarbe, die Farbe der Bundesglieder war meergrün! Solches meldete Manteuffel dem General-Feldmarschall Grafen von Flemming, der damals sich in Wien aufhielt, ihn zugleich, im Auftrag der schönen Präsidentin, zum Beitritt auffordernd. Diesen versagte denn auch der galante Feldmarschall nicht, indem er erwiederte: „Je consens in toto à la nouvelle confrérie „in toto“ et me tiens à l'honneur et plaisir d'y être recu,“ unter der Zusicherung, er werde bei der Rückkehr am Hofe im meergrünen Kleide erscheinen.

Auch in dem fernen Norden trieb man ähnliche Spielereien. In Moscau bestand um das J. 1721 unter dem diplomatischen Corps ein dem Dienste des Bachus gewidmeter Orden „de la grappe.“ Die Ordenstracht bestand in einem blauen Domino mit fleischfarbener Bordüre: das Ordenszeichen, eine Traube von Emaille, ward an einem fleisch-

* Ein 20 Jahre älterer Brief aus Paris von Loth Sigismund von Minckwitz an den Geheimen Rath von Bose gerichtet, vom 11. Januar 1698, meldet über die damalige Modetracht: „Die größte Mode sind vorjetzo sammetne Röcke von allerhand couleur, meistens aber mit Schleifen gestickt, welche der brodeur nach seiner Phantasie ausdenkt und jedwedem ein anderes Muster gibt, weil Keiner des Andern Modell tragen will. Die galonirten Kleider sind nicht sonderlich en vogue, doch was man sieht, sind kleine Treffen. Die spanischen Perrücken kommen sehr auf und eine Art von kleinen Spitzen, so sie mignonettes nennen und ganz schlecht sind, auch fast gar kein dessein drinnen, sondern nur ein dichter Grund. Eine ganze Krause kostet nicht mehr als einen louis.“ Im Uebrigen war aber die Herrentoilette jener Zeit sehr kostspielig. Der Geh. Rath von Bose hatte 1699 sich ein „hüpsch modestes Kleid“ nebst Weste in Leipzig fertigen lassen und der Schneider sich „dem Befehle gemäß auf die modestie beflissen.“ Nichtsdestoweniger kosteten bloß die Stoffe und Zuthat der Tuchkleidung, ohne die Arbeit, 328 Thlr. 14 Gr. 6 Pf. wobei die Hauptposten waren, 120 Thlr. 9 Gr. für „80¼ Loth eine Garnit. extra reich Pariser Schleifen nebst Garnirung“ und 117 Thlr. für „9 Ellen ganz silber mit Gold prochirt extra reichen Brocard.“

farbenen Bande auf der Brust getragen: die Devise des Ordens hieß, „ad utrumque," und sollte, wie eine uns vorliegende Festrede eines Ordensgliedes erläutert, auf die allerdings bei manchen Weinsorten bedenkliche Verpflichtung der Mitglieder hinweisen: „qu'un bon frère de la Grappe doit être prêt à boire tous les vins, qu'on lui offre." Aehnliche Tendenzen verfolgten der in Petersburg einige Jahre später von dem Grafen Piper gegründete „ordre de la vivacité" und der Verein „der lustigen Gesellschaft," welchem der Herzog von Holstein vorstand, bei welchem es Regel war, daß, wenn der „Rumormeister" rief „vivat Confucius, celui qui fait la plus grande sottise, est le plus admiré," wie der sächsische Gesandte schreibt.

Ein dickes Actenstück gibt uns ferner Kunde über die „confrérie rouge," welche der General-Feldmarschall Graf von Flemming in Gemeinschaft mit Mehreren der Vornehmsten des Hofes im J. 1721 zu Warschau gründete. In den uns vorliegenden „motifs de l'institution de l'ordre de la confrérie rouge," wird der Mund sehr voll genommen: die Worte „nous avons à faire à la partie la plus noble de l'homme, à l'ame," könnten die Vermuthung erregen, als ob die Gründung einer sich mit ernsten psychologischen und philosophischen Problemen beschäftigenden Gesellschaft bezweckt worden sei, wenn uns nicht ein Zusatz die berichtigende Auskunft gäbe, daß die Absicht der Mitglieder nur die gewesen, „de s'égayer et de se causer du plaisir réciproquement." Die Statuten stellten als Erfordernisse zur Aufnahme der „frères et soeurs" fest, den Nachweis von 16 Ahnen und gesellige Talente, insbesondere das, den Verein zu unterhalten, „par des histoires veritables ou par des contes inventés, pourvu qu'ils tiennent à la verité." In dieser Beziehung ward noch jedem Mitgliede zur Pflicht gemacht: „de faire un fidel rapport de tout ce qui se passe chez eux et chez d'autres: il n'y faut épargner ni père ni mère, ni frère ni soeur, ni mari ni femme, ni amant ni

maitresse, ni ami ni amie. La chose est innocente, puisque tout doit être un secret pour ceux et celles, qui ne sont pas de l'ordre." Jedem Bundesbruder war seine Bundesschwester zugewiesen, ein Verhältniß, über welches die Statuten besagten: „chaque frère jouira de la liberté de pousser les beaux sentiments avec sa soeur associée et de faire de son mieux pour lui inspirer de la tendresse et de l'amour," eine Bestimmung, welche allerdings unverkennbar eine aufopfernde Nachsicht Seiten derjenigen Bundesglieder voraussetzte, deren Ehemänner und Frauen, Anderen als frères oder soeurs beigesellt wurden. Das Laster der Eifersucht war ja überhaupt bei Hofe unbekannt und für den Verein noch durch die ausdrückliche Vorschrift ausgeschlossen, daß wenn ein Bundesglied ein Anderes bei einer Bundesschwester durch sein Verdienst oder seine Zärtlichkeit auszustechen verstehe, „le patient le doit souffrir sans murmurer." Das Bundeszeichen, von dem die Gesellschaft den Namen trug, war ein rothes Kreuz: am St. Jacobstag, (25. Juli) dem Stiftungstage, fand eine feierliche Versammlung statt, bei welcher die Brüder und Schwestern sich nach besonderer statutarischer Vorschrift mit einem Kusse begrüßten auf die Stirn, wenn nicht die Schwester gefällig die Lippen bot: ob dies für die andern Versammlungen, wenn auch nicht geboten, doch wenigstens gestattet war, verschweigen die Statuten. Jedes Mitglied hatte seinen besondern Vereinsnamen. Der König ward ersucht, das Protectorat zu übernehmen. Noch enthalten aber unsere Acten eine fortlaufende Reihe von Protocollen und Correspondenzen über Vorgänge, in und außerhalb der Ordensversammlungen, die auf der einen Seite beweisen, mit welchem Ernst selbst Staatsmänner der damaligen Zeit, läppische Spielereien betrieben, auf der andern Seite aber einen höchst eigenthümlichen Beleg geben über den Ton, der damals in der crême de la crême der Gesellschaft, aus welcher der Verein sich recrutirte, herrschte. Ist auch Vieles, was jene Niederschriften enthalten, uns unverständlich,

weil wir die persönlichen Beziehungen und Tagesereignisse, auf welche darin angespielt wird, nicht kennen, so sind doch die uns verständlichen Anecdoten von einer Deutlichkeit, daß von Zweideutigkeit allerdings nicht mehr die Rede sein kann: am wenigsten eignen sie sich daher für unsere Mittheilungen.

Die exclusive Richtung des Vereins erregte ihm aber viele Widersacher und es erwähnt u. a. Hr. von Blumenthal in seiner Correspondenz mit dem Grafen von Flemming einen „Mr. Borutsky," der auf bedenkliche Weise als faux frère aufgetreten sei. Mit Beziehung darauf antwortete Flemming: „cette societé est un asyle pour les honnetes gens, elle est vice versa le fléau et la terreur des mechants et elle a fait deja trembler bien d'autres, que Mr. Borutsky." Wollen wir bei diesen Worten nun auch nicht gleich an ein geheimes Fehmgericht denken, so ist es doch möglich, daß die confrérie rouge neben ihrem ostensiblen Zweck zugleich eine Art Assecurationsanstalt bilden sollte, gegen die vielen Cabalen, mit denen man sich damals bei Hofe bekämpfte.

Sehr harmloser Natur war ein Tanzorden, welchen im Jahre 1724 die Gemahlin des Landgrafen Maximilian von Hessen-Cassel, Friederike Charlotte, Tochter des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, gründete. Eine unermüdliche Tänzerin, rühmte sie sich, daß ihre Kräfte jedem Tänzer gewachsen seien und dies zu belegen, lud sie zum Stiftungsfest des von ihr zu gründenden Tanzordens nur 10 Damen aber 20 Herren, „tous gens de résistance," ein. Das Programm besagte, die Gesellschaft werde 24 Stunden versammelt bleiben, ohne sich zu trennen, und während derselben zur Erholung 4 gute Mahlzeiten einnehmen: erst nach Ablauf dieser Frist solle es den Mitgliedern gestattet sein, sich zu entfernen. Der Ball begann an einem Februarabend des Jahres 1724 unter den günstigsten Auspicien, allein die Landgräfin hatte doch ihre Kräfte überschätzt, gegen 2 Uhr Morgens fühlte sie sich unwohl und wenn sie auch die Gesellschaft zu verlassen sich weigerte, mußte man doch eine 2 stündige Pause eintreten

lassen: um 4 Uhr aber begann der Tanz von Neuem, den man aber um 8 Uhr zu allseitiger Zufriedenheit schloß. Das Ordenszeichen bestand in einer kleinen goldenen Medaille an rothem Bande, welche auf der einen Seite das Portrait des Landgrafen, auf der andern das Bild eines auf den Hinterfüßen sitzenden Löwen mit der Inschrift vigilo pro patria (ich wache für das Vaterland) zeigte. An der Tanzlust der Landgräfin nahm aber gewaltigen Anstoß ihr Hofprediger, ein strenger Mann, der ihr von Darmstadt gefolgt war. Einige Wochen später benutzte er, als die Landgräfin in der Kirche war, die Gelegenheit, in seiner Predigt gegen ihre Weltlust zu eifern, indem er die Worte gebrauchte, die Teufel schlichen schon in ihrem Vorzimmer und ihrer Garderobe herum und hätten nur noch einen Schritt zu thun, um in ihr Schlafzimmer zu treten. Im ersten Zorn über die vermeßne, durch ihre harmlosen Tanzbelustigungen nicht gerechtfertigte Rede, wollte die Landgräfin den Zeloten sofort entlassen, indessen kam er mit einer Verwarnung für die Zukunft davon.

Interessanter und bezeichnender für den Geist der Zeit als jene Ephemeren, sind die Schäfergesellschaften, welche einige Decennien später an mehreren Höfen entstanden, als Reflexe jener im vorigen Jahrhundert epidemisch grassirenden, himmelnd-sentimentalen Stimmung, die sich auch in der Literatur in Idyllen und Schäferspielen wiederspiegelte. Wer liest sie jetzt noch jene Poesien, in denen der ebenso holde als lederne Damon mit seiner ebenso lieblichen, als langweiligen Chloe, beim Weiden weißer Lämmchen zärtliche Reden tauschte und dazu süße Früchte und saure Milch genoß, eine Diät, deren Andeutung schon, jetzt in unserer choleraschwangern Zeit, in jedem wohlgeordneten Polizeistaate sofort ernste sanitätspolizeiliche Maßregeln, gegen den Dichter, nach sich ziehn würde! Wie aber jene marklose, weichliche Zeitströmung vorzugsweise das zarterbesaitete schöne Geschlecht ansprechen mußte, so finden wir denn auch, daß es Fürstinnen waren,

welche an den Höfen sinnige, jener Richtung entsprechende Vereine gründeten, in denen sie für das Bedürfniß seelischer Freundschaft entsprechende Befriedigung suchten. Einer, der seiner Zeit berühmtesten Vereine, war der Orden „des hermites de bonne humeur," welchen im J. 1739 eine ebenso liebenswürdige als geistreiche Fürstin, die Gemahlin Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha, Luise Dorothea, Tochter des Herzogs Ernst von Sachsen-Meiningen, gründete. Die Statuten des Ordens lauteten wörtlich also:

1.

„Chacun qui entre dans l'Ordre des Hermites de bonne humeur, doit marquer son attachement et son zéle pour leurs Altesses, en contribuant à tout ce que leur peut faire plaisir ou les réjouir.

2.

Il tachera, de faire tout ce qui pourra convenir au bien de l'ordre.

3.

Il bannira de son ame le chagrin et la mauvaise humeur, qui empoisonnent toutes les joies du monde.

4.

Jouissant d'une honnéte liberté, il doit avoir en vue, que le but de l'Ordre est: de sentir une joie de raison, toujours pure, toujours égale et qui ravit l'ame sans la troubler.

5.

Une amitié ferme et perpetuelle entretiendra la bonne harmonie entre les membres de l'Ordre. Il doit donc vivre avec eux en parfaite liaison.

6.

Il doit réguliérement se trouver aux assemblées de la societé et n'y manquer jamais, sans en être empêché d'un empêchement legitime.

7.

S'il peut alleguer des raisons valables de son absence, il les fera savoir à la societé par une lettre badine, qui sera lue dans l'assemblée.

8.

Il n'osera comparaître devant l'assemblée, qu'étant vétu de l'habit de l'Ordre et en portant la marque et les autres ornemens.

9.

Il ne portera point aux jours de l'Ordre la marque d'un autre Ordre quelque ce soit.* Mais pour la marque de l'Ordre des Hermites, elle ne sera jamais portée qu'aux jours de l'Ordre.

10.

Il ne doit pas oublier sur soi le livret, où les regles et la liste des membres de l'Ordre sont inscrites.

11.

Il donnera avec une liberté modeste et sans entêtement, son avis sur tout ce dont il sera demandé dans les assemblées de l'Ordre.

---

* Dies war eine Bestimmung die möglicher Weise, wenn man nicht die Anlegung der Ordenstracht der hermites de bonne humeur, als eine Art Maskerade betrachtete, Collisionen herbeiführen konnte, denn man hielt sonst streng auf Innehaltung der Verpflichtung Ordenszeichen stets zu tragen. So ward der Geh. Rath von Bose im J. 1700 von der Ordensregierung zu Sonnenburg um 60 Thlr. gebüßt „weil er sich auf gewisse Zeit ohne Kreutz finden lassen."

12.

Il ne découvrira à personne ce dont on a parlé dans les assemblées de l'Ordre, il en gardera inviolablement le secret.

13.

Il chantera à table des chansons françaises, quand on a servi le dessert, comme cela est de coutume en France.

14.

En voulant donner le bon jour ou le bon soir aux soeurs et aux frères de l'Ordre il ne leur dira qu'un: Vive la joie! On luy répondra par un autre: Vive la joie, afin de se faire souvenir mutuellement, que les ris, les jeux et les plaisirs innocents régneront absolument dans cette societé."

Sehr schwierig waren demnach die Pflichten der Ordensmitglieder nicht, der Hauptzweck war offenbar der in §. 1 der Statuten angedeutete, „leurs Altesses" zu amüsiren. Die Ordenstracht bestand in einem braunseidnen Domino mit einem, um den Nacken gebundenen, gleichfarbigen Mäntelchen, einem rosafarbenen Gürtel, einem mit rosa Seide gefütterten und mit rosa Band geschmückten Strohhut, grauen Maroquinschuhen und einem Pilgerstab, den eine Myrthenkrone schmückte und rosa Band umschlang: das auf der linken Brust zu tragende Ordenszeichen, eine weiße, grüngesäumte Bandschleife, zeigte die Devise „vive la joie."

Die Herzogin forderte im Jahre 1743 den Grafen von Manteuffel auf, dem Orden beizutreten und seinen Mittheilungen verdanken wir auch eine specielle Beschreibung der Aufnahmefeierlichkeiten und des dabei getriebenen Hokuspokus. Manteuffel begab sich in den ersten Tagen des Septembers nach Ichtershausen, wo der herzogliche Hof sich befand: um Mittag des zu seiner Aufnahme bestimmten Tages,



versammelte sich die Gesellschaft im Costüm bei der Herzogin: man fuhr auf das benachbarte Gut des Grafen v. Gotter, Molsdorf: dort angekommen, zogen der Herzog und die Herzogin mit den Ordensmitgliedern sich zur Berathung in ein Zimmer zurück, zu dem Manteuffel der Eintritt verweigert ward. Nach einiger Zeit erschienen zwei der Eremitinnen und verkündeten dem Candidaten, die Brüder und Schwestern des edeln Ordens der hermites de bonne humeur, gegründet durch die erhabenen Obern im J. 1739, seien zum Capitel versammelt und hätten in Erfahrung gebracht, daß Manteuffel Aufnahme wünsche: wenn das in der That seine Absicht sei, so möge er eintreten, auf die Fragen, welche der Kanzler und der Secretair des Ordens an ihn richten würden, deutlich antworten und nach Empfang des Ordenszeichens aus den Händen der Obern, den ihm vom Capitel bestimmten Platz einnehmen. Nach Ertheilung entsprechender Antwort ward Manteuffel unter Vortritt des, als Ceremonienmeisters fungirenden, Grafen v. Gotter, von den beiden Damen unter die Arme gefaßt und in die Versammlung geleitet. Der Herzog und die Herzogin saßen auf Lehnsesseln in der Mitte eines von den übrigen, auf Stühlen sitzenden, Mitgliedern gebildeten Kreises: Manteuffel blieb nach der Anweisung des Ceremonienmeisters, an der Thür stehen. Bei seinem Eintritt erhob sich der Ordenskanzler (ein herzoglicher Rath) von seinem Platze hinter einem kleinen Tisch, vis à vis dem Herzog und zwischen dem Ceremonienmeister und dem Secretair (dem würtembergischen Geh. Rath v. Keller, der auf seinem bei Gotha gelegenen Gute wohnte), und fragte, Manteuffel näher tretend, was er wünsche? ob er vielleicht in die „illustre confrérie des hermites de bonne humeur" aufgenommen zu werden beabsichtige? Auf Manteuffels Antwort, der Fragende habe es errathen, kehrte der Kanzler auf seinen Platz zurück und hielt eine französische Rede zu Ehren der Obern des Ordens, sowie des Candidaten: zum Schlusse erklärte er, daß das Capitel einstimmig die Aufnahme ge-

nehmigt habe, daß der Secretair ihm daher die Hauptgrundsätze des Ordensstatuts eröffnen, er sodann das Statut und das Ordenszeichen aus den Händen der Obern empfangen, diese ihm auch einen Ordensnamen ertheilen und einen Platz im Capitel anweisen würden.

Der Ordenssecretair las nun §. 3 des Ordensstatuts vor, Manteuffel näherte sich sodann dem Herzog, der ihn umarmte, das Statut und Ordenszeichen übergab und ihm einen Lehnstuhl neben der Herzogin anwies, welche ihm selbst das Ordenszeichen anheftete. Hierauf folgte eine allgemeine Umarmung Manteuffels Seiten sämmtlicher Herren und Damen, die, da Manteuffel bei diesem Theil der Ceremonie mehr Eifer als nöthig schien, entwickelte, durch den Ordnungsruf des Kanzlers beendet ward. An die Aufnahmefeierlichkeit schloß sich ein glänzendes Diner von 24 Couverts: beim Dessert erschienen, von Musik begleitet, sämmtliche Kinder des Dorfes, bekränzt und mit Blumenguirlanden in den Händen; sie umtanzten die Tafel und setzten ihre Spiele dann im Garten fort. Bei Tafel ward Manteuffel sein Ordensname, „Manfred," eröffnet: man trank drei feierliche Gesundheiten, auf das Wohl der Obern, des Ordens und des Festgebers, des Grafen v. Gotter, unter seinem Ordensnamen frère tourbillon: bei jedem Toast erschallte unter dem Donner der Artillerie des Schlosses, 6 ziemlich großer Kanonen, der Ruf „vive la joie." Man hatte aber die Entfernung der Kanonen nicht richtig bemessen und bei der ersten Salve klirrten über 50 zerschmetterte Fensterscheiben herab. Nach der Tafel vertheilte man Kuchen und kleine Geldmünzen unter die Kinder, man zerstreute sich in den mit Statuen, Springbrunnen, Cascaden geschmückten Park, der in seiner Anlage mit dem bei Pirna gelegenen Sedlitzer Aehnlichkeit hatte; ein Ball beschloß das frohe Fest.

Eine Hauptrolle in dem Orden spielte, wie wir gesehn, der Graf Gustav Adolf von Gotter, eine historisch bekannte Persönlichkeit, über die Graf Manteuffel dem Minister Grafen

von Brühl folgende genauere Mittheilung (die wir in der Uebersetzung wiedergeben) zugehn ließ:

„Gotter ist von niederer Herkunft, in Gotha geboren, wo seine Verwandten noch in sehr untergeordneten Verhältnissen leben, über die sich nur eine seiner Schwestern erhoben hat, welche die Wittwe eines Edelmanns aus der alten Familie von Wangenheim ist: eine vor der Ehe geborne Tochter derselben ist ausgezeichnet hübsch und steht deshalb sehr in Gunst bei der Herzogin von Gotha, die es jedoch noch nicht gewagt hat, sie unter die Zahl ihrer Hofdamen aufzunehmen.

Der Graf selbst erfreute sich des Wohlwollens des verstorbenen Herzogs von Gotha: sei es, daß dieser Fürst, wie Viele glaubten, sich für seinen Vater hielt, sei es, daß nur das Talent und liebenswürdige Wesen, das Gotter schon als jungen Mann auszeichnete, ihm die Zuneigung des Herzogs erwarben, gewiß ist es, daß dieser ihm mit vollen Händen spendete, was jener nur verlangen mochte, daß der Herzog es war, der Gotter in den Stand setzte, in Wien Einfluß zu gewinnen und dort längere Zeit in den vornehmsten und eleganteſten Kreisen zu leben. Gotter hat entschieden viel natürliche Anlagen, Verstand und Gewandtheit, er ist ehrlich, offnen Herzens, edelmüthig, dienstfertig, Freund seiner Freunde. Da er aber zugleich sehr lebhaft, eitel und lustig ist, dabei sehr viel spricht, da er mehr Witz als scharfes Urtheil hat, so geschieht es ihm oft, daß er aus Uebereilung thut und redet, was er einen Augenblick später bereut: er geht dann entweder mit Frechheit weiter oder er sucht durch Witz sich aus der Verlegenheit zu ziehn. Er hat viel Welt, große Belesenheit, ein glückliches Gedächtniß und einen nie versiegenden Strom der Rede, er weiß über alles Mögliche zu sprechen, Wissenschaft, Politik, Religion, allein da seine Gelehrsamkeit, wie man bald bemerkt, nur auf der Oberfläche verweilt, so geht er flüchtig über Alles hinweg, springt von einem Gegenstand zum andern, indem er die Verbindung oft nur durch lächerliche „polissonneries“ herbeiführt: einen Mann von besonne-

nem Urtheil ermüdet er daher bald. Die Herzogin von Gotha hat daher ganz Recht, wenn sie ihn mit dem Spitznamen „frère Tourbillon“ belegt. Ganz vortrefflich versteht er es aber, als angenehmer Gesellschafter eine gute Mahlzeit zu theilen, Gemälde zu beurtheilen, Kleider und Möbeln auszuwählen, Feste anzuordnen.

Obwohl er den Aufwand liebt, gern mit beiden Händen spendet, verschmäht er doch einen kleinen Gewinn nicht. Er nimmt gern Geschenke an, zumal wenn sie ihm von einem Höhergestellten gespendet werden und was an ihm zu rühmen ist, er bezeigt Dankbarkeit, wenn sich ihm die Gelegenheit bietet. Mit einem Worte, er ist ein Original, selten in seiner Art, den ein Mann von Verstand und Besonnenheit sehr gut benutzen kann, wenn er sich die Mühe nimmt, ihn für sich zu gewinnen.“

Der Herzog von Gotha hatte Gotter zu seinem Residenten in Wien ernannt, wo er sich die Gunst des Kaisers zu verschaffen wußte, der ihn in den Freiherrnstand erhob. Gotter benutzte aber die Muße, die ihm seine gesandtschaftlichen Geschäfte wohl gewähren mochten, zu Nebengeschäften und Reisen. So meldete der sächsische Resident zu Berlin, von Suhm, von dort am 17. September 1726 über ihn: „il doit avoir une permission de voyager, mais je sais de bonne part, qu'il s'applique depuis longtems à faire avoir des grands hommes à S. Maj. Prussienne, par ou, quoiqu'au service d'un autre Prince, il s'est fait donner ici successivement la croix de la générosité, la clef de Chambellan et le titre de conseiller privé. A présent il négocie le cordon blanc de Danemark et comme apparemment il l'a merité ici, cette cour l'a demandé pour lui à celle de Danemark, qui a trouvé bon de la refuser par la raison, qu'on avoit ici un cordon, dont on le pouvoit gratifier, si on le jugeroit à propos.“ Diese Andeutung ward aber damals nicht, sondern erst im J. 1731 befolgt, wo Gotter bei einem Besuch in Berlin den

schwarzen Adlerorden erhielt, eine Auszeichnung, welche um so mehr den Neid seiner Collegen im diplomatischen Corps erregte, als der König diesen hohen Orden zeither nur an Prinzen verliehen hatte, oder, wie ein Brief bemerkt: „au moins à des personnes de la première distinction et naissance.“

Gotter ward im J. 1730 zugleich als Gesandter in Regensburg accreditirt und gab bei dem Antritt dieses Amtes, wie der sächsische Gesandte, von Schönberg, meldete: „un magnifique souper à quantité de monde, suivi d'un bal.“ Ueberhaupt ein Freund des Luxus und glänzender Feste, hatte er sich aber in Wien mit einer Schuldenlast von 80,000 fl. beladen, die er später (1736) durch den Verkauf seiner Gemäldesammlung und Mobilien tilgte. Als der Herzog von Gotha ihn 1732 definitiv als Gesandten nach Regensburg schicken wollte, bat Gotter aber, dem der Aufenthalt dort nicht behagte, um seine Entlassung, die er denn auch mit einer Pension von 1000 Thlrn. erhielt. Der Herzog theilte bei dieser Gelegenheit dem Oberstleutnant von Brühl, der sich gerade in einer Mission zu Gotha befand, vertraulich mit: „er wolle die 1000 Thlr. gern verschmerzen, da er Gotter dadurch mit guter Art los werde.“ Gotter trat nun, nachdem er im August 1732 mit dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., bei dem Feldmarschall Grafen von Seckendorf in Meuselwitz zusammengetroffen, in dieses Königs Dienste und wußte sich beim Berliner Hofe ferner beliebt zu machen: von Friedrich II. ward er 1740 in den Grafenstand erhoben.* Seinen Dank dafür wußte er u. a. dem König

* So lesen wir in Druckschriften: Graf Manteuffel schreibt dagegen im J. 1740 dem Minister Gr. v. Brühl, Gotter sei, nach seiner Angabe, schon 9 Jahre früher vom Kaiser in den Grafenstand erhoben worden, er habe aber zeither davon keinen Gebrauch gemacht und als er König Friedrich II. gebeten, seine Genehmigung ihm zu ertheilen, daß er den Titel nun annehme, habe dieser brieflich geantwortet: „si Vous étes friant de la dignité de Comte, je Vous la confererai moi même et il ne vous en coutera guères plus de mille écus.“

im J. 1744 dadurch zu bethätigen, daß er die beliebte Tänzerin Barberini Berlin zu erhalten verstand. Lord Mackenzie hatte sich sterblich in sie verliebt, er wollte sie heirathen und betheuerte, er werde Berlin nicht ohne sie verlassen, solle er sie auch mit Gewalt entführen. Auf Veranlassung des englischen Gesandten, Lord Hyndfort, erhielt Mackenzie den Befehl, bei Vermeidung des Arrests, Berlin sofort zu verlassen und der Graf v. Hacke ward beauftragt, die Ausführung des Befehls zu überwachen: er begleitete den Lord bis an das Thor. Man besorgte aber, er könne heimlich zurückkommen und es werde der Gewalt bei der Tänzerin gar nicht einmal bedürfen: wollte sie doch, als sie von den gegen ihren Verehrer ergriffenen Gewaltmaßregeln Tags darauf Kenntniß erlangte, die Bühne nicht betreten. Der Graf v. Gotter schlug sich daher ins Mittel, indem er das schöne corpus delicti „zu sich in das Quartier genommen, auch beim König cavirt, daß die Barberini nicht echappiren solle, indem andere Eigenthümer, woselbst sie sich einmiethen wollen, dergleichen Garantie deprecirt." Der Lord mußte auch in der That auf seine Insel zurückkehren, ohne seine von Gotter sequestrirte Tänzerin wiederzusehn.

Mit dem Gothaer Eremitenorden hatte die „compagnie des Incas ou de l'ordre de l'amitié" entschiedene Verwandtschaft, welche die geistreiche Maria Antonia (später dem Churprinzen von Sachsen, Friedrich Christian, vermählt) im J. 1745 zu München gründete. Der erste Artikel der Statuten lautete dahin „avant tout il faut avoir réciproquement la plus tendre amitié, mais pas davantage." *

---

* Ueber diesen Orden siehe u. a. Münch, Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg fortges. von Fickler Band IV. S. 258. Dr. J. Petzholdt, Maria Antonia Walpurgis, Kurfürstin von Sachsen, ein Beitrag zu einer deutschen Nationalliteratur, neue, aus dem Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft 1856 abgedruckte Ausgabe. Dresden 1857. (catalogi bibl. sec. gen. princ. Dresd. spec. XI.) Des Verfassers

Den Zenith himmelnder Sentimentalität, deren Spuren wir in diesen Hofschäferorden befinden, erklomm jedenfalls Jacobi mit seinem „Lorenzoorden von der hörnernen Dose," im Jahre 1769. Sterne in seiner sentimental journey erzählt uns höchst anmuthig, daß Yorick, der sich gegen einen ihn um Almosen ansprechenden Franziskaner Lorenzo übereilt hatte, in dessen Erkenntniß und zur Sühne der Beleidigung, mit dem Franziskaner seine schildpattene Dose gegen dessen einfache hörnerne tauschte. Dies gab Jacobi und seinen Freunden Veranlassung zur Gründung des Lorenzoordens, dessen Symbol eine hörnerne Schnupftabaksdose mit der Inschrift auf dem Deckel „Pater Lorenzo" und inwendig „Yorik" war.* Jacobi schrieb deshalb am 4. April 1769 an Gleim, indem er ihm eine solche sentimentale Dose übersendete: „Wir thaten alle das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen, jedem Franziskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unserer Gesellschaft sich Einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor und wir haben zuviel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in der größten Heftigkeit zu widerstehn. Unsere Damen, die keinen Tabak brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttisch eine solche Dose stehn haben."**

Diese letztere Bestimmung befinden wir ebenso ansprechend, als practisch im Interesse geplagter Ehemänner. Wenn ein liebliches Xantippchen bei Gardinenpredigten die Daumschrauben ehelicher Tortur ansetzte, so brauchte der Mann nur die Lorenzo-Dose vom Nachttische zu ergreifen und der Ehehälfte zu zeigen: hatte sie — wohl ein seltner Fall — nach Jacobi's Voraussetzung „zuviel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in

---

Maria Antonia Walpurgis, Churfürstin zu Sachsen Band I. S. 6. (als Manuscript gedruckt Dresden 1857.)

* Düntzer: Christoph Kaufmann, in v. Raumers histor. Taschenbuch 3. Folge. Jahrg. 10. S. 116 u. f.

** J. G. Jacobi's sämmtliche Werke. 2. Ausgabe. Zürich 1807. Bd. I. S. 106 u. f.

der größten Heftigkeit zu widerstehn," nun so war Alles gut. Täuschte sie aber Jacobi's Voraussetzung, belferte sie fort, nun so mochte der Geplagte die Dose öffnen, der Zürnenden eine Beruhigungsprìese bieten: er hatte dann vielleicht wenigstens so lange Ruhe, als die Gattin — nieste. Schade, daß das Andenken an Yorik und Lorenzo jetzt bei der Frauenwelt kaum mehr wirken möchte!

Niemand machte übrigens bei dem Lorenzoorden bessere Geschäfte als die Drechsler, welche alle alten verlegenen Kuhhörner in Lorenzodosen verwandelten, die denn bis Dänemark und Liefland versendet wurden: auch in Sachsen fanden sie mehrfach Absatz.

Allerlei Curiositäten.

1) Mangelhaftes Ceremoniell in Polen. 1670.

Im Jahre 1670 verheirathete sich der König von Polen, Michael aus dem Hause Wisniowiecz, mit Kaiser Ferdinand III. Tochter, der Erzherzogin Eleonore Marie. Da der ebenfalls einer Erzherzogin seit 1719 vermählte Prinz Friedrich August von Sachsen im J. 1725 sich mit seiner Gemahlin nach Warschau zu begeben beabsichtigte, wünschte der General-Feldmarschall Graf von Flemming zu wissen, welches Ceremoniell man in Polen beim Empfang der Erzherzogin Eleonore Marie beobachtet habe, „principalement,“ wie er schrieb, „le ceremonial, que les Dames Polonaises ont observées aux audiences publiques et aux jours de fete, tant à l'egard de la Princesse que par raport aux Dames étrangeres.“ Er beauftragte daher den Kammerherrn Grafen von Wackerbarth-Salmour, der sich damals in München befand, hierüber bei der Gräfin von Breuner, welche die Erzherzogin Eleonore Marie 1670 nach Polen begleitet hatte, Erkundigung einzuziehn. Die Gräfin erinnerte sich noch der 55 Jahre zurückliegenden Vorgänge: sie war damals nur bis Czenstochau, wo die Vermählung mit König Michael stattgefunden hatte, im Gefolge der Erzherzogin gewesen, sie konnte daher über den spätern Verlauf keine erschöpfende Auskunft geben, was sie aber mittheilte, beweist allerdings genügend, daß man in Polen von strenger Etiquette noch sehr weit entfernt war. Graf Wackerbarth meldete nämlich Folgendes: „J'ai demandé à Madame la Comtesse, qu'elle reception on avoit faite tant de la part de la noblesse,

que de la part des Dames du pais. Elle m'a dit, qu'elle ne se souvenoit d'autres particularités, si ce n'est, que quantité de Polonois étoient venus à sa rencontre jusqu'à Tarnowitz, que tout le chemin avoit fourmillé de monde: qu'aucune dame Polonoise n'étoit encore allée faire sa cour à la Reine: que le Roy avoit soupé en public avec l'Imperatrice et la Reine, etant assis à la droite de Sa Majesté Imperiale et son Epouse à la gauche: que les dames de la suite de l'Imperatrice et de la Reine avoient soupé à une table separée: qu'on avoit fait si peu d'attention au ceremonial, que le Roy n'avoit pas même eu de cadenas à sa table et que tout le monde entroit à la franquette pele-mele jusques dans la chambre du lit. Je lui ai demandé, si elle ne se souvenoit plus comment on avoit reglé à peu prés le ceremonial, qui devroit s'observer ensuite à Cracavie et à Varsovie, mais elle m'a reparti, qu'elle n'en avoit aucune idée, achevant par dire, qu'il y avoit un si grand desordre et confusion à ce mariage, que lorsque la Reine parut en public, habillée magnifiquement et coiffée avec de grandes boucles, pendantes jusqu'à la ceinture, il y eut des Polonois, qui curieux de savoir, si c'étoit lâ sa chevelure naturelle, la tirerent à droite et à gauche par les cheveux, âfin de s'eclaircir de la verité." Diese Notizen genügten wenigstens, um Flemming zu überzeugen, daß es nicht rathsam sei, für den Empfang der Churprinzessin, das Ceremoniell vom J. 1670 als Norm vorzuschlagen. Bei einer andern Gelegenheit lesen wir dagegen, daß der König „pour son divertissement" eine polnische Sitte zur Uebung brachte. Ein Brief des Secretairs Johann von Wosinski aus Warschau vom 24. Juni 1724 meldete dem Grafen v. Flemming: „hier au soir S. M. a fait allumer plusieurs feux dans la cour de son palais, et prit plaisir de voir sauter les dames et les cavaliers qui se trouverent ce soir chez S. M. par dessus ces feux, en quoi

Mad. la Gr. Générale de Lituanie s'est fort distinguée: c'est une coutume que le peuple observe tous les ans la veille de St. Jean."

Ein späterer Brief aus Warschau vom 12. September 1731 mag auch noch hier erwähnt werden, als Beleg der eigenthümlichen socialen Zustände in Polen. Der Geheime Kriegsrath von Bülow theilt darin dem Cabinetsminister Marquis de Fleury mit, daß Tags zuvor der Fürst Lubomirski dem in Warschau versammelten Masurischen Adel ein großes Banket, ausgezeichnet insbesondere „par la profusion de la boisson," gegeben: es waren dabei über 300 Edelleute, von denen aber Bülow bemerkt, „qu'ils auroient de la peine dans d'autres pays de figurer parmi les paysans." Der äußern Erscheinung der Gäste entsprechend, waren auch gewisse Vorsichtsmaßregeln, die der Fürst ergriff: „entre autres precautions prises," schreibt Bülow, „et que rien ne se perde à table, on a eu soin, à la place de serviettes de clouer des essui-mains de quinze aunes, qui regnoient autour des tables et de leur servir des cullières d'étain et des couteaux de bois, qui leur a été permis d'emporter."

---

2) Des schwedischen Tausendkünstlers Paulhaim und Anderer Erfindungen. 1703 u. f.

Ein Tausendkünstler, dessen Name und Erfindungen längst in Vergessenheit gerathen sind, war der Schwede Paulhaim. Ein Brief seines Schwiegersohnes, des Kammerherrn von Manderström, vom J. 1721 bezeichnet ihn als den Erbauer sinnreicher künstlicher Maschinen in den Bergwerken zu Falun, die während der 40 Jahre seit ihrer Errichtung sich als höchst brauchbar erwiesen. Außerdem wird ein künstliches Schloß erwähnt, mit mehreren Schlüsseln, so eingerichtet, daß je nach der Stellung einer Vorrichtung nur einer oder der

andere Schlüssel oder sämmtliche das Schloß öffneten. Der Berichterstatter bemerkt dabei in practischer Anwendung: „quand je veux que la servante (surtout si elle est jolie) entre seule, je ferme la porte de façon que la servante puisse entrer seule et que les clefs des autres sont inutiles.“ Ein anderes Schloß war besonders für zerstreute Leute unschätzbar: es passirt solchen wohl, daß sie an der Hausthüre angekommen, sich nicht erinnern können, ob sie den Schreibtisch zugeschlossen: sie eilen die Treppe herauf, in das Zimmer, überzeugen sich vom Verschluß, finden sich dann aber, wieder in der Hausflur angelangt, abermals im Zweifel, ob sie wohl richtig nachgesehn, ein Kreislauf der besonders, wenn der Schlüsselinhaber etwa 4 Treppen hoch wohnt, für den unparteiischen Beobachter viel erheiternder ist, als für den Treppensteiger. Allen diesen Calamitäten half ein von Paulhaim erfundenes Schloß ab, dessen Schlüssel nicht eher aus demselben herausgezogen werden konnte, bis das Schloß gehörig verschlossen war.

Diese Erfindung würde, nach ihrer Beschaffenheit, besonders für einen Zeitgenossen des Erfinders von Werth gewesen sein, für den Freiherrn von Schleinitz, der sich 1719 als russischer Gesandter zu Paris befand und als der zerstreuteste aller Diplomaten seiner Zeit bekannt war. Einst, im Begriff auszufahren, forderte er seinen Hut: er setzte den ihm sofort überreichten auf, verlangte aber, dessen uneingedenk, von dem ihm das Vorfahren des Wagens meldenden Diener, abermals einen Hut. Diesen zweiten nahm er unter den linken Arm. Im Begriff aus dem Zimmer zu treten, sagte er zu einem andern, die Thüre öffnenden Diener: wie lange läßt man mich auf meinen Hut warten, schnell! Der Diener eilte, ohne seinen Herrn zu betrachten, nach einem dritten Hut, den der Gesandte unter den rechten Arm nahm. So ausstaffirt, wie ein Hutmacherladen, trat er in das Vorzimmer, wo er von dem ihm dort entgegentretenden Kammerdiener abermals seinen Hut verlangte. Der Kammerdiener

machte ihm denn endlich bemerklich, daß er bereits mit 3 Hüten beladen, wohl ausreichend versehn sei.

Um aber von den Hüten wieder auf Paulhaim zu kommen, bemerken wir, daß außer der Fertigung seiner künstlichen Schlösser ihm noch beigelegt wird,

1. die Erfindung einer Brettmühle, welche die Klötzer zugleich sägte und hobelte;

2. einer Dreschmaschine, welche, durch zwei Pferde getrieben, ebensoviel leistete, wie 16 Drescher, zugleich das Stroh und den Staub sonderte und die Körner in einen Verschluß brachte, der eine Entwendung unmöglich machte; die Maschine kostete in Schweden nur 30 bis 40 Thaler, sie war aber nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt, weil man dem Erfinder die Belohnung von 10,000 Thlrn., die er für eine Veröffentlichung verlangte, in Schweden nicht bewilligt hatte;

3. eine Erfindung, vermöge welcher ein Mann allein einen 36 Pfünder bedienen und binnen derselben Zeit 4 bis 5 Schüsse daraus thun konnte, während welcher bei dem damaligen gewöhnlichen Verfahren eine Bedienung von 5 Mann nur einen Schuß zu lösen im Stande war;

4. eine Erfindung, um den Pulverdampf in den Schiffen beim Gefecht abzuleiten;

5. eine Erfindung, vermöge deren man aus einer Entfernung von etwa 4 Ellen ein Schiff sofort in den Grund bohren konnte.

Ueber andere Erfindungen, die wir als damals neue zu betrachten haben, gibt ein gewisser Richardi, über dessen Persönlichkeit und Stellung ins Klare zu kommen uns nicht gelungen ist, Nachricht, der im Auftrag der sächsischen Regierung im J. 1703 in London gewesen zu sein scheint.*

* Die Familie v. Richardi finden wir später in Sachsen. Der sächs. Oberst Johann Samuel v. R. besaß das Vorwerk Neugarten bei Altenberg: er starb im August 1752 und hinterließ als seine Erben seine Brüder, den Obersten Daniel v. R., Besitzer des Rittergutes Golmikau in Schlesien und den hessencasselschen Kammerjunker und Hauptmann Benjamin v. R.,

Von dort schreibt er in einem Briefe vom 4. Juni 1703 dem Grafen von Lagnasco über Maschinen, welche er dort erbauen lassen: „j'ai fait faire ici une machine pour lever de l'eau à force de feu,* une autre pour lever du feu par une machine semblable à celles, qui levent de l'eau pour eteindre le feu des maisons et une troisieme pour faire l'extraction de l'air et de faire autant que cela est possible, un vacuum.“ Als Erfinder der Luftpumpe haben wir aber Richardi deshalb nicht zu betrachten, da Otto von Guerike († 1686) bekanntlich ihm zuvorgekommen war.

Auch der sächsische envoyé zu Cassel, von Ponikau, erzählt in einem Briefe vom 27. October 1724 von einer merkwürdigen Erfindung, von welcher ihm ein glaubwürdiger Mann, der holländische Artillerieoberst de Verjure bei seiner Durchreise durch Cassel Mittheilung machte. Ein Mann in Brüssel war hinter das Geheimniß gekommen, Schießpulver so zu bereiten, daß das Feuer, selbst der Blitz, es nicht zu entzünden vermochte: sollte das Pulver in Gebrauch genommen werden, so konnte es mit sehr geringen Kosten und so schnell, entzündbar gemacht werden, daß ein Mensch in einem Tage 10,000 Pfd. herzustellen vermochte. Der holländische Artillerie-Oberstleutnant Masfeld war beauftragt worden, die Erfindung zu prüfen und hatte sie nach der Versicherung de Verjure's, so vollständig bewährt gefunden, daß die Generalstaaten dem

---

der sich nach England gewendet hatte, ein Sohn des Obersten Daniel hieß Johann August. Ein dritter Bruder Johann Samuels war vor ihm in Irland gestorben.

* Also eine Dampfmaschine, damals noch etwas ganz Neues in Deutschland. 1722 erbaute der k. Architect Joseph Emanuel Fischer von Erlach eine solche in Cassel und für den fürstl. Schwartzenbergischen Garten in Wien: Letztere findet sich als große Merkwürdigkeit beschrieben bei Küchelbecker, Allerneueste Nachricht vom Röm. kays. Hofe, nebst einer ausfürl. Beschreibung der kays. Residentz-Stadt Wien S. 738 u. f. Hannover 1730.

Erfinder 1200 fl. jährlich und 3 fl. täglich, so lange er für die Magazine arbeite, aussetzten.

---

3) Aus Rom. 1708.

Im Jahre 1708 verbot der Pabst Clemens XI., aus welchen Gründen, ersehn wir nicht, alle Carnevalsbelustigungen zu Rom. Das Volk mußte dem Gebot sich wohl fügen, allein der Römische Adel glaubte sich der Befolgung jenes Befehls enthoben. Am 11. Februar ward in einem vornehmen Kreise vor zahlreichen Zuschauern ein Stück unter Leitung des Marquis de Macarani aufgeführt, dessen Rollen Dilettanten aus dem Adel übernommen hatten. Die Sache fand großen Beifall und ihre Fortsetzung ward beschlossen. Der Pabst gerieth aber bei der Nachricht von der Umgehung seines Verbots in großen Zorn. Der Connetable Colonna erhielt die Weisung, sich bis auf weitere Bestimmung bei 20,000 Thlrn. Strafe nicht aus seinem Palast zu entfernen, der Marquis de Macarani und mehrere Andere wurden mit dem Exil belegt: die Acteurs hatten zwar, um ihrer Gefangennehmung zu entgehn, in den Kirchen ein Asyl gesucht, sie wurden aber zu 5 Jahr Galeeren verurtheilt und ein Edelmann aus dem Gefolge der Prinzessin de Belmonte, welcher die Hauptrolle in dem Stück gespielt hatte, sogar zu 10 Jahr Galeeren. Diese harten Maßregeln erregten große Erbitterung, die sich am 17. Februar durch eine Demonstration Luft machte. Der Pabst hielt an diesem Tage eine Procession, bei der die Elite des Adels sich seinem Gefolge anzuschließen pflegte: der Adel blieb aber diesmal aus und das Volk, welches bei diesen Gelegenheiten den päbstlichen Segen knieend zu erbitten hatte, beugte beim Erscheinen des Pabstes nicht einmal die Knie.

Auch im Jahre 1732 ward das Theater in Rom aus einem eigenthümlichen Grunde geschlossen. Es war dort eine hergebrachte Sitte, daß die Gesandten ihre Loge im

Opernhause mit dem Wappen des Fürsten, den sie vertraten, schmückten. Der kaiserliche Gesandte, Graf von Gallas, ermiethete aber zwei Logen und ließ sie unter Beziehung darauf, das Kaiser Karl VI. eine doppelte Würde, als deutscher Kaiser und als König von Spanien, in sich vereinige, Beide mit dem Wappen versehn. Niemand fand dagegen etwas zu erinnern, am wenigsten der französische Gesandte, Cardinal von Polignac, der am Theater gar kein Intresse nahm und seine Loge nie betrat. Der Nachfolger des Grafen v. Gallas, der Cardinal Cienfuegos, behielt die Einrichtung, welche sein Vorgänger getroffen hatte, bei. Im Jahre 1732 ward der Cardinal von Polignac von seinem Gesandtschaftsposten zu Rom durch den Herzog von St. Aignan abgelöst. Bei der Eröffnung der Opernsaison wendete sich dieser an das päbstliche Ministerium mit der Bitte, ihm ebenfalls, wie dem kaiserlichen Gesandten, zwei Logen zu gestatten: es ward ihm aber die Antwort, daß dieß eine Angelegenheit sei, welche mit dem gesandtschaftlichen Ceremoniell in keiner Verbindung stehe. Dem Herzog gelang es nun durch Verständigung mit dem Prinz Vaini, der ihm seine Loge überließ, in den Besitz zweier Logen zu gelangen, an welchen das französische Wappen angebracht ward. Diese Neuerung erregte den lebhaftesten Widerspruch des Cardinal Cienfuegos, der unter der Behauptung, daß zwei Logen nur dem kaiserlichen Gesandten zukämen, sich mit einer Beschwerde an die päbstlichen Minister wendete. Alle Vorstellungen waren vergeblich, Cienfuegos blieb dabei, es handle sich hier um die Würde seines Herrn, der er nichts vergeben könne, der Herzog war aber ebensowenig geneigt zurückzutreten, der Pabst griff daher in der Verlegenheit zu dem Auskunftsmittel, das Opernhaus schließen zu lassen. Beide Gesandte sendeten Couriere an ihre Höfe mit Berichten über den schwierigen Casus. Am schlimmsten war der unglückliche Unternehmer der Oper daran, der das Orchester, die Sänger, das ganze Personal bezahlen sollte, ohne eine Einnahme zu haben. Um ihn zu entschädigen,

erließ der „auditeur du Pape“ die Bestimmung, daß die Abonnenten der Logen die Hälfte des Abonnementspreises bezahlen sollten, eine Entscheidung, die aber bei den Betheiligten wenig Anklang fand. Die Oper ward die Saison über nicht wieder eröffnet.

---

4) Actienschwindel in Holland. 1720.

Den Schwindel, der durch Law in Frankreich hervorgerufen, auch in Holland sich verbreitet hatte, benutzte ein Mäkler Namens van Ryck im Haag auf folgende originelle Weise. Er veröffentlichte durch gedruckte Zettel, die er in die Häuser vertheilen ließ, im Juli 1720 eine Aufforderung zu Gründung einer Actiengesellschaft mit einem Capital von 100 Millionen Gulden: ein bestimmter Zweck der Gesellschaft war gar nicht angegeben, zugleich aber die Bedingung gestellt, daß bei der Unterzeichnung der Actie von 1000 fl. eine Anzahlung von ¼ pro Mille zu leisten sei, welche aber für verfallen erklärt ward, wenn die Generalstaaten der Unternehmung ihre Genehmigung verweigern sollten. An dem zur Unterzeichnung bestimmten Tage strömte von früh 2 Uhr Morgens eine Masse Menschen herbei: bis zum Abend waren nicht nur die 100 Millionen gezeichnet, sondern Ryck hatte baare 27,500 fl. eingestrichen. Keinem der Unterzeichner war es eingefallen, nach dem Zweck des Unternehmens und den davon zu erwartenden Vortheilen auch nur zu fragen. Ryck fand soviel Geschmack an der Sache, daß er Tags darauf die Unterzeichnungen fortsetzen wollte, allein der Fiscal nahm von dem Vorgang Notiz und befragte Ryck über seinen Plan: da derselbe nichts weiter anzugeben vermochte, als daß er mit dem Capital unbekannte Länder zu entdecken und von deren Ertrag jährlich 10% zahlen zu können hoffe, ward

dem Schwindel durch ein Verbot und die Anordnung der Rückzahlung der Gelder ein Ende gemacht.*

Der Antiquarius Philipp von Stosch, dessen Briefwechsel mit dem General-Feldmarschall Grafen von Flemming wir diese Thatsachen entnehmen, berichtet außerdem als Augenzeuge auch über ähnliches tolles Treiben in Amsterdam. Er schreibt in einem Briefe von dort vom 21. August 1720: „Der Actienhandel in Amsterdam gewährt mir das unterhaltendste Schauspiel von der Welt. Ein Caffeehaus mit Namen Caffé Quincampois und der Platz vor dem Stadthause bilden das Theater, zweimal des Tags von 10 Uhr früh bis Mittag und von 7 Uhr Abends bis 1, 2, 3 Uhr nach Mitternacht. Die Mäkler agiren als Harlequine und sind in unausgesetzter Bewegung, um ihre Actien abzusetzen, deren Namen sich nur derjenige merken kann, der sie auf Kosten seiner Börse auswendig gelernt. Man theilt die Actien in zwei Classen: die der kleinen, in den verschiedenen Städten Hollands errichteten Assecuranzgesellschaften werden „bubbles“ (Windblasen) genannt, die größern sind die der Südcompagnie, der Ostcompagnie, der Bank von England, der zwei englischen Assecuranzgesellschaften u. s. w. Man spricht von Millionen, als wenn es sich um 2 sou Stücken handelte, und es sind das nicht Millionen französischen Papiers, sondern gutes Geld, das Tags darauf an die Bank gezahlt werden muß. Ich habe Leute 100,000 Thaler verlieren und Andere ebenso soviel in einer halben Stunde gewinnen sehn. Ich glaube nicht, daß die Barke Charons je eine gemischtere Gesellschaft vereinigt hat, als die der Actienhändler. Agioteurs, Grafen,

* Diese Geschichte erinnert an eine ähnliche, welche Falke: „Schwindeleien in frühern Jahrhunderten“ (im deutschen Museum herausg. von Prutz 1860 S. 613) erzählt. In England legte Jemand Listen auf, zur Unterzeichnung auf 1 Million, ohne Zweckangabe: Viele zeichneten 1000 £ zu 5 Sch. Einsatz, wurden aber einige Tage später aufgefordert, ihr Geld zurückzunehmen, weil man nur habe sehn wollen, wie viele Narren in England an einem Tage könnten gefangen werden.

Prinzen, Gesandte, Kaufleute, mit einem Worte, alle Stände, Nationen, Religionen, wirbeln in demselben Chaos herum. Mitglieder der General-Staaten zu Dutzenden, verkaufen ihre Promessen auf öffentlichem Markte und versprechen, um ihre Waare theuer verkaufen zu können, die wunderbarsten Privilegien, welche sie den Actiengesellschaften zu bewilligen beabsichtigen." Nicht die Behörden waren es, welche dem Schwindel, der Einzelne bereicherte, eine Menge Unvorsichtiger aber an den Bettelstab brachte, entgegenzutreten suchten, sondern „la canaille," wie Stosch sich ausdrückt. In den ersten Tagen des Octobers 1720 rottirte sich eine Menge Volk zusammen, und fiel mit Knitteln bewaffnet, über die Besucher des caffé Quincampois her, um sie zu verjagen: die Angegriffenen zogen ihre Degen und bahnten sich einen Weg durch die Menge. Der Rath zu Amsterdam veröffentlichte hierauf einen Anschlag, worin auf die Anzeige der Anstifter des Tumults, eine Belohnung von 600 fl. gesetzt und die Drohung enthalten war, daß bei einer Wiederholung die auf der That Ergriffenen, ohne weitern Proceß gehangen werden würden. Zugleich erging an die Wache der Befehl, bei einem fernern Versuch eines Auflaufs scharf zu schießen. Unter solchem obrigkeitlichen Schutz hatte das Unwesen ungestörten Fortgang.

---

5) Ein originelles Testament. 1721.

In Breslau starb im J. 1721 ein Mann mit Hinterlassung eines Vermögens von 30 bis 40000 fl. und eines Testaments, worin es hieß: man werde nach seinem Tode sechs versiegelte Zettel finden, von denen drei die Namen einiger seiner Verwandten, drei die Namen seiner Freundinnen (d'une bonne amie) enthielten: diese Zettel sollten in eine Urne gethan und einer derselben durch ein Kind gezogen werden: die Person, deren Name der Zettel enthalte, solle seine Universalerbin sein

und an jede der auf den 5 andern Zetteln bezeichneten Personen 50 Thlr. zahlen. Dieser letzte Wille ward buchstäblich vollzogen: der gezogene Zettel enthielt den Namen der Gräfin Bergk, „la Josepherle," wie unser Gewährsmann, Graf Manteuffel, sie bezeichnet, die mit dem Erblasser kaum persönlich bekannt gewesen, ihn nur einige Mal in Gesellschaften gesehn hatte.

---

6) Ostermährlein zu München. 1724.

In München herrschte noch im J. 1724 die Sitte, daß die Geistlichen am 2. Osterfeiertage ihren Zuhörern ein sogenanntes „Ostermährlein" von der Kanzel zum Besten gaben, bei welchem kein Text aus der Bibel zu Grunde gelegt ward, auch der Prediger nicht die Versammlung zu erbauen, sondern sie zu amüsiren sich bemühte „par des contes pour rire," wie der damalige sächsische Gesandte in München, Graf von Wackerbarth-Salmour, in einem Briefe vom 26. April 1724 schreibt, „entrelardés de quantité de proverbes et de balivernes." Als Grund dieses eigenthümlichen Gebrauchs ward angeführt, es sei nöthig das Volk nach der Stille und Trauer der heiligen Woche wieder zur Heiterkeit zurückzuführen.* Unbekannt mit dieser Sitte, besuchte der genannte Graf die Kirche in Begleitung des sächsischen Legationssecretairs von Lith. Beide waren sehr erstaunt, als der berühmteste Prediger Münchens die Kanzel betrat und sich wie ein Hanswurst zu geberden begann, allein Liths Erstaunen verwandelte sich in die größte Bestürzung, als er auf einmal seinen eignen Namen aus dem Munde des Predigers vernahm, der ihn mit den verletzendsten Worten begleitete, die von der Versammlung mit lautem Gelächter empfangen wurden. Lith eilte, vom Grafen be-

---

* Ueber die auch an andern Orten übliche Sitte des „Ostermährlein" oder des „Ostergelächters" siehe auch Flögel, Geschichte des Groteskkomischen S. 182.

gleitet, aus der Kirche, um sich sofort bei einem der Minister über die ihm angethane Beschimpfung zu beschweren: der Graf unterstützte diese Beschwerde mit der Versicherung, daß wenn er auch einen Eclat zu vermeiden wünsche, doch jedenfalls Mittel finden werde „de brider la langue du predicateur, de sorte, qu'il se garderoit certainement une autre fois de prendre en but le secretaire de legation du Roy et de l'insulter dans ses discours.“ Der Minister versicherte, er falle aus den Wolken, es müsse nothwendig ein Mißverständniß obwalten. Dies war denn auch der Fall; der Geistliche, dem der sächsische Legationssecretair ganz unbekannt war, hatte einen Andern seines Namens, einen lutherischen Geistlichen am Anspacher Hofe, der eine theologische Streitschrift herausgegeben hatte, zur Zielscheibe seines Witzes erwählt und beeilte sich denn nun dem Namensvetter, der sein unschuldiges Opfer geworden war, seine Entschuldigungen darzubringen. Graf Wackerbarth ergriff wohl auch die klügste Partie indem er nach dieser Erläuterung, sich begnügte zu erwiedern, „qu'il falloit tirer le rideau, puisque la farce était jouée.“

---

7) Zur Lebensgeschichte des Premierministers Grafen von Brühl. 1731 u. f.

Im September 1731 schrieb der Cabinetsminister Marq. de Fleury an einen seiner Freunde: „Mr. le Chev. Bruhl a été declaré conseiller privé: les titres peuvent aller plus loin, mais non la faveur, ny le credit; je n'ay pas la moindre envie de juger, s'il en resultera du bien ou du mal: je ne connois rien de mauvais dans ce sujet et ne l'ay point assez frequenté, pour rien avancer sur la portée de ses talens: il est scûr, qu'avec l'entiere connoissance que chacun luy donne de ce qu'il scait et celle de l'intention du maistre, il aura plus de facilité à

reussir, que le plus habile homme du monde, tenu à l'obscur sur toutes choses."

Fleury hatte richtig prophezeit, indem er Brühl eine glänzende Zukunft vorhersagte, wenn er aber länger gelebt hätte, würde er über die Frage, „s'il en résultera du bien ou du mal" nicht in Zweifel geblieben sein. Trotz aller Tyrannei, die Brühl übte, trotz dem Unheil, das er über Sachsen brachte, begnügten sich aber seine zahlreichen Feinde damit, ihn zu verwünschen: sich ihm zu widersetzen, wagte so leicht Niemand, vielmehr beweisen eine große Menge Briefe an ihn, die das Haupt-Staatsarchiv bewahrt, wie kriechend man um seine Gunst buhlte. Ist uns doch unter Tausenden nur ein einziges Schreiben aufgestoßen, dessen Verfasser den Muth gehabt, der Hoffahrt und den Uebergriffen des allmächtigen Ministers offen entgegenzutreten und ihn in seine Schranken zu verweisen. Es war dies der polnische Kron-Groß-Feldherr, Johann Clemens Branicki. Graf Brühl, der bekanntlich eine Menge Functionen in sich zu vereinigen gewußt hatte, war u. a. auch polnischer Generalzeugmeister. Als solcher gerieth er mit dem Kron-Groß-Feldherrn in geschäftliche Differenzen, bei denen er seine Stellung als Minister, die hierbei nicht in Frage kam, geltend machen wollte. Branicki bezeichnet in einem Briefe vom 29. Juli 1756 hierauf zunächst ein Schreiben Brühls als „une reponse deplacée" und fährt dann also fort: „Je n'ai tenu d'autre langage à V. E., que celui auquel ma charge m'autorise. Je ne méconnais point les prérogatives de celle que vous occupez dans l'état militaire de la couronne et je n'ignore pas moins, que cette charge ne sauroit soustraire celui qui en est revetù, à la subordination et au commendement superieur du Grand Général. Je ne désire nullement de partager avec V. E. la consideration, que lui donne en Europe le poste de premier ministre de Saxe. Elle est due à son mérite personel. Mais si vous jugez devoir me faire souvenir

du rang que vous occupez, il est bon de vous dire quel est le mien. Je suis par la grace du meilleur des Rois, qui connoit mon zéle et ma fidélité, senateur et Grand Général de Pologne, deux dignités, qui doivent vous être egalement respectables etc."

Da das Schreiben noch ganz unversehrt ist und keine Spuren trägt, daß es längere Zeit der Luft in den Brühlschen Salons ausgesetzt gewesen sei, so liegt die Vermuthung, daß der Minister es an den Spiegel gesteckt habe, nicht sehr nahe. Aber man ging in Warschau noch viel weiter, man stellte Brühl sogar nach dem Leben. Ein Brief des Königs von Polen an seine Schwiegertochter, die Churprinzessin Maria Antonia aus Warschau vom 8. April 1761 theilt folgendes Ereigniß mit. Graf von Brühl war mit seiner Familie zu den General-Kron-Postmeister in Polen und Lithauen, dem Geheimen Rath Karl Leonhard Marschall von Bieberstein zum Diner geladen, mit ihm mehrere der Gesandten und andere vornehme Personen. Es sollte ein glänzendes Fest stattfinden, dessen Vorbereitungen mehrere Tage gedauert hatten und der Aufmerksamkeit des Publicums nicht entgangen waren. Die Gesellschaft fing bereits um die festgesetzte Stunde an sich zu versammeln, als der sorgsame Wirth noch einen prüfenden Blick auf die prachtvoll geschmückte Tafel zu werfen beschloß, die im geräumigen Speisesaale aufgestellt war. Alles war in bester Ordnung, Marschall eben im Begriff den Saal zu verlassen und die Gesellschaft zum Eintreten aufzufordern, als eine furchtbare Explosion erfolgte. Der große Kachelofen zersprang in zahllose Stücken, welche die Tafel mit Allem, was sie enthielt, zertrümmerten und Marschall, der wie ein Wunder dem Tode entging, im Gesicht und an den Füßen bedeutend verletzten. Alles stürzte erschrocken herbei: es ergab sich, daß man eine starke Petarde in den Ofen gelegt, die sich, wie der König vermuthet, erst entzünden sollte, wenn die Tischgenossen und mit ihnen Graf v. Brühl an der Tafel Platz genommen, nun

aber zu früh explodirte. So kam die Gesellschaft mit dem Schrecken und dem Verlust des Diners davon, der Urheber des Bubenstücks aber blieb, trotz aller Nachforschungen, unentdeckt.

---

8) Aus Berlin. 1739.

Ein räthselhaftes Ereigniß beschäftigte im Frühjahr 1739 nicht nur die Stadt Berlin und den dortigen Hof, sondern auch die Behörden, ohne daß es gelungen wäre, den Schleier, der die Betheiligten barg, zu lüften. Zu Anfang des Monats März 1739 erschien in einem Gasthause zu Berlin ein Fremder, dessen Aeußeres Reichthum und vornehmen Stand verrieth, der aber seinen Namen nicht nannte. Anscheinend mit der Localität schon vertraut, begab er sich vor das Königsstädter Thor und miethete dort, wie sich später ergab, in einem Privathause ein Quartier für eine Dame, welche ihre Niederkunft abwarten wolle. Einige Tage später fuhr dort des Abends ein eleganter, mit 4 Pferden bespannter Wagen vor, aus welchem der Fremde eine tiefverschleierte Dame in die ihr bestimmten Zimmer geleitete: eine Dienerin folgte ihr. Den Anordnungen des Unbekannten gemäß, war Alles vorbereitet, eine Hebamme sofort zur Stelle. Wenige Stunden nach ihrer Ankunft, schenkte die sehr schöne und noch junge Dame einem Knaben das Leben, allein sie selbst war — eine Leiche. Der Fremde war außer sich vor Schmerz, er eilte zu dem Pfarrer der Parochie und beschwor ihn, indem er den Unglücksfall ihm mittheilte, das neugeborne Kind zu taufen. Der Geistliche verlangte den Namen der Eltern zu wissen, dessen Angabe der Fremde Anfangs verweigerte, endlich aber, unter dem Beichtsiegel, entdeckte. Hierdurch, vielleicht auch durch eine dem Geistlichen übergebene Börse mit 20 Ducaten wurde dieser bewogen, die Taufe des Kindes sowie die Beerdigung der Verblichenen zu übernehmen. So-

bald die Taufhandlung in demselben Zimmer, wo noch die Leiche lag, erfolgt war, setzte sich der Fremde mit der Dienerin und dem Knäbchen in den bereitstehenden Wagen und fuhr davon. Unter die Bewohner des Hauses hatte er eine große Summe mit der Bedingung tiefster Verschwiegenheit, vertheilt. Die Beerdigung erfolgte in aller Stille, mehrere Wochen blieb der Vorgang geheim. Indessen verlautete später doch etwas davon; das Gerücht gelangte an den Commandanten und den Fiscal, welcher eine Erörterung deshalb veranstaltete. Die Leute in dem Gasthause, in welchem der Fremde zuerst abgestiegen, die Bewohner des Hauses, in welchem der Todesfall sich ereignet, wurden befragt, sie wußten aber weder den Namen noch den Aufenthalt des seitdem verschwundenen Unbekannten anzugeben. Der Geistliche verweigerte, unter Bezugnahme auf das Beichtsiegel, jede Auskunft: es ward, da er gegen die Gesetze verstoßen, beschlossen, mit der Untersuchung gegen ihn zu verfahren. Diese Drohung bewog ihn zu dem Erbieten, dem Fiscal ins Geheim, was er wisse, mitzutheilen. Man erzählte sich, er habe ausgesagt, die Verstorbene sei die schöne Tochter eines Finanzrathes in Stettin gewesen, die bei ihrem Bruder, dem Amtmann zu Costenblatt, gewohnt habe: man flüsterte sich dabei ins Ohr, der Vater des Kindes sei der zweite Sohn des Königs, Prinz Wilhelm. Nähere Nachforschungen über diesen Punct, welche die Neugierde veranstaltete, ergaben aber das Unbegründete jener Vermuthung, wenigstens zeigte sich keine weitere Spur, daß der Prinz mit dem bezeichneten Mädchen ein Verhältniß gehabt habe. Um die Identität der Person zu constatiren, ließ der Fiscal das Grab öffnen: man erbrach den Sarg und fand ihn — leer. Der Leichnam war und blieb ebenso wie der Fremde und Neugeborne verschwunden: die Untersuchung ergab kein Resultat, und es gelang auch den Nachfragen des Grafen von Manteuffel, dessen Mittheilungen an den Minister Grafen von Brühl wir unsere Nachrichten entnehmen, nicht, etwas Weiteres zu erfahren.

Unsere Quelle meldet aus derselben Zeit noch einen eigenthümlichen Vorfall, bei dem die Nemesis sich eines Schöpsenbratens zur Entdeckung von Verbrechern bediente. Die Gegend von Perleberg ward seit längerer Zeit durch eine Räuberbande unsicher gemacht, die sich allen Verfolgungen der Justiz zu entziehn wußte. Zu Ende des Monats Mai 1739 brach die Bande auf dem Gute eines Edelmanns in der Priegnitz während dessen Abwesenheit ein: eine Frau ward ermordet, das Haus ausgeplündert. Unter andern hatten die Räuber auch einen bereits zugerichteten Schöpsenbraten der Speisekammer entführt. Der Beraubte kehrte auf die Nachricht des Unglücksfalles zurück, stellte Nachforschungen an und richtete diese insbesondere darauf, wo etwa der Schöpsenbraten verzehrt worden sein möchte. Es ergab sich, daß ein solcher in einer Schenke, einige Meilen vom Schauplatz der That entfernt, am Morgen nach derselben, von mehreren wohlbekannten Personen verspeist worden war. Auf dieses Indicium hin ließ der Beraubte jene verhaften und sie gestanden in der ersten Ueberraschung die That, bezeichneten sämmtliche Mitglieder der Bande, zu der, wie Graf v. Manteuffel erzählt, sogar einige Beamte, Dorfgeistliche und Dorfrichter gehörten, die denn den Lohn ihrer Thaten fanden.

---

9) Erbanspruch auf die Türkei. 1740.

Bei den verschiedenen Ansprüchen, welche auf den dereinstigen Nachlaß des „kranken Mannes“ erhoben worden sind und noch erhoben werden möchten, ist vielleicht nachstehende Notiz, wenn sie sich bewahrheiten sollte, geeignet den Ausschlag zu geben, zumal wenn sie von der bekannten ultima ratio regum unterstützt werden sollte. Es schreibt

nämlich der Oberstleutnant von Zöge-Manteuffel* dem Minister Grafen von Brühl unter dem 18. November 1740 Folgendes: „Der französische Resident (in Danzig) Oberst Tourville meldet mir gestern, daß der Cardinal Tenzin einen uralten Brief von einem gewissen orientalischen Kaiser an einen König von Frankreich geschrieben, nach Frankreich geschickt, dessen Inhalt sonderlich dieser ist, daß gedachter Kaiser ihn zum Erben aller seiner Länder gemacht und muthmaasete man, daß der König aus diesem Fundament den kaiserlichen Titel annehmen werde."

Wir wollen nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß der Senat, der im J. 1803 Napoleon I. zum Kaiser ernannte, dies lediglich auf den Grund jenes uralten Briefes eines orientalischen Kaisers gethan habe, mögen aber ebenso wenig in Abrede stellen, daß manche Ansprüche, welche Frankreich seit jener Zeit geltend zu machen gewußt hat, auf einer Basis beruhen, deren Rechtsbeständigkeit wir jenem „uralten Briefe" gleichstellen möchten.

---

10) Weimarsche Mühlenordnung. 1743.

Wir haben in Band 1. S. 459 einen Beleg wunderlicher legislatorischer Thätigkeit des Herzogs Ernst August I. von Sachsen-Weimar († 1748) geliefert. Jenes von uns erwähnte Rescript über eigenthümliche Feuerlöschapparate hatte, wie wir nachträglich bemerken, doch aber bald nach seinem Erscheinen Bedenken erregt und der Herzog erließ daher einen anderweiten Befehl, durch welchen er Allen, welche Exemplare seines frühern Erlasses erhalten hatten, deren Rücksendung bei

* Ein Name, der uns öfters in den Correspondenzen aus jener Zeit begegnet: ein Träger desselben war 1728 Kammerherr der Herzogin von Holstein-Gottorp, Anna Petrowna, Tochter Peter des Großen.

Geldstrafe und mit der Anordnung, keine Abschrift davon zurückzubehalten, anbefahl. So erzählt der Graf von Manteuffel in einem Briefe an den Minister Grafen von Brühl vom 13. Februar 1743. Er fügt aber noch ein anderes Curiosum bei. Der Herzog erließ eine Mühlenordnung, zunächst in der Absicht den Betrügereien der Müller Einhalt zu thun: ein Jahr ließ er verstreichen ohne Notiz zu nehmen, ob die Müller seinem Befehle nachkamen. Nach Ablauf des Jahres aber erging ein Rescript, dessen Inhalt Manteuffel dahin angibt: „Man würde sich erinnern, was Ihro Durchlaucht vor eine heilsame Mühlenordnung hätten publiciren lassen: da nun, daß alle Müller Diebe wären, weltkundig und dahero gewiß zu vermuthen sei, daß kein einziger unter ihnen solcher landesväterlichen Verordnung nachgelebt haben werde, als würden sie, Kraft dieses, durchgehends in die wohlverdiente-Strafe condemnirt und hätten sie dahero, Dieser soviel und Jener soviel weniger oder mehr hundert Thaler fördersamst baar zu der Rent-Cammer zu entrichten oder daß diese Strafgelder durch militairische Execution eingetrieben werden würden zu gewärtigen.“ Manteuffel mag die Gewähr für diese Mittheilung übernehmen; er versichert aber, die Müller hätten wirklich die ihnen dictirte Strafe ohne weitere Untersuchung bezahlen müssen.

---

11) Electrische Versuche. 1744.

Die Electricität war in ihren Wirkungen zwar schon den Alten bekannt, allein erst seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts gelang es fortgesetzten Forschungen und Experimenten der Physiker, der wunderbaren Erscheinung allmälig näher zu treten. In Leipzig beschäftigte sich zu Anfang der 1740iger Jahre besonders der Prof. Winkler eifrig mit electrischen Versuchen und es gelang ihm auch, unter Mit-

hülfe eines geschickten Drechslers, eine Electrisirmaschine zu Stande zu bringen, welche als etwas dort nie Gesehenes, das größte Staunen erregte. Zu Anfang des Monats März 1744 kam der Prinz Karl von Lothringen, der sich kurz vorher mit der Erzherzogin Marie Anne, Kaiser Karl VI. Tochter, vermählt hatte, nach Leipzig. Eine Ueberschwemmung, welche die Wege ungangbar gemacht hatte, nöthigte das junge Ehepaar zu längerm Verweilen. Die Universität hatte die Reisenden feierlich begrüßt, ihre hervorragenden Glieder bemühten sich denn auch, ihnen die Zeit zu verkürzen. Prof. Gottsched hielt auf den Wunsch des Herzogs einen längern Vortrag über den letzterschienenen Cometen; so interessant er aber sein mochte, er sprach doch die junge Erzherzogin bei weitem weniger an, als Prof. Winklers Experimente mit der Electrisirmaschine. Das fürstliche Ehepaar hatte von der Erfindung, wie Graf von Manteuffel dem Minister Grafen von Brühl schreibt und wir gern glauben wollen, „aucune idée“ und Winkler mußte Stundenlang bis zum späten Abend seine Experimente wiederholen. Er erhielt aber auch in dankbarer Anerkennung sofort nach seiner Entfernung, ebenso wie Prof. Gottsched, durch einen Kammerherrn eine in Gold gefaßte Dose von Amethyst ausgehändigt, der geschickte Drechsler aber 10 Ducaten. Kurze Zeit darauf kam ebenfalls der berühmte Philosoph, Kanzler v. Wolff, den König Friedrich II. nach Halle zurückgerufen, nach Leipzig „pour se donner,“ wie Manteuffel am 12. Mai 1744 schreibt, „le plaisir, d'être témoin oculaire de l'état florissant, où on l'a assuré, m'ecrit-il, que l'academie se trouve surtout depuis quelques années et pour voir nos experiences électriques, que nous avons, en effet, poussé aussi loin qu'elles peuvent à mon avis l'avoir été partout ailleurs.“ Derselbe Brief bietet zugleich einen Beleg der wunderlichen Vorstellungen, die man damals von der Erfindung in ihren Wirkungen selbst in den gebildeten Kreisen hegte. Der bekannte Feldmarschall Graf von Seckendorff, welcher damals

die Truppen Kaiser Karls VII. gegen Oestreich commandirte, hatte nämlich auch von der Electrisirmaschine gehört, glaubte, man könne davon einen militairischen Gebrauch machen und schrieb deshalb aus dem Feldlager an den ihm vertrauten Grafen Manteuffel. In dem von diesem mitgetheilten Briefe sagt er u. a.: „Da man 1000 Cuirassirten Reuthern, mit Ober- und Untergewehr diese Eigenschaft geben kann, was soll es helfen oder schaden? Expliquez nous cela und informez nous, worauf eigentlich die Sache ankommt und woher sie rührt? Denn wir sind Ignoranten in der Physic.“ Er meinte also anscheinend, daß man ein Regiment electrisiren könne, welches dann beim Angriff statt Feuer, Funken gebe und damit die Feinde in die Flucht schlagen könne.

Graf von Manteuffel nahm selbst lebhaftes Interesse an den Experimenten und wenn er auch seinem Freunde, dem Feldmarschall, nicht eine Maschine senden konnte, welche die Oestreicher aus den Bayerschen Landen wegzuelectrisiren im Stande gewesen, so bereicherte er doch die Wissenschaft mit einer neuen Idee. Er macht dies dem Grafen von Brühl gegenüber in einem Briefe vom 7. Juli 1744 in folgenden Worten geltend: „Votre Excellence a entendu parler de l'electricité. Les experiences, qu'on continue d'en faire, occupent sans cesse la pluspart des savans, tant icy, qu'ailleurs. Mais personne, que je sache, ne s'était encore avisé, de se servir de porcelaine au lieu d'un verre electrique. La curiosité m'aiant porté, ces jours passez, à en proposer l'experience au Prof. Winckler icy, je lui fourni un gobelet de porcelaine Chinoise et une especc de jatte de porcelaine de Saxe, et comme il les essaya en ma presence, nous trouvames les effets de l'une et de l'autre porcelaine, mais sur-tout ceux de la dernière, infiniment plus efficaces et plus promts, que ceux des meilleurs verres electriques.“ In einem spätern Briefe bemerkt er, daß er, um die Versuche fortzusetzen, in Meißen zwei Porcelanvasen fertigen lasse. In Warschau,

wo der König von Polen mit Brühl sich gerade befand, faßte man die Mittheilung weniger von der wissenschaftlichen als von der porzelanenen Seite auf: Brühl antwortet: „Ayant recu avec la lettre de Votre Excellence du 7 d. c., les deux feuilles de nouvelles, qu'Elle y avoit jointes, j'ai l'honneur de l'en remercier, de même que de l'observation curieuse sur l'usage, qu'on peut faire de notre porcelaine dans les experimens electriques preferablement à celle des Indes et même aux verres, dont on se sert ordinairement dans ces occasions. Le Roi a appris avec plaisir cette particularité, qui fournit une nouvelle preuve de la bonté intrinseque de notre porcelaine, en etablissant sa reputation même parmi les savans.“

Der Graf von Manteuffel gedenkt auch in einem andern Briefe der Studien über die Electricität, mit welchen der von uns bereits erwähnte Graf von Gotter „en vrai hanneton“ sich beschäftigte: er bezweifelte insbesondere dessen Angabe, daß mit einem electrischen Funken Weingeist entzündet worden sei.

---

12) Der General Frhr. o Kelly. 1765.

Einen schönen Zug des öftreichischen Generals, Freiherrn o Kelly, entnehmen wir seinem Briefwechsel mit dem sächsischen Cabinetsminister Grafen von Flemming. Er schreibt am 18. März 1765: „V. E. excusera la liberté que je prends de L'incommoder pour faire un petit bon oeuvre, qui me tient au coeur depuis la bataille de Torgau.* Lorsque nous y fumes attaqué, j'ay commandé l'aile droite de la 2 ligne de notre armée, ayant le village de Süptitz

* Am 3. November 1760 schlug König Friedrich II. die Oestreicher bei Torgau in einem blutigen Kampfe; General v. Ziethen umging die Letztern und trug wesentlich zu dem Siege bei.

derriere moi. Mais lorsque je me suis apperců, que le corps de Zieten qui faisait à peu pres la moitié de l'armée du Roi, étoit en mouvement pour m'attaquer en dos, je me suis depeché de changer de front pour lui faire face. L'unique ordre, que j'ay recu depuis l'apparition du corps de Zieten a été celui, d'incendier le dit village de Süptitz.

L'horreur, que j'ay toujours eu de faire du mal à mon prochain, me fit differer l'execution de cet ordre autant qu'il m'a été humainement possible etc." Er rechtfertigt hierauf die Nothwendigkeit der Maßregel ausführlich aus militairischen Gründen und fährt dann fort: „comme je ne suis ni riche ni opulent, je ne puis pas faire d'autre bien aux pauvres habitants de Suptitz, que de les recommander à la bonté et charité de V. E. et à la clémence de LL. AA. RR. le Prince Xavier administrateur et la pieuse et charitable Electrice et de supplier V. E., de faire distribuer par le curé ou tel autre homme equitable, les cents ducats, dont Elle trouvera cijoint la lettre de change, aux pauvres habitants de ce village. Je La supplie de faire insinuer en meme tems aux dits habitants, qu'ils cessent de faire des imprecations contre moi, puisque je ne pouvois pas me dispenser de faire bruler cette portion de village et que si Schönbrunn ou Laxembourg eussent été dans le cas, à la place de Suptitz, je n'aurais par hesité de les faire incendier, quelque horreur que j'ay pour ces sortes d'operations."

Natürlich ward diese milde Gabe mit größtem Danke angenommen und der Ober-Consistorial-Vice-Präsident, Peter Freiherr von Hohenthal zu Falkenberg, erhielt den erfreulichen Auftrag das Geld in Süptitz zu vertheilen.

Das arme Sachsen, das so oft das traurige Schicksal betroffen hat, der Schauplatz blutiger Kämpfe zu sein und von Freund und Feind verheert zu werden, würde noch viele

Gelegenheiten zu Bethätigung ähnlicher edler Gesinnungen geboten haben, sie blieben aber unbenutzt. Doch wollen wir noch eines Vorganges gedenken, der insofern erwähnenswerth erscheint, als er in die Zeit des 30jährigen Krieges fällt, während dessen sonst das Erbarmen von der Erde in der That verschwunden zu sein schien.

Der Marktflecken Kötzschenbroda bei Dresden war im J. 1637 von den Schweden verheert worden: am 27. August 1645 ward dort der Waffenstillstand mit den Schweden geschlossen, ein Vorläufer des westphälischen Friedens: man dachte nun auch an die Herstellung des zerstörten Kirchthurmes. Dazu schenkte der Generalmajor Arell Lillie, der sich unter den schwedischen Abgesandten befunden hatte, 50 Gulden „zum Gedächtniß und Beförderung des Baues, weil die Schwedischen den Brand gethan."

Officin der Verlagshandlung.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03069 3645



